

Zum Jahresende: **Menschen und Gespräche**

Doppelnummer 51/52 – 18. Dezember 2014 bis 8. Januar 2015 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Wir sind 2014

Johann Schneider-Ammann, Kim Kardashian, Sepp Blatter, Mark Branson, Charles Lewinsky, Melanie Oesch, Pankaj Mishra, Christa Rigozzi, André Jaeger, Alyssa Carson, Patrick Aebischer, Verka Serdutchka, Etienne Jornod, Trudi O., Elsbeth Stern, Mix & Remix, Philipp Fankhauser u. v. a. m.





Lauriane Gilliéron, Miss Schweiz 2005.
Nespresso Mitglied mit ihrer Familie
seit 1991.

*“Meine Maschine ist in Reparatur, doch ich genieße
weiterhin meine bevorzugten Grands Crus.“*

MASCHINEN-SERVICE

ÜBERLASSEN SIE UNS IHRE MASCHINE UND SIE
ERHALTEN VON UNS WÄHREND DER REPARATURZEIT
KOSTENLOS* EINE ERSATZMASCHINE.

*Für Maschinen unter Garantie.

Werden Sie das Gesicht unserer nächsten Kampagne
unter www.nespresso.com/betheface

NESPRESSO[®]
What else?

Intern

Sie halten das letzte Heft des Jahres 2014 in Händen. Auch diesmal bieten wir Ihnen zum Jahreswechsel etwas Besonderes: In der traditionellen Doppelnummer präsentieren wir Gespräche mit interessanten Personen. Von Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann wollten die Redaktoren Roger Köppel und Philipp Gut wissen, wie er die Debatten im Bundesrat erlebt und wel-



Unterschätzt: Schneider-Ammann.

chen Einfluss die starke Frauenvertretung auf die Diskussionskultur des Gremiums hat. Der Magistrat und ehemalige Unternehmer verrät, wie er seine Ziele erreicht. **Seite 50**

Wenn unser Reporter Kurt Pelda bisher nach Syrien reiste, war er bisweilen mit bis zu acht Leibwächtern unterwegs – zum Schutz vor Entführungen. Dieses Mal wurde er nicht von Männern beschützt, sondern von jungen kurdischen Soldatinnen. Sie kämpfen gegen die Terroristen des Islamischen Staats, für die Rechte der Kurden sowie für die Frauenrechte. **Seite 40**

In der «Sonnenstube» regnete es wie aus Kübeln, als Redaktor Alex Baur TV-Moderatorin Christa Rigozzi in ihrem Heimatdorf Monte Carasso traf. Das unpassende Wetter passte perfekt zum Interview, in dem die ehemalige Miss Schweiz so ziemlich jedes Klischee widerlegte, das über schöne Blondinen im Umlauf ist. **Seite 70**

Ursprünglich war für dieses Heft auch ein Interview mit Etienne Jornod vorgesehen, dem Verwaltungsratspräsidenten des Pharmazieunternehmens Galenica und der Neuen Zürcher Zeitung. Das Gespräch fand Mitte November

statt und handelte von der Galenica und der Person Jornods. Aufgrund aktueller Turbulenzen bei der NZZ entschied sich Jornod, das Interview kurz vor Drucklegung zurückzuziehen – zu spät, um seinen Namen vom Cover zu streichen. Wir werden das übrigens interessante Gespräch gerne nachliefern.

Gleich drei *Weltwoche*-Redaktoren wurden dieses Jahr in der Umfrage des Branchenblatts *Schweizer Journalist* zu den Besten ihres Fachs gekürt: Kriegsreporter Kurt Pelda erhielt die Auszeichnung «Journalist des Jahres», Rico Bandle obsiegte in der Sparte Kultur, Kurt W. Zimmermann wurde zum besten Kolumnisten gewählt. Wir gratulieren den Kollegen herzlich zu den verdienten Auszeichnungen.

Die *Weltwoche* erweitert ihre Redaktion: Ab Januar 2015 wird wie angekündigt Beat Gygi die Chefredaktion und die Wirtschaftsberichterstattung verstärken. Der brillante Analytiker stösst von der *NZZ* zur *Weltwoche*. Ab Februar verstärkt Hubert Mooser die Bundeshausredaktion. Der Walliser Rechercheur, heute bei der *Basler Zeitung* und davor bei verschiedenen Schweizer Medienhäusern tätig, ist einer der intimsten Kenner der Bundespolitik. Neuer Leiter der Bildredaktion wird der renommierte Fotograf Nathan Beck. Er löst Laura Kolodziej ab, die sich nach Abschluss dieser Ausgabe eine neue Herausforderung suchen wird. Wir danken Laura für ihre hervorragende Arbeit! Die neuen Kollegen begrüßen wir herzlich. Wir wünschen ihnen in ihrer Arbeit schon heute viel Freude und Erfolg.

Die nächste *Weltwoche* erscheint am 8. Januar 2015. Wir bedanken uns bei Ihnen für Ihre Treue und wünschen Ihnen frohe Festtage und alles Gute im neuen Jahr.

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*), Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Frohe Weihnachten



2014

Freude am Fahren

MERRY



DRIVE

CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



PRECISELY
YOUR
MOMENT

DS PODIUM BIG SIZE

12-STUNDEN PRECIDRIVE
CHRONOGRAPH MIT 1/100 SEK.

WWW.CERTINA.COM



NZZ, nochmals

Die linksfreisinnige Redaktion übernimmt das Kommando.

Willkommen in der Wohngemeinschaft NZZ. Von Roger Köppel

Arme NZZ. Die einst stolze, inzwischen fast schon wieder bewundernswert überhebliche *Neue Zürcher Zeitung* bebt und wackelt. Sie verliert Geld. Ihre Redaktionskosten laufen aus dem Ruder. Verwaltungsratspräsident Etienne Jornod sieht das Problem. Er wollte das Blatt mit einer neuen Führung verändern und auf einen erfolgreichen Kurs zurückbringen. Der alte Chefredaktor Markus Spillmann musste gehen, als neuer Mann hätte Markus Somm das Ruder übernehmen sollen.

Der VR sprach sich einstimmig für diese Lösung aus, doch Jornod unterschätzte die redaktionsinterne politische Brisanz der Personalie. Anstatt Somm sofort anstelle Spillmanns zu installieren, verreiste Jornod nach Asien. Ein Kapitalfehler. In der Zwischenzeit machte die Redaktion aufgrund von Gerüchten mobil. Der VR begann zu schwanken. Somm zog sich zurück. In den Büroräumen an der Falkenstrasse tanzen jetzt wie euphorische Hausbesetzer die Angestellten. Willkommen in der Wohngemeinschaft NZZ.

Einst war die NZZ das Bollwerk des Zürcher Wirtschaftsfreisinns. Heute geben in den ehrwürdigen Redaktionsstuben die Linksfreisinnigen und Leute in legerer Kleidung den Ton an. Sie alle behaupten, sie seien beseelt von der hehren Mission des «Qualitätsjournalismus». Ironischerweise war die journalistische Qualität des vom VR bereits abgesegneten Kandidaten Somm für die Qualitätsjournalisten zu keiner Sekunde das Thema, wohl aber dessen mutmassliche Gesinnung. Präziser: Dem eingeschriebenen FDP-Mitglied Somm wurde seine freundschaftliche Nähe zum Politiker Christoph Blocher (SVP) zum Verhängnis.

Die Sonntagspresse kolportierte, dass auch die der NZZ nahestehende FDP durch das Somm-Gerücht in Wallung versetzt worden sei und eine «Krisensitzung» einberufen habe. Das ist Unsinn. Ausser den beiden altgedienten Linksfreisinnigen Felix Gutzwiller und Christine Egerszegi sowie dem nachgerückten Nationalrat Hans-Peter Portmann haben sich keine relevanten FDP-Politiker am Widerstand beteiligt. Es ist kein Geheimnis, dass der brillante Harvard-Absolvent Somm gerade unter den klassischen, also konservativeren, wirtschaftsliberalen Freisinnigen und der aktuellen Parteiführung hohes Ansehen genießt. Er ist nicht der ideologische Betonkopf, den sture NZZler aus ihm machen wollen.



«Links aus Unfähigkeit».

Der frühere politische Grenzgänger Somm steht heute als Liberaler rechts der Mitte, aber er hat als debattierfreudiger Journalist und Chefredaktor zur Genüge bewiesen, dass sein Horizont weiter und offener ist als das Spektrum jener Leute, die ihm jetzt im Namen von Weltoffenheit und Toleranz mit totaler Intoleranz begegnen. Die meisten Journalisten, die ich kenne, halten Somm aufgrund seiner Arbeit bei der *Basler Zeitung* für einen der besten Chefredaktoren der Schweiz. Sie würden das aber nie zugeben, weil man ja nicht zugeben darf, dass ein Chefredaktor, der freiwillig nicht gegen Blocher ist, ein hervorragender Journalist sein kann.



Dem aussenstehenden NZZ-Befürworter drängt sich daher ein fürchterlicher Verdacht auf: Kann es sein, dass die hochgelobte NZZ-Redaktion mittlerweile so schlecht geworden ist, dass sie sich gegen nachweislich herausragende und intelligente Journalisten wehrt? Sind die Ideologiedebatten nur Nebelpetarden? Die Schwachen verbünden sich gegen die Starken, damit sie weiter ungestört unter sich bleiben können? Wenn man sich vor Augen führt, wer in den letzten Jahren die NZZ verlassen und wer neu dazugestossen ist, dann bekommt man nicht zwingend den Eindruck, dass hier das Leistungsprinzip bis zum Exzess getrieben worden wäre.

Es passt ins Bild, dass das einst kantenreiche Blatt heute mit Ausnahmen einem leicht verdaulichen Mainstream huldigt, der wenig sagt, um überall gut anzukommen. «Links aus Unfähigkeit», nannte dies mit Blick auf andere Zeitungen einst der frühere NZZ-Auslandredaktor Christoph Mühlemann. Ideologie statt Intelligenz, Gesinnung statt Qualität: Wo das Mittelmass regiert, werden die Guten nicht mehr angestellt.

Was sagen die NZZ-Turbulenzen über das nächste Wahljahr aus? Die linksfreisinnige Journalisten-WG hat, so scheint es heute, das Kommando an der Falkenstrasse übernommen. Sie repräsentiert jenen orientierungslosen Teil der FDP, der sich mit Zähnen und Klauen gegen eine engere bürgerliche Zusammenarbeit mit der SVP stemmt. Diese Kreise bekommen beim blossen Namen Blocher Hautausschläge. Sie würden lieber einem siebenköpfigen SP-Bundesrat oder der Abschaffung der Schweiz zustimmen als dem Zürcher Ex-Bundesrat auch nur einmal recht geben. Sie sehen in Blocher den ewigen Antifreisinnigen, weil er beim Swissair-Debakel leider treffsicher die FDP kritisierte. Das geht natürlich gar nicht. Ihre schreibenden Wortführer bei der NZZ werden deshalb im Wahljahr an der Seite von *Tages-Anzeiger* und Schweizer Fernsehen in unerbittlicher Phalanx gegen die SVP trommeln – und gegen alle Freisinnigen, die in ihre Nähe geraten könnten. Den Vorgeschmack haben wir jetzt erlebt.

Ich befürchte, dass die Rechnung für die NZZ nicht aufgeht. Die Redaktion überschätzt sich. Die Strategie des neuen CEO Veit Dengler verfängt noch nicht. Der Österreicher sucht das Heil der *Zürizüchtig* in einer Expansion nach Österreich – oder will der smarte Ex-Berater mit politischen Ambitionen vor allem seine eigenen Interessen in der alten Heimat pflegen? Die Probleme werden nicht verschwinden. Die roten Zahlen drücken. VR-Präsident Jornod hat sich und seine Verwaltungsräte durch die verunglückte Somm-Aktion geschwächt, aber eigentlich ist er ein erprobter, erfolgreicher Unternehmer, der die Probleme lösen will. Ob man ihn die NZZ retten lässt? Fortsetzung folgt.



Cartier



Kollektion Panthère de Cartier



«Frau vom Land»: Verka Serdutchka. Seite 110



Weiblicher Widerstand: Kurdinnen. Seite 40



«Ich musste kämpfen»: Sepp Blatter. Seite 34



«So ist das, sorry»: Christa Rigozzi. Seite 70

Kommentare & Analysen

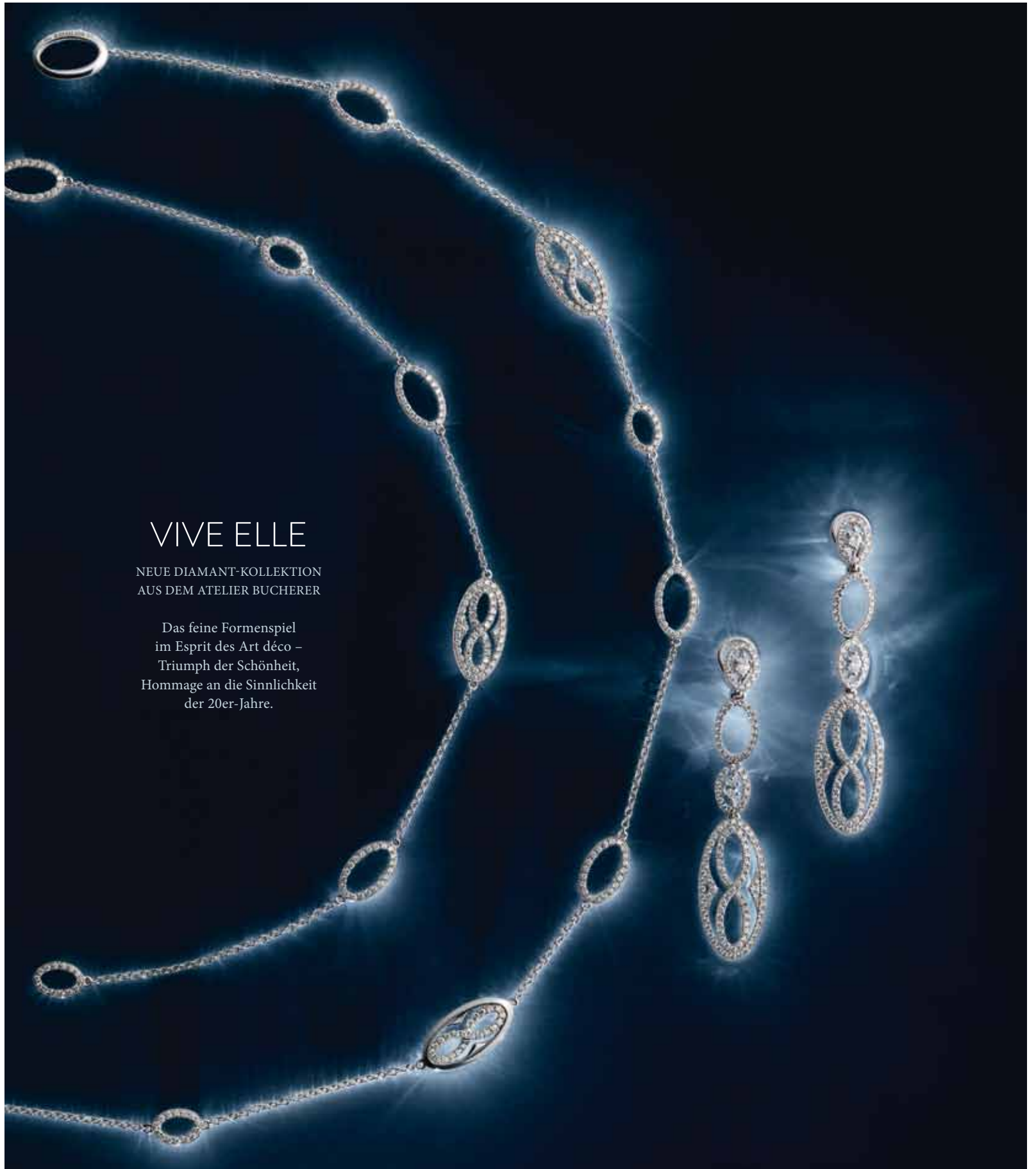
7 Editorial

- 13 Kommentar Sicherheitsrisiko Bundesanwalt
- 13 Im Auge Emmanuel Macron, Wirtschaftsminister
- 14 Personenkontrolle Somm, Spillmann, van Rooijen etc.
- 14 Gewalt Die Lebenslüge der Bewegten
- 15 Umwelt Verheimlichter Schlussbericht
- 15 Nachruf Ralph Giordano, Autor
- 16 Die Deutschen Ingenieurskunst
- 16 Wirtschaft Optionen statt Verbote
- 18 Ausland Eine Welt aus den Fugen
- 20 Mörgeli Betrachtungen einer Unpolitischen
- 20 Bodenmann Platz für die Daten-Krake
- 21 Medien Mit Darwin zum Erfolg
- 21 Gesellschaft Jung im Kopf
- 22 Leserbriefe/ Darf man das?
- 24 Schweiz Die neue Mitte steht links
- 28 Asylpolitik Sozialstaat einfach
- 30 Folter-Bericht Stille Nacht, scheinheilige Nacht

Sonderheft: Wir sind 2014

- 32 Inhalt/ Bild des Jahres
- 34 Sepp Blatter «Mein Anker in der Einsamkeit»
- 40 Kurt Pelda Der Schrei der Kurdinnen
- 44 Charles Lewinsky «Das grosse Los gezogen»

- 48 Pierbattista Pizzaballa «Wenn zwei Elefanten kämpfen»
- 50 Johann Schneider-Ammann «Ich habe meine Ziele erreicht»
- 54 Alyssa Carson «Ich will die Menschheit retten»
- 56 Pankaj Mishra «Parodie des Westens»
- 59 Elsbeth Stern «Wie zwei Sechser im Lotto»
- 62 Mix & Remix Das Jahr in zwölf Bildern
- 64 Patrick Aebischer «Im Geiste von Henri Dunant»
- 66 Hans-Werner Sinn «Der Euro ist ein Gefängnis»
- 69 Amal und George Clooney «Amore» in goldenen Lettern
- 70 Christa Rigozzi «Eine vom Dorf»
- 72 Trudi O. Hinter Schloss und Schokoriegel
- 74 Willy Schaffner «Eine Art gegenseitigen Respekt»
- 76 Walter Kälin «Wir sind keine Einflüsterer»
- 80 Kevin Spacey «Ein sehr realistisches Porträt»
- 84 Philippe Gaydoul «Die Linken rütteln uns wach»
- 86 Thomas Lüscher «Das Herz redet mit dem Hirn»
- 89 Kim Kardashian Dem Hintern sei Dank
- 90 2014 Das Jahr in sieben Statistiken
- 92 Melanie Oesch «Was bringt Musik, die niemand mag?»
- 96 Mark Branson «Ich verteidige unser System»
- 98 Philipp Fankhauser «Blues ist Überlebenskampf»
- 100 Meir Shalev «Die Kultur, aus der ich schöpfe»
- 103 Matthias Reinhart «Verdammt zum Erfolg»
- 106 André Jaeger «Ich kam mir vor wie ein Guggeli»
- 110 Verka Serdutchka «Putin wirkte etwas schüchtern»
- 114 MvH Georgia May Jagger



VIVE ELLE

NEUE DIAMANT-KOLLEKTION
AUS DEM ATELIER BUCHERER

Das feine Formenspiel
im Esprit des Art déco –
Triumph der Schönheit,
Hommage an die Sinnlichkeit
der 20er-Jahre.

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com



jura®

*«Latte macchiato
bitte – frisch gemahlen,
nicht gekapselt.»*



SWISS  MADE

Die Kaffeekultur für Leute mit Stil feiert Jubiläum: Seit 20 Jahren verwöhnen die IMPRESSA-Kaffeesspezialitäten-Vollautomaten anspruchsvolle Geniesser wie Roger Federer. JURA hat immer wieder neue Meilensteine bei Kaffequalität, intuitiver Bedienung und Design gesetzt. Der edelste Beweis dafür ist die limitierte J500 Celebration Edition mit einer in Handarbeit veredelten Frontpartie in silberner Carbon-Optik und einer Tassenplattform aus hochwertigem Glas. In ihr vereinen sich die geballte Kompetenz aus 20 Jahren Entwicklung, die Erfahrung aus über 3,5 Millionen verkauften Vollautomaten und die Leidenschaft für perfekte Kaffeesspezialitäten. Schöner kann man ein Jubiläum kaum feiern. JURA – If you love coffee.

www.jura.com

20 JAHRE 1994 – 2014
YEARS ANS IMPRESSA

Sicherheitsrisiko: Bundesanwalt

Von Philipp Gut — Die Bundesanwaltschaft sollte die Schweiz vor kriminellen Grossfahrten schützen. Doch sie stellt selber immer wieder eine Bedrohung für die Bürger dar.



Zerstörte Biografien: Bundesanwalt Lauber.

Es sollte der ganz grosse Fall werden. Ein-dringlich haben Bundespolizei und Bundesanwaltschaft immer wieder die Gefahr einer mafiösen Unterwanderung der Schweiz angemahnt und die Existenz von italienischen Mafiaablegern als grösstes Sicherheitsrisiko des Landes dargestellt. Umso intensiver ermittelte die federführende Bundesanwaltschaft gegen dreizehn Personen, die sie beschuldigte, Mitglieder der kalabrischen 'Ndrangheta zu sein. Noch im Sommer zeigte sich Bundesanwalt Michael Lauber zuversichtlich («Wir sind überzeugt, genügend Beweise zu haben»).

Letzte Woche folgte die Ernüchterung: Das Verfahren wurde kleinlaut eingestellt. Eine Pleite von epischen Ausmassen. Die Ermittlungen dauerten dreizehn Jahre, füllten 800 Aktenordner, 130 Personen wurden befragt und 30 000 Telefongespräche aufgezeichnet.

Das unrühmliche Ende überrascht nicht, es hat sich abgezeichnet. Schon im Oktober 2004 stellte die Zürcher Kriminalpolizei fest, die Angeschuldigten hätten kein Geld für die 'Ndrangheta gewaschen. Damit löste sich der neben der Mitgliedschaft in einer kriminellen Organisation zentrale Vorwurf der Bundesanwaltschaft in Luft auf. Trotzdem machten die Ermittler weiter, als sei nichts geschehen. Im Oktober 2011 reichten sie endlich Anklage ein, obwohl zu diesem Zeitpunkt im italienischen

Parallelverfahren fast alle Verdächtigen rechtskräftig freigesprochen worden waren (die andern wurden es dann später auch noch).

Dann der Hammer: Das Bundesstrafgericht wies die Anklage zurück. Die Rechte der Angeschuldigten seien systematisch verletzt worden. Im Oktober 2013 reichte die Bundesanwaltschaft eine zweite Anklageschrift ein, doch auch diese genügte den rechtsstaatlichen Ansprüchen nicht. Erneute Rückweisung durch das Gericht. Und dieser Tage nun also wurde das Verfahren sang- und klanglos eingestellt. Mafiabosse in Zürich? Geldwäsche für die 'Ndrangheta? Fehlanzeige.

Zurück bleiben Millionenkosten und ein Dutzend zerstörte Biografien. Dreizehn Jahre lang galten die Betroffenen als Mafiosi und Schwerkriminelle. Zu Unrecht.

Der jüngste Flop ist kein Ausreisser. Immer wieder, vom Fall des Bankiers Oskar Holenwegger über die Intrige gegen den ehemaligen Justizminister Christoph Blocher (SVP) bis zu den Hells Angels, scheiterte die Bundesanwaltschaft spektakulär. Wiederholt bediente sie sich auch illegaler Methoden. Der Schluss drängt sich leider auf: Statt sie zu schützen, stellen die Bundesermittler ein Sicherheitsrisiko für die Bürger dar. Das hat sich offenbar auch unter dem neuen Chef Michael Lauber bisher nicht geändert.

Letzte Patrone



Emmanuel Macron, Wirtschaftsminister

Der Wunderdoktor ist gerade mal 120 Tage im Dienst und verabreicht der Grande Nation 106 bittere Pillen in Form eines schmerzhaften Reformpakets. Dramatisch bezeichnet ihn *Le Monde* als «die letzte Patrone» von Präsident François Hollande. Dabei ist die unfehlbare Waffe des Wirtschaftsministers Emmanuel Macron unbestreitbar sein jugendlicher Charme, damit hat er schon seine Französischlehrerin Brigitte Trogneux am *lycée* in Amiens bestrickt, eine Sophie-Marceau-Kopie, die hingerissen war von seinen Gedichten. Sie hat ihren Lieblingsschüler später geheiratet, trotz zwanzig Jahren Altersunterschieds, und brachte ihre drei Kinder aus der früheren Ehe mit, die mittlerweile selber Nachwuchs haben, und so ist das *enfant prodige* Macron, das am 21. Dezember 36 Jahre alt wird, faktisch auch schon Grossvater. Er boxt, spielt Fussball, dient Frauenmagazinen als Titelheld und sagt, junge Leute langweilten ihn. Macron liebäugelte mal mit einer Karriere als Pianist (er besitzt das Konzertdiplom), fiel durch die Prüfung der Elitehochschule *Ecole normale supérieure*, studierte Philosophie und Politikwissenschaft und reüssierte in der anderen nationalen Kadenschmiede, der Verwaltungsschule ENA, mit dem fünftbesten Abschluss. Seine Eltern sind begüterte Ärzte; zum Sozialismus bewegte ihn die Grossmutter, sie war Kind von Analphabeten. Der Überflieger war als Student schon Berater von Michel Rocard, dem ewigen Rivalen Mitterrands. Dann nahm er die Rechtskurve ins Establishment, wurde Banker bei Rothschild, orchestrierte die Übernahme einer Filiale des US-Pharmaunternehmens Pfizer durch Nestlé, holte sich eine siebenstellige Provision am Neun-Milliarden-Geschäft ab und stieg wieder aus, als ihn Hollande zum Generalsekretär berief. Er blieb zwei Jahre, bis am vergangenen 10. Juni, und spottete zum Abschied, die von Hollande geplante 75-Prozent-Steuer auf hohe Einkommen sei «wie Kuba, aber ohne Sonne», und der «romantische Sozialismus» müsse «endlich die Augen öffnen». Nach den Sommerferien kam er lächelnd durch das Hauptportal als Minister zurück. Kein Sicherheitsbeamter hat ihn nach der finalen Kugel durchsucht. *Peter Hartmann*

Personenkontrolle

Somm, Spillmann, van Rooijen, Blocher, Schawinski, Thiel

Die Personalie Markus Somm, Mitverleger und Chefredaktor der *Basler Zeitung*, der als Nachfolger für den geschassten NZZ-Chef Markus Spillmann im Gespräch war, löste in der Redaktion an der Zürcher Falkenstrasse, die sich oft zu Recht einer gewissen Gelassenheit und einer das Weltgeschehen ruhig ordnenden Hand rühmt, revolutionsartige Wirren aus. Manche verloren die Contenance. So auch ein Mann, der eigentlich für Haltung und Geschmack steht: Jeroen van Rooijen, der im Hause NZZ eine Kolumne mit dem Namen «Hat das Stil?» schrieb. Van Rooijen, überdies Mitinhaber des Herrenausstatters AP & Co an der Talstrasse 58 in 8001 Zürich, engagierte sich auf der Facebook-Site «RIP



«Gefällt mir»: Stilexperte van Rooijen.

Christoph Blocher». RIP steht für *rest in peace*, ruhe in Frieden. «Wir sammeln gute Ideen für das schweizweite Fest an Christoph Blochers Todestag», so definiert die Hass-Site ihren Zweck. Dann wird es konkret: «Wir suchen in Herrliberg ZH (oder innerhalb 10 km) einen Lagerraum >50 m² (möglichst auch einen Kühlraum) für Festbänke, Tische, Feuerwerk und Holz für Höhenfeuer. Der «RIP-CB-Day» soll ein glanzvoller Freudentag werden, an dem der Nachthimmel über Herrliberg anlässlich der Befreiung der Schweiz hell erleuchtet sein soll. Und wir wollen bereit sein, wenn es so weit ist», heisst es weiter. Der erste Besucher, der diesen Eintrag mit einem «Gefällt mir» markiert hat, heisst, jawohl, Jeroen van Rooijen. Hat das Stil? Wir überlassen die Frage den Lesern und Kunden. (gut)

Bei seinem Auftritt in der Talkshow von Roger Schawinski brachte *Weltwoche*-Kolumnist Andreas Thiel den Gastgeber auch dadurch zur Weissglut, dass er ihm vorhielt, mehr als fünfzig Prozent Redezeit für sich selber zu beanspruchen. Wir wollten nachzählen, das Unterfangen sprengte indes unsere Möglichkeiten. Erstens spricht Schawi gefühlte viermal schneller als Thiel in seinem Solothurner Dialekt, zweitens redeten sie oft gleichzeitig. (gut)

Gewalt

Die Lebenslüge der Bewegten

Von Alex Baur — Die brutalen Krawalle in Zürich sind das späte Vermächtnis einer haltlosen Generation, die den Trash zur Kunst und die Gewalt des Mobs zum Lifestyle erhoben hat.

Nach den schweren Ausschreitungen von letzter Woche (sieben verletzte Polizisten, Sachschaden in Millionenhöhe) hüllte sich der Zürcher Polizeivorsteher Richard Wolff (AL) einen Tag und eine Nacht lang in Schweigen, bevor er sich zu folgendem Statement durchrang: «Das Ausmass von Gewalt, vor allem gegen Menschen, aber auch die Sachbeschädigungen sind inakzeptabel und machen mich tief betroffen.» Für einen linksalternativen Politiker, der im Februar 2010 bei der Gewaltorgie «Reclaim the Streets» (RTS) an der Seite seiner Söhne mitmarschiert war, ist das ein Schritt. Anfang Jahr hatte der Polizeivorsteher den schwarzen Block, der bei den RTS-Krawallen die Fäden zieht, noch als «interessante Ergänzung», als Ausdruck der «Vielfalt, der Buntheit, der Meinungen» erklärt.

Sämtliche Fragen nach konkreten Gegenmassnahmen liess Wolff indes unbeantwortet. Offenbar sieht er auch keinen Handlungsbedarf. Der alternative Polizeivorsteher lobte vielmehr den Einsatz seiner Truppe, bei dem gerade mal vier Krawallanten vorübergehend verhaftet wurden, als Erfolg. Gemäss einem «Szenekenner», der im *Tages-Anzeiger* ausführlich zu Wort kam, sei die RTS-Bewegung halt «nach allen Seiten offen»; da könne es schon passieren, dass sich die Menge radikalisiere. Als wäre das ein Naturereignis. Mehr Repres-



Wie ein Naturereignis: Zürich, letzten Freitag.

sion, so die einhellige Meinung der Autonomieversteher, hätte nur «Gegengewalt» zur Folge (allerdings nur, wenn die Gewalt von links und nicht von rechts kommt).

Dass die Brutalität des randalierenden Mobs Wolff schockiert – zumal in seiner heutigen Funktion –, ist durchaus glaubhaft. Umso befremdlicher wirkt seine Unfähigkeit zu handeln. Es ist ja nicht so, dass Linke Repression prinzipiell ablehnt. Wenn es um Verkehrs-sünder, Boni-Banker oder Rassisten geht, können die Gesetze und Sanktionen nicht scharf genug sein, schmilzt die Unschuldsumutung dahin wie die Gletscher in den Alpen. Der unbescholtene Bürger, der mal etwas forscht aufs Gaspedal tritt, wird gnadenlos verfolgt. Wer hingegen, feige aus der Menge heraus, vorsätzlich Menschen mit Pflastersteinen, Brand- und Sprengkörpern verletzt, muss nicht einmal damit rechnen, gefasst zu werden. Und wenn ein Täter ausnahmsweise verurteilt wird, bleibt es in der Regel bei einer bedingten Warnstrafe. Dass der angerichtete Schaden von der Allgemeinheit zu tragen ist, wird als selbstverständlich hingegenommen.

Soziale Werte in ihr Gegenteil verkehrt

Richard Wolff steht mit seinem verqueren Verständnis von Gewalt keineswegs allein da. Er ist vielmehr der typische Vertreter der «Bewegung», die sich Anfang der 1980er Jahre in Zürich (und in anderen europäischen Metropolen) durch Krawalle, Hausbesetzungen und Proteste aller Art hervortat, traditionelle Werte radikal in Frage stellte und oft in ihr Gegenteil verkehrte. Gut mutierte zu Böse, Trash wurde zur Kunst verklärt, alte Tugenden galten als kleinkariert. Die offene Drogenszene am Platzspitz markierte den Höhepunkt und zugleich das bittere Ende jener Epoche.

Wo immer auch die tieferen Beweggründe der kollektiven Rebellion liegen mögen – Zukunftsängste, Wohlstandsverdrossenheit, Verwahrlosung und Orientierungsverlust in einer Zeit des globalen Umbruchs –, die meisten der einstigen Aktivisten haben sich längst von der Bewegung gelöst. Sie haben Familien gegründet und gehen heute einem geregelten Leben nach. Doch wie fast jede Generation schleppt auch jene der 80er Bewegten ihre unverdaute Lebenslüge mit sich. Es ist der Mythos einer kollektiven Gewalt, die sich lediglich gegen eine noch mächtigere diffuse Gewalt wendet und sich selber legitimiert, wenn sie nur von der richtigen, sprich: linken Seite kommt.

Verheimlichter Schlussbericht

Von Alex Reichmuth — Nach dem «Öko-GAU» vom letzten Jahr erholt sich der Bach Spöl im Nationalpark erstaunlich schnell. Das darf aber offenbar niemand erfahren.

Es handelte sich um einen Weltuntergang im Engadin, an Ostern 2013. So musste man damals zumindest annehmen. Beim Stausee Punt dal Gall war der Grundablass geöffnet worden, weil zuvor das Restwasser im Bach Spöl versiegt war. Statt Wasser kam aber wegen des rekordtiefen Stausee-Pegelstands vor allem Schlamm. Tausende Fische verendeten. Nationalpark-Direktor Heinrich Haller sprach von einem «Öko-GAU», vom «schlimmsten Fall in der Geschichte des Nationalparks». Es dauere vermutlich zehn bis zwanzig Jahre, bis Flora und Fauna im Gebirgsbach wieder intakt seien.

Unzählige Journalisten verbreiteten die Katastrophenrhetorik im ganzen Land. Der Bach sei auf einer Länge von sechs Kilometern «völlig tot», so das Schweizer Fernsehen. «Jetzt ist alles zunichte», wusste der *Blick*. Und die *Südostschweiz* schrieb, mit dem Fischsterben sei nicht nur «ein mühsam wieder aufgepöppeltes Ökosystem zerstört» worden, sondern «ein Stück weit auch der Glaube, dass Technik und Natur in Einklang zu bringen sind».

Schon kurz danach dämmerte einem aber, dass es so schlimm nicht sein konnte. Die eingesetzte Task-Force aus Wissenschaftlern und Vertretern von Kraftwerk, Behörden und Nationalpark stellte bei einer Begehung fest, dass auf dem grössten Teil des sechs Kilometer



Gute Neuigkeiten: Spöl im Engadin.

langen Bachabschnitts durchaus Tiere überlebt hatten. «Es gibt Hoffnung, dass der Bestand ausreichend ist, um den ganzen Bach wieder zu besiedeln», so die Task-Force damals. Nach einer Flutung des Bachbetts, um den Schlamm zu entfernen, schritt die Erholung des Baches dann rasch voran. Der Spöl sei «auf gutem Weg», hielt die Task-Force im letzten Juni fest. Mehr noch: «Im Frühjahr 2014 zeigten die meisten bergbachtypischen Arten sogar höhere Besiedlungsdichten als in allen vorangegangenen Jahren», lautete das Fazit. Dieses interessierte nur noch wenige Journalisten. Kaum mehr Schlagzeilen machte im letzten Sommer auch, dass das Strafverfahren gegen die Engadiner Kraftwerke AG eingestellt worden war. Niemand hatte fahrlässig gehandelt, wie zuvor auch Gutachter der ETH Lausanne festgestellt hatten.

«Regenerationskraft wird unterschätzt»

Seit letztem Wochenende liegt nun der Schlussbericht der Task-Force vor. In diesem steht Erfreuliches. Die Bodenorganismen im betroffenen Bachabschnitt hätten sich «innert Jahresfrist fast gänzlich erholt». Auch der Fischbestand liege bereits wieder bei fünfzig Prozent des Anfangszustands, und die neuen Fische zeigten sich «bei sehr guter Kondition». Man könne erwarten, dass sich der Fischbestand in den nächsten Jahren ganz erholen wird. «Die eigene Regenerationskraft der aquatischen Lebensgemeinschaft wird mitunter selbst von Fachleuten unterschätzt», hält der Bericht fest. Die Geschwindigkeit der Erholung «erstaune». Auffallend: Im Bericht wird das Unglück lediglich noch als «erhebliche Störung» des Ökosystems bezeichnet.

Nichtsdestotrotz hält Heinrich Haller auf Nachfrage am «Öko-GAU» fest und will diesen Begriff explizit auf den «streng geschützten Nationalpark» verstanden haben. «Wir haben nichts überzeichnet», sagt der Nationalpark-Direktor. Der ursprüngliche Zustand im Bach sei «noch längst nicht erreicht».

Wie wird über den positiven Schlussbericht berichtet? Gar nicht. Es erschienen null Artikel darüber (Stand bei Redaktionsschluss). Das überrascht nicht. Es weiss schlicht niemand vom Bericht. Denn die Task-Force hat ihn klammheimlich ins Netz gestellt, ohne eine Pressekonferenz abzuhalten oder auch nur eine Medienmitteilung zu verschicken. Gute Neuigkeiten passen eben nicht zum Bild einer Umweltkatastrophe.

Nachruf



Moralischer Subunternehmer: Giordano.

Ralph Giordano (1923–2014) — Die Reihelichten sich, die Einschläge kommen näher. Vorletzten Mittwoch ist in Köln im Alter von 91 Jahren Ralph Giordano gestorben – an den Folgen eines Oberschenkelhalsbruchs. Er war nach Arno Lustiger und Marcel Reich-Ranicki der Letzte seiner Art: ein hochgebildeter Autodidakt, ein Berserker, dessen Waffe das Wort war, ein Jude, der es auf sich genommen hatte, den Deutschen bei der Bewältigung ihrer Vergangenheit zu helfen. Für die einen ein Nestbeschmutzer, für die anderen ein «Mahner und Warner», das «Gewissen der Nation», die es ihm hoch anrechneten, dass er trotz allem in Deutschland geblieben war. Giordano fühlte sich als moralischer Subunternehmer, der den Deutschen immer wieder die Leviten las, andererseits durchbrach er sie immer wieder. Unter anderem, als er den Juden in Deutschland den Rat gab, sich zu bewaffnen, da der Staat nicht in der Lage sei, für ihre Sicherheit zu sorgen. Er war der Erste, der an den Völkermord an den Armeniern erinnerte, als sich niemand des heiklen Themas annehmen mochte. Zuletzt sorgte er sich weniger um die Geschichte als um die Gegenwart. Immer wieder rief er zum Widerstand gegen die schleichende Islamisierung auf. Nach dem Kommunismus und dem Nationalsozialismus sei der Islamismus die dritte totalitäre Ideologie, die Europa bedrohe. Dieses «Engagement» wurde in den meisten Nachrufen entweder übergangen oder als Marotte bagatellisiert. Was bleibt? Über hundert TV-Dokumentationen, zwei Dutzend Bücher und die Erinnerung an einen kleinen Mann, der ein grosser Mensch war. *Henryk M. Broder*

Ingenieurskunst

Von Henryk M. Broder — So genial funktioniert die Sache mit dem Ökostrom im Zug.



Kennen Sie den? Ein Kellner in einem Wiener Beisl nimmt Bestellungen auf. Ein Gast, vermutlich ein Piefke, wünscht sich etwas «typisch Österreichisches», ein ander-

er möchte ein Fiakergulasch, ein drittes das «Seniorengericht» und der vierte etwas Leichtverdauliches. Der Kellner notiert sich alle Gästewünsche, geht in die Küche und ruft: «Viermal den Tagesteller!»

Und jetzt stellen Sie sich vor, Sie sitzen im ICE der Deutschen Bahn, sagen wir auf der Strecke von Hamburg nach Frankfurt. Der Zug hat keine Verspätung, das Bistro ist geöffnet, die Klimaanlage funktioniert, und auch die Toiletten können benutzt werden. Ein Glückstag!

Sie kommen mit dem Passagier vis-à-vis ins Gespräch, der das *Greenpeace-Magazin* liest. Er reise nur noch mit dem Zug, um seine persönliche CO₂-Bilanz aufzubessern. Die Züge seien mit «100 Prozent Ökostrom» unterwegs, es gebe «keine CO-Emissionen». Ausserdem zahle er für die Billette dank einer Bahncard 50 nur die Hälfte. Tolle Sache, denken Sie, gut für die Umwelt und für den Geldbeutel.

«Haben Sie auch eine Bahncard?», will Ihr Gegenüber wissen. «Nein», sagen Sie. «Wie schade», meint der andere Reisende, denn nur die «Bahncard-rabattierten Fahrten in Fernverkehrszügen innerhalb Deutschlands» würden «CO-frei durchgeführt». Sie stutzen. Wie kann es denn sein, dass ein Reisender mit «100 Prozent Ökostrom» befördert wird, der andere aber mit Kohle- oder gar Atomstrom? Im selben Zug, im selben Wagen? So sei es eben, sagt Ihr Gegenüber, aber wenn Sie das nächste Mal CO-frei reisen möchten, dann könnten Sie es auch ohne Bahncard tun, «für nur 1 Euro mehr pro Person und Richtung», wenn Sie bei der Buchung die Option «Umwelt-Plus» wählen.

Den Rest der Reise verbringen Sie damit, nachzudenken, wie die Bahningenieure es schaffen, die Stromversorgung in einem ICE so zu individualisieren, dass jeder Reisende seinen eigenen Strom bekommt, vorausgesetzt, er hat eine Bahncard oder er hat bei der Buchung den «Umwelt-Plus»-Tarif gewählt. Ja, die deutsche Ingenieurskunst! AEG, Degussa, Siemens, Topf & Söhne. Doch dann fällt Ihnen der Witz mit dem Wiener Beisl ein, und Sie verstehen, wie die Sache mit dem Ökostrom funktioniert.

Optionen statt Verbote

Von Silvio Borner — Warum wurde der Schnellschuss Energiewende (noch) nicht gestoppt? Ein Faktencheck lässt den Bundesrat und das Parlament schlecht aussehen.

Wer die Nationalratsdebatte zur Energiestrategie verfolgt hat, kommt zu folgenden zehn Erkenntnissen:

1—Zufall und Opportunismus haben in einen Mythos von Erneuerbarkeit, Effizienz und Suffizienz gemündet. Die Ziele werden dadurch moralisch überhöht und gegen rationale Argumente immunisiert.

2—Wie bei allen religiösen «Wenden» führt das zu einem sektiererischen Gruppendenken aller «bekehrten» Gläubigen. Damit werden kritische Stimmen als «unbelehrbar» von vornherein aus den Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen ausgeschlossen.

3—Auf dieser Basis gedeihen Sonderinteressen. Nach Fukushima witterten die Cleantech-Industrien und Umweltorganisationen Morgenluft. Schnell erhielten sie Unterstützung von unerwarteter, weil sonst eher staatskritischer Seite wie dem Gewerbe, das sich aus dem Subventionstopf bedienen will.

4—Die Grundsatzfrage wird durch intransparente Details der Subventionierung und Regulierung verdrängt – ein gefundenes Fressen für Interessenvertreter, Experten und Berater. Die Öffentlichkeit kommt da schnell nicht mehr mit und fällt den Lockrufen der Sonderinteressen und Propagandisten zum Opfer.

5—Ideologie- und interessengesteuerte Staatsingriffe entwickeln eine Eigendynamik im Sinne einer Pfadabhängigkeit. Bereits sichtbare Fehlentwicklungen verstärken sich mit steigender Evidenz für das Nichtfunktionieren. Der Tenor lautet: «Wir tun noch zu wenig und sind zu langsam.» Und so erhöht man die Dosis der grundsätzlich falschen Medizin.

6—Dies wird dadurch erleichtert, dass bis jetzt nur sehr viel angekündigt, aber ausser der kostendeckenden Einspeisevergütung (KEV) noch sehr wenig umgesetzt wurde. Anders als in Deutschland sind die enormen volkswirtschaftlichen Kosten für Verbraucher und Steuerzahler und die damit einhergehende Umverteilung in Milliardenhöhe in der Schweiz noch nicht spürbar. Die AKW laufen ja noch, und Sonne und Wind produzieren zusammen erst knapp ein Prozent der Jahresproduktion.

7—Die Strombranche steckt im Dilemma zwischen ihren politischen Eignern und den Kunden, wobei beide zur Kasse gebeten werden: Erstere durch Milliardenverluste, Letztere

durch Preissteigerungen. Die Produzenten kassieren nicht nur Subventionen für Solar- und Windanlagen, sondern sie haben auch neue Subventionen für Grosswasserkraftwerke in Aussicht und hoffen auf weitere für Speicher-, Reservekapazitäten und Netzausbau. Es wird ja alles auf die Verbraucher abgewälzt.

8—Die Energiewende wird mit riesigem Propaganda-Aufwand (31 Millionen Franken pro Jahr für Energie Schweiz allein) unangefochten verbreitet, wobei etablierte Gesetze der Physik oder der Ökonomie ausgeblendet werden. Ich stelle den Leserinnen und Lesern einen Link zu den schlimmsten Lügen und Irreführungen seitens der staatlichen Behörden und Elektrizitätsverteiler zur Verfügung.*

9—Auch die vom Staat finanziell grosszügig und gezielt geförderte Wissenschaft hat die politische Unabhängigkeit vermissen lassen. Ausgerechnet die renommierte ETH ordnet sich «politisch korrekt» den Vorgaben des

Bundesrates unter. Die Swiss Competence Centers for Energy Research (SCCER) gehen noch einen Schritt weiter, indem die Forschung auch vor staatlich angeordneten Umerziehungen und von oben diktierten Verhaltensänderungen nicht haltmacht.

10—Last, but not least haben mehrere Kantone und viele Gemeinden im vorausseilenden Ge-



horsam oder ideologischen Übereifer gleich Dutzende von kantonalen und kommunalen Programmen zusätzlich zur ohnehin widersprüchlichen Strategie des Bundes beschlossen. Hier entsteht ein Ausgaben-, Subventions- und Regulierungsdurcheinander ohnegleichen.

Fazit: Strategische Entscheide dürfen die Zukunft nicht vorwegnehmen. Ethisch-intergenerative Verantwortung bedeutet nicht Verbote, sondern das Offenhalten von Optionen. Unsere Nachkommen werden mit Sicherheit mehr über Probleme und Chancen der Energieversorgung von 2050 wissen als wir heute – ob sie dann zumal neue Nuklearanlagen oder Fracking-Projekte mit ganz anderen Kosten-Nutzen-Risiko-Profilen planen oder nicht, können wir ruhig ihnen überlassen. «Wenden» dieser Art dürfen wir nicht den Parlamentariern, Bürokraten und Lobbyisten überlassen, sondern müssen dem Volk vorgelegt werden.

* www.iwsb.ch/fileadmin/dokumente/kommentare/



Eigentlich verkaufen und reparieren
wir Uhren. Manchmal darf's für unsere
Kunden auch etwas mehr sein.

Vielen Dank
für Ihre Treue

René Beyer
René Beyer

BEYER

Alle Zeit der Welt *seit 1760*

Beyer · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com

Patek Philippe · Rolex · A. Lange & Söhne · Breguet · Jaeger-LeCoultre · Hublot · Breitling · Cartier
Chopard · Baume & Mercier · IWC Schaffhausen · Tudor · Jaquet Droz · Wellendorff

Eine Welt aus den Fugen

Von Hansrudolf Kamer — Fasziniert erinnerte man sich 2014 an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor hundert Jahren. Reiner Eskapismus – die Gegenwart gleicht zunehmend der Vergangenheit.



Der Politologe Francis Fukuyama, der einst mit dem «Ende der Geschichte» Furore machte, vertritt die Meinung, die Welt gerate aus den Fugen. Zwei autoritär regierte Mächte an beiden Enden der

eurasischen Landmasse, Russland im Westen und China im Osten, sind in Bewegung. Beide agieren selbstbewusst und mit historischen Ressentiments. Beide haben territoriale Ansprüche, die sie durchsetzen wollen.

Der andere Teil der Welt, der 2014 aktiv war, ist der sogenannte Krisenbogen. Er reicht von Nordafrika über die arabische Welt durch Afghanistan bis nach Pakistan. Hier gibt es wenig stabile staatliche Ordnungen, schwache Institutionen oder gar keine. Fanatismus, Willkür, Terror, Korruption dominieren.

Die Dschihadisten des Islamischen Staates haben grosse Gebiete im Irak und in Syrien unter ihre Kontrolle gebracht. Videos über Enthauptungen westlicher Geiseln verbreiten Angst und Schrecken. Der Propaganda erliegen einige Jugendliche in Westeuropa, die in den heiligen Kampf ziehen. Der amerikanische Präsident, der sonst gerne zum Rückzug bläst, wurde gezwungen, wieder in Arabien Krieg zu führen – bisher ohne nennenswerten Erfolg.

Abseits von Krieg und Krisen wagte Indien einen Neubeginn. Das bevölkerungsmässig nur zweitgrösste Land der Welt wird im Laufe der nächsten Jahrzehnte China überholen. Indien ist aber die grösste Demokratie der Welt. In einem höchst bemerkenswerten Wahlmarathon über Tage und Wochen wurde die Gandhi-Dynastie abgewählt und der energische Reformler Narendra Modi aus Gujarat auf den Schild gehoben. Modi liess nichts anbrennen und erklärte in seiner ersten Rede zum Unabhängigkeitstag, er schäme sich für die vielen Vergewaltigungen von Frauen, die miesen sanitären Verhältnisse und die schlechte Arbeitsmoral.

China hat wieder einen starken Führer, der alle überragt: Xi Jinping. Der aufkeimende Personenkult macht sich überall bemerkbar, in Politik, Militär, Wirtschaft und Kultur. Alte Seilschaften werden aufgebrochen, frühere Günstlinge abserviert. Vor kurzem wurde der

einstige «Sicherheitskaiser» Zhou Yongkang aus der Partei ausgeschlossen und verhaftet. Sein Sündenregister ist plötzlich ellenlang, und man darf sich wundern, warum die KP immer so viele Bösewichte an die Spitze der Macht hievt.

Neue Unruhe prägt die europäische Peripherie. Der russische Präsident Putin wittert westliche Schwäche und nützt die Gunst der Stunde. Während alle Augen auf die olympische Megashow in Sotschi gerichtet waren, fand im Hintergrund ein hektisches Ringen um Einfluss in der Ukraine statt. Ausgangspunkt waren die andauernden Demonstrationen auf dem Maidan in Kiew, die dann urplötzlich mit der Flucht von Präsident Janukowitsch endeten und schliesslich zur Annexion der Krim durch Russland führten.

In seiner jährlichen Rede zur Lage der Nation sagte Putin im Kreml ohne Umschweife, das sei in völligem Einklang mit dem Völkerrecht geschehen. Russland werde sich nicht der Unterwerfungspolitik des Westens beugen. Es habe legitime Interessen. Die Krim habe für Russland zivilisatorische und sakrale Bedeutung. Sie sei den Russen so heilig wie der Tempelberg den Juden und Muslimen.

Der Westen sah das naturgemäss nicht so fundamentalistisch und verhängte Sanktionen. Allein treffen sie Russland nicht sonder-

lich hart. In Zusammenhang mit dem rapide sinkenden Erdölpreis auf den Weltmärkten, der wachsenden Kapitalflucht und dem Zerfall des Rubels schwächen sie das Land dennoch. Angesichts des russischen Säbelrasselns auch über der Ostsee beschloss die Nato eine neue Eingreiftruppe, vor allem zum Schutz Osteuropas und des Baltikums.

Derweil stagnierte die wirtschaftliche Entwicklung in Westeuropa. Das deutsche Wachstum verflachte, und Frankreich fand nicht aus dem Tal der Tränen. Nur Britannien zeigte etwas Dynamik. Präsident Hollande musste nach zwei empfindlichen Wahlschlägen eine neue Regierung einsetzen. Der Matador Manuel Valls versucht seither, seinen widerspenstigen Landsleuten Reformen schmackhaft zu machen. Euro-Skeptiker überall, auch in Deutschland, hatten Aufwind.

Ende der Krisenpolitik

Amerika hat es etwas besser. Die Notenbank sieht ein Ende der Krisenpolitik am Horizont. Politisch sieht es anders aus. Chris Cillizza, ein Journalist der *Washington Post*, der jede Woche über «the worst week in Washington» schreibt, verlieh den Preis für das schlechteste Jahr Barack Obama. Alle Probleme, die in der zweiten Amtszeit heranreiften, hätten sich 2014 über seinem Haupt entladen – im Inland mit den massiven Verlusten bei den Kongresswahlen, im Ausland mit den Krisen überall auf dem Globus.

In Amerika wuchs die Erkenntnis, dass der Mann, der zweimal gewählt wurde, überfordert sein könnte. Damit war Obama allerdings nicht allein. Wer die Galerie der Herrschenden weltweit betrachtet, hat wenig Grund zur Freude. Und im nächsten Jahr wird sich daran leider kaum etwas ändern.



Die Krim als Tempelberg der Russen: Präsident Putin.

Ziehen Sie die ersten Spuren in den Schnee.

Der neue GLA mit dem Allradantrieb 4MATIC.
Jetzt als «Swiss Star Edition» mit CHF 7220.-* Preisvorteil.

Machen Sie den Winter zu Ihrem Abenteuer. Der neue GLA mit 4MATIC behält immer volle Traktion – egal, welche Strassenverhältnisse Sie erwarten. Und als Sondermodell «Swiss Star Edition» ist er jetzt bereits für CHF 42 900.-* erhältlich. Erleben Sie den neuen GLA bei Ihrem Mercedes-Benz Partner.
www.mercedes-benz.ch/4matic

Leasing für CHF 299.-/Mt.*



Betrachtungen einer Unpolitischen

Von Christoph Mörgeli

Geschichte wiederholt sich nicht. Aber ein bisschen wiederholt sie sich doch. Die Vorgänge rund um die *Neue Zürcher Zeitung* erinnern fatal an die seinerzeitige *Swissair*. «Hochmut ist's, wodurch die Engel fielen», schrieb einst Schiller. Bei der hochfliegenden *Swissair* wie bei der hochtrabenden *NZZ* gaben sich die Verantwortlichen lange zu selbstgefällig. Man wählte sich als Institution statt als Wirtschaftsunternehmen. Voraussetzung für ein Verwaltungsratsmandat war das FDP-Parteibuch. Das Präsidium von *Swissair* und *NZZ* herrschte in Personalunion. Beide Firmen zwang die ökonomische Schieflage zum Handeln.

Gewiss, die Führung der *NZZ* kommunizierte ungeschickt. Aber sie tut das Richtige. Die seinerzeitigen Trillerpfeifen der *Swissair*-Cabin-Crews nützten so wenig wie jetzt wütende Twitter-Ergüsse von *NZZ*-Redaktoren. Wenn das angebliche Flaggschiff des Schweizer Journalismus nicht kentern soll, muss es das Steuer rasch herumwerfen. Vorbild ist – eine Peinlichkeit – ausgerechnet Christoph Blocher mit der *Basler Zeitung*. Er musste die Druckerei schliessen, Personal abbauen, Kosten sparen und profilierteren Journalismus fördern. Auch Blocher fand in Markus Somm den zu alledem geeigneten Mann.

Dieser stammt aus erzfreisinnigem Haus und ist selber FDP-Mitglied. Markus Somm bewies seine Weltoffenheit mit Studiensemestern an der elitären Harvard University. Er gehört zu den anregendsten Intellektuellen und begabtesten Zeitungs- und Buchautoren des Landes. Nicht seine ehemals linke, armeekritische Haltung werfen ihm seine Kritiker jetzt vor. Sondern seinen Aufruf zu entkrampfterer bürgerlicher Zusammenarbeit. Denn statt zu klaren liberalkonservativen Positionen zurückzukehren, führt die *NZZ* lieber abgehobene Debatten einer Unpolitischen.

Die Schweiz marschiert nach links. Und die *NZZ* marschiert mit. Verantwortungsträger der Wirtschaft lassen das Blatt heute ungelesen auf dem Salontisch liegen. Dafür wurde es zur Leibspeise von Theaterintendanten, Gymnasiallehrern und SP-Ständerätin Fetz. Die *NZZ* muss sich entscheiden: Schweizer Identität oder Massenzuwanderung? EU-Unterwerfung oder Souveränität? Markus Somm hat inzwischen abgesagt. Auch das ist hochnotpeinlich. Denn jeder, der jetzt den Wettlauf um den *NZZ*-Chefposten gewinnen sollte, hat die Nummer zwei am Rücken.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Platz für die Daten-Krake

Von Peter Bodenmann — Das rot-grüne Zürich punktet, weil es im Wettbewerb der Standorte für Gutverdienende hochattraktiv ist.



Talente aus allen Kontinenten: Google.

In der Schweiz werden pro Frau und pro Mann immer weniger Kinder geboren. Ohne Zuwanderung würde unser Land langsam, aber sicher absterben. Aus die Schweizer Mäuse.

Trotzdem macht vielen die rettende Zuwanderung Angst. Die Hälfte der Schweizerinnen und Schweizer wollen sie dosieren. Wie, das wissen sie nicht. Und um wie viel, wissen sie eigentlich auch nicht.

Nur ein gutes Viertel der Stimmenden war für Ecopop und somit für eine radikale Beschränkung der Nettozuwanderung auf 16 000 Personen pro Jahr. 56 Prozent wollen gar die reichen Ausländer behalten und weitere mittels verfassungswidriger Pauschalsteuern anziehen. Verstehe, wer kann.

Und jetzt das: Google mietet bei den SBB 50 000 Quadratmeter Bürofläche. Im Zentrum des rot-grünen Zürich sollen 3000 neue Arbeitsplätze entstehen.

Die Daten-Krake Google braucht die Talente aus allen Kontinenten. Und das rot-grüne Zürich punktet, weil es im Wettbewerb der Standorte für Gutverdienende hochattraktiv ist. Fast alle Rahmenbedingungen sind für die Beweglichen und deren Kinder gut bis sehr gut. Und nur auf die und deren Wünsche kommt es Google an.

Keine Partei, auch die SVP nicht, fordert die SBB auf, den Google-Mietvertrag nach Annahme der Masseneinwanderungsinitiative nicht

zu unterzeichnen. Und stattdessen 750 Wohnungen für Schweizer Mieter zu erstellen. Dank Inländervorrang.

Keine Partei fordert die SBB auf, im Grossraum Zürich auf ihren Terrains und in der Nähe eines ihrer Bahnhöfe als Kompensation für den Zuzug dieser Google-Krake subito 3500 neue Wohnungen zu erstellen. Mit einem Hansjörg-Wyss-Platz als lebendigem Zentrum.

Jede halbwegs toughe Partei würde sich über den Zuzug von Google-Mitarbeitern freuen. Und die Chance nutzen, um angesichts von Null- bis Minus-Zinsen den Bau günstiger Wohnungen voranzubringen. Und so aufzeigen, wie man die Probleme löst.

Tragikomisch die Freisinnigen: Sie hetzten am letzten Sonntag in Inseraten gegen den Zuzug von Ausländern, die nicht aus dem EU-Raum kommen. Und genau das wird bei den meisten Google-Mitarbeitern der Fall sein. Wer den Fremdenfeinden den kleinen Finger gibt, wird selber angesteckt.

Und bekommt – Strafe muss sein – zum Dessert noch Markus Somm als neuen Chefredaktor der *NZZ* serviert. Tödlich für die Freisinnigen: Somm verzichtete unter dem Druck der *NZZ*-Redaktion, während der Polit-Freisinn während Tagen vor Blocher kuschte.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Mit Darwin zum Erfolg

Von Kurt W. Zimmermann — Zum Jahresende ein Jubelschrei. Der Medienbranche geht es prima. Sogar der Bundesrat hat's gemerkt.

Zum Jahresabschluss, wie wir alle wissen, zählt nur eines. Es zählen nur die Zahlen. Und die Zahlen für 2014 sind schön.

Es gibt sechs wichtige Medienverlage in Schweizer Hand. Ringier, Tamedia und die NZZ-Gruppe aus Zürich, AZ Medien aus Aarau, Somedia aus Chur und die Basler Mediengruppe.

Die Big Six kommen 2014 auf einen kollektiven Umsatz von fast drei Milliarden Franken. Ihr kollektiver Gewinn im Jahr 2014, auf Ebitda-Stufe, erreicht rund 420 Millionen.

Ebitda, der Gewinn vor Steuern und Abschreibungen, ist das beste Kriterium unternehmerischer Leistungskraft. Die Big Six erzielen nach diesem Kriterium eine Umsatzrendite von vierzehn Prozent. Das ist eine Marge, wie sie führende Firmen wie ABB und Nestlé in Europa herausholen, also beeindruckend hoch.

Wenn wir über Medien reden, müssen wir darum zwischen Fakten und Fiktionen unterscheiden.

Fakt ist, dass 2014 eine Erfolgsgeschichte der grossen Verlage ist. Sie haben über Jahre gespart, auf Redaktionen und im Backoffice, und sie haben das Geld in kommerzielle Online-Aktivitäten investiert. Nun beginnen sie zu ernten. Sie werden darum ihr bisheriges kollektives Rekordergebnis aus dem Jahr 2011 vermutlich gar übertreffen.

Fiktion hingegen ist, dass die Medien in einer Finanzkrise stecken.

Die Medienkrise, die es in Zahlen nicht gibt, reden vor allem linke Politiker aus SP und CVP herbei. Sie wünschen sich finanzschwache Medien. Sie wünschen sie, damit der Staat die Notleidenden mit Subventionen retten kann. Nur wenn der Staat dadurch Einfluss auf die Medien bekommt, haben auch linke Parteien und Politiker eine Chance, Einfluss auf die Medien zu bekommen.

Selbst der Bundesrat hat nun erkannt, dass er eine erfolgreiche Branche nicht retten muss. Vor zwei Wochen publizierte er seinen Motionsbericht zu den Medien. Die Medien, sagt die Regierung, brauchen keine obrigkeitliche Unterstützung. Die bestehenden Privilegien wie verbilligte Postzustellung und tieferer Mehrwertsteuersatz genügen vollauf. Wörtlich sagt der Bundesrat: «Die voreilige Einführung neuer Förderansätze könnte zu Fehlansätzen führen.»

Förderansätze und Fehlanreize. Das ist zwar Beamtendeutsch, aber sonst eine Aussage von erfreulichem Liberalismus. Sogar Medienministerin Doris Leuthard, sonst gern ein eil-



Am richtigen Ort gespart und investiert.

fertiges Kind der Regulierung, lässt für einmal die Finger von unnötigen Staatseingriffen.

Der Schweizer Medienbranche geht es erfreulicherweise gut. Es geht ihr bedeutend besser, als man vor fünf Jahren befürchten musste. Ich habe damals auch gedacht, sie überlebe nur mit besseren staatlichen Rahmenbedingungen. Ich habe mich zum Glück getäuscht. Die Verlagshäuser haben die Kurve aus eigener Kraft genommen.

Natürlich gibt es in solchen Phasen immer Mutige und Mutlose. Mutig waren vor allem Ringier und Tamedia. Sie haben in den letzten Jahren weit über eine Milliarde Franken in neue Online-Marktplätze für Immobilien, Stellen, Autos, Handelsgüter und Werbevermittlung gesteckt. Nur die NZZ-Gruppe verschlief mutlos diesen digitalen Trend. Sie ist darum das einzige Medienunternehmen, das für 2014 sinkende Gewinne ankündigen musste. Den Sündenbock fand sie in der Chefredaktion.

Ich bin zuversichtlich für die Medienbranche. Sie hat am richtigen Ort gespart und am richtigen Ort investiert. Sie ist digital sehr aggressiv. Sie wird darum auch in Zukunft gute Gewinne machen. Ich glaube, die Schweizer Medienbranche ist derzeit die fitteste Medienbranche Europas.

Charles Darwin war offenbar ein Medienkennner: *Survival of the Fittest*.

Jung im Kopf

Von Beatrice Schlag — Eine Studie als Weihnachtsgeschenk.

Wer sich je mit fünfzig, sechzig oder siebzig rückhaltlos verliebt, weiss, dass es nicht anders ist als mit siebzehn. Man kann an nichts anderes denken, ist wie auf Speed und redet zwanghaft über die Grossartigkeit des anderen und die nie gekannte Seelenverwandtschaft. Es nervt die gesamte Umwelt, genauso wie als man siebzehn war. Und wie damals kümmert es einen nicht. Man wird durch die grossen, kühnen Gefühle alterslos und hat Mitleid mit jedem, der in eingefahrenen Beziehungen steckengeblieben ist. Wer es erlebt hat, weiss auch, dass es nicht so glorios weitergeht. Irgendwann wird man wieder fünfzig, sechzig oder siebzig und hat die alten Rückenschmerzen, gegen die die neue Liebe machtlos ist. Man springt nicht federnd aus dem Sessel, nur weil man neu liebt.



Aber das, sagt eine soeben veröffentlichte Studie des University College in London, sei nicht entscheidend. Die Studie liest sich wie ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk – obwohl sie nicht so platt ist, zu behaupten, jeder sei so alt, wie er sich fühle. Die Forscher fragten mehrere tausend Leute über fünfzig, ob sie sich im verliebten Zustand jünger oder älter fühlten, als sie tatsächlich waren. Die Studie startete 2004 und dauerte über acht Jahre. Die jüngsten Teilnehmer waren 52 Jahre alt. Das Resultat: Fast siebzig Prozent der Befragten fühlten sich mindestens drei Jahre jünger als ihrem Pass zu entnehmen ist. Ein Viertel fühlte sich ihrem Alter entsprechend und knappe fünf Prozent ein oder mehrere Jahre älter.

Von den Teilnehmern starben rund zwanzig Prozent im Verlauf der Studie. Das Verblüffende daran war, dass diejenigen, die sich jünger fühlten, nur einen Siebtel der Toten ausmachten. Obwohl die Wissenschaftler alle Verstorbenen ausklammerten, die schon zu Beginn der Studie an chronischen Krankheiten gelitten hatten, kamen sie zu dem Schluss, dass das Todesrisiko während der Studie für Menschen, die sich ihrem Alter entsprechend oder älter fühlten, um über vierzig Prozent höher lag als bei denen, die gefühlt einen jüngeren Jahrgang hatten. Physisch erklären liess sich das nicht. Man versteht es trotzdem auf Anhieb.

«Eigentlich hätte Qaasim Illi den Nobelpreis für Public Relations verdient.» *Werner Pfleger, Aadorf*



«Wie kann man allen Ernstes behaupten, dass dies eine Religion des Friedens sei?»

Das Gegenüber differenziert betrachten

Nr. 50 – «Im Lichte des Orients»; Abdel Azziz Qaasim Illi und Mubarak Al-Hajri zum Koran

Offenbar hat die Berichterstattung der *Weltwoche* zum Thema Koran und Gewalt einige Gemüter erhitzt. So staune ich über die liebliche Darstellung des Islam seitens des Pressesprechers des IZRS und des Botschafters von Katar. Tagtäglich hören und lesen wir, dass IS, Boko Haram und Salafisten mit grausamen Methoden gegen Christen und Andersdenkende vorgehen. In vorwiegend islamischen Ländern werden heute Christen gefoltert, verhört und getötet. Wehe denen, die sich abwenden vom Islam. Ihnen drohen Ausschluss, Verfolgung und Tod. Wie kann man da allen Ernstes behaupten, dass dies eine Religion des Friedens sei? *Peter Wettstein, Brütten*

Die Liebe des Islam und die Barmherzigkeit Allahs zeigen sich insbesondere darin, dass Illi und der Botschafter den Nichtmuslimen die Kompetenz zur Interpretation des Korantextes absprechen und im Weiteren gerne jegliche negative Meinungsäusserung zum Koran verbieten und strafrechtlich verfolgen würden. *Laurenz Hüslar, Egg bei Zürich*

Qaasim Illis Vorwurf, Andreas Thiel sei wissenschaftlich nicht qualifiziert, den Koran zu deuten, wirft die Frage auf, welcher Mensch denn überhaupt berechtigt sei, den Koran zu lesen, denn die meisten Menschen sind keine Religionswissenschaftler. Der Mehrheit der Muslime

wäre nach dieser Logik die Grundlage entzogen, sich mit dem Koran befassen zu dürfen. Der Koran kann dann keine göttliche Offenbarung und kein Buch für alle Menschen sein und somit auch keine «Bibel der Liebe», wie es Qaasim Illi dem Leser vormachen will. Überzeugung kann schnell zu Blindheit führen, wenn all die unangenehmen, gewalttätigen Aspekte des Korans so lange historisch relativiert werden, bis sie in das gewünschte PR-Bild des Islam als einer «Religion des Friedens» passen. Für seine unermüdlichen Anstrengungen, diesen Kuschel-Islam einer breiten Öffentlichkeit zu verkaufen, hätte Qaasim Illi eigentlich den Nobelpreis für Public Relations verdient. *Werner Pfleger, Aadorf*

Im Islam gibt es viele Strömungen. Es ist ein Unterschied, ob ein Muslim in einer offenen, demokratischen Gesellschaft oder unter einem totalitären Regime aufwächst. Letzteres instrumentalisiert und pervertiert den Islam. Die Schweiz könnte ein Vorbild für einen modernen Religions- und Ethikunterricht werden. Die über 400 000 Muslime in der Schweiz sind eine Realität. Da nützen populistische Reflexe wenig. Die Muslime werden bleiben. Der Grossteil wird sich integrieren und einen konstruktiven Beitrag für unser Land leisten. Nicht nur in der Schweizer Fussballnationalmannschaft. Der Ethik- und Religionsunterricht wird eine wichtige Rolle spielen, ob wir es schaffen, respektvoll miteinander umzugehen, oder ob sich Parallelgesellschaften bilden. Das Fremde bleibt Bedrohung und Feindbild auf beiden

Seiten. Ich denke, dass die Aufgeklärteren zuerst versuchen müssen, das Gegenüber differenziert zu betrachten. Mit der Zeit bewegen sich auch die anderen. Das ist gelebte Aufklärung. Extremisten gibt es überall. Doch die Gemässigten machen die Substanz einer Demokratie aus. Ein moderner Ethik- und Religionsunterricht sollte folgende Grundhaltung bei jungen Menschen fördern: Bleiben wir neugierig. Lernen wir, kritisch und selbstbewusst unsere Meinung zu entwickeln. Lernen wir, in historischen und philosophischen Kategorien zu denken. Im Idealfall fördert ein ausgewogener Religions- und Ethikunterricht selbständiges Denken und verantwortungsvolles Handeln. *Raffaele Ferdinando Schacher, Goldach*

Anstatt darauf zu verweisen, dass in vielen europäischen Staaten die Meinungsfreiheit eingeschränkt sei, hätte der Botschafter von Katar uns besser mitgeteilt, dass er sich dafür einsetze, die zahlreichen Todesfälle zu verringern und die menschenunwürdigen Lebensbedingungen auf den Baustellen für die Fussball-WM in Katar zu verbessern. *Hanspeter Müller, Luzern*

Eure Exzellenz Botschafter von Katar, selber gehöre ich zu den wenigen Christen, die den Koran gelesen und sich eingehend mit dem Islam beschäftigt haben. Der Grund: Ich gehöre einer christlichen Minderheit an. Wir glauben an einen einzigen Gott, wie Sie an Allah, wir glauben nicht an eine Dreieinigkeit, aber an Jesus als den Sohn Gottes. Wir sind Pazifisten und glauben an die Bibel. Zudem leben wir nach dem Prinzip, den Nächsten als auch unsere Feinde zu lieben. In Ihrem Brief an die *Weltwoche* betonen Sie, «dass der Islam eine tolerante Religion ist, welche die verschiedenen Kulturen anerkennt und diese Unterschiede als Gottes Gesetz respektiert». Nur sind wir als religiöse Minderheit in Katar verboten, müssen im Untergrund operieren, dürfen keine Anbetungsstätten bauen, und es ist uns verboten, mit Muslimen über unseren Glauben zu sprechen. Exzellenz, können Sie mir erklären, wo hier Ihre propagierte Toleranz ist? *Markus Hess, Büsingen am Hochrhein (D)*

Es ist schon unglaublich, mit welchen Argumenten und Suren Herr Illi seine Behauptungen stützt! Da sagt er, dass in Sure 109,6 stehe: «Ihr habt eure Religion, und ich habe meine Religion.» Erstens ist das, was er da tut, «Rosinenpickerei», und zweitens ist es «Zitieren aus dem Zusammenhang», also genau das, was er Andreas Thiel und anderen vorwirft, die den Koran zitieren! *Markus Baumann, Winterthur*

Scharfsinnige Analyse

Nr. 50 – «NZZ»; Roger Köppel zum Abgang von NZZ-Chefredaktor Spillmann

Seit meiner Studienzeit vor mehr als fünfzig Jahren, seit jener Zeit, als die NZZ noch drei

Ausgaben am Tag herausbrachte, bin ich Abonnent dieser Zeitung und beabsichtige, dies auch weiterhin zu bleiben, zumal die NZZ bald die einzige Zeitung ist, die nicht dem Trend des billigen Boulevardjournalismus erlegen ist. Gerne erinnere ich mich auch der ausgezeichneten Beiträge zur Energiepolitik aus der Feder von Walter Schiesser. Ich kann der scharfsinnigen Analyse von Roger Köppel voll und ganz beipflichten, ohne mich allerdings mangels Kenntnis der Interna zur Entlassung von Chefredaktor Spillmann äussern zu wollen. Mit Roger Köppel hoffe ich, dass die NZZ weiterhin «durch ihre Qualität beeindruckt», aber auch «das bürgerliche Lager zu versöhnen sowie SVP und FDP auf eine einigermaßen gemeinsame Linie gegen die Linken zu bringen» vermöge.

Ulrich Fischer, alt Nationalrat, Seengen

Meine Frau und ich lesen die NZZ seit vierzig Jahren. Seit zehn Jahren sind wir noch eifrigere Weltwoche-Leser. Der erwähnte Leitartikel von Roger Köppel trifft den Nagel auf den Kopf. Sowohl was unsere Erfahrungen mit der NZZ als auch mit den NZZ-Chefredaktoren betrifft, teilen wir die Meinung im erwähnten Artikel. In den früheren Jahren mussten wir zwei NZZ-Abonnemente haben, weil alle Familienmitglieder sich auf diese Zeitung stürzten und dies jeweils einen mittleren Familienstreit auslöste. Der in den letzten Jahren zunehmende Linksrutsch in den jeweiligen Leitartikeln, aber auch im Inlandteil führte bei uns immer mehr zu einer inneren Ablehnung der NZZ-Geisteshaltung. So genügt es heute, wenn wir die Zeitung von Zeit zu Zeit am Kiosk posten.

Karl und Johanna Meier-Zoller, Effretikon

Die SRG – ein unfehlbares Heiligtum

Nr. 49 – «Verdrehte Fakten»; Roger Blums Gegenrede über die Ombudsstelle der SRG

Ziemlich abstruse Thesen, die der gescheite und sonst recht besonnene Roger Blum in seiner Gegenrede zum Artikel von Kurt W. Zimmermann über den SRG-Ombudsmann aufischt.

1—Sein hypothetisches Verurteilungskonstrukt käme bestenfalls bei einem privaten Radiosender, sicher aber nicht bei SRF-Sendern zur Anwendung.

2—Medienfreiheit in Ehren; sie muss in einer Demokratie unantastbar sein. Nur, in der SRG wird sie je länger, je mehr in Narrenfreiheit pervertiert und entsprechend ausgelebt.

3—Wo bitte schützt die Unabhängige Beschwerdeinstanz UBI («Abhängige Beschwerdeinstanz» stünde ihr wohl besser an) das Publikum vor Manipulation in der Meinungsbildung rund um die Abstimmung zur Masseneinwanderungsinitiative vom 9. Februar 2014? Es vergeht bis heute kein Tag, ohne dass auf irgendeinem – oder mehreren – SRG-Sender jener Volksentscheid ins Lächerliche gezogen wird.

4—Wieso soll Zimmermanns Beweis abwegig sein, wenn 2013 keine einzige Beschwerde gutgeheissen wurde?

5—Dass Ombudsstelle und UBI sich nicht (von aussen) dreinreden lassen, daran zweifelt wohl niemand – nur ist dieser banale Hinweis ein höchst untauglicher Versuch, um die beiden Institutionen vom Vorwurf der Staatsnähe reinzuwaschen. Und bleiben wir doch realistisch: Sollte jemals eine Beschwerde gegen ein Gefäss der SRG gutgeheissen werden, was sind dann die Folgen? Höchstens eine sanfte Ermahnung, die bei den Betroffenen – mangels Folgen – nur Schulterklopfen und Champagnerentkorken auslösen würde. Die SRG als Ganzes ist ein unantastbares und unfehlbares Heiligtum mit dem Oberhirten de Weck an der Spitze. Dieser lässt keine Gelegenheit aus, zu verkünden, wie wichtig ihm Kritik sei. Aber sein dünnhäutiger Umgang damit ist bekannt. So etwa im «Club» am 24. September 2013, wo de Weck wegen eines Votums des Chefredaktors von *Schweiz am Sonntag* völlig die Contenance verlor.

Nicolas W. Oetterli, Wauwil

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einer Frau, von der man gehört hat, dass sie sich die Brüste hat machen lassen, ein Kompliment für ihre neue Oberweite machen? *Richard Brändle, Zürich*

Robert Downey Jr., mit rund 75 Millionen US-Dollar Jahreseinkommen der bestbezahlte Schauspieler Hollywoods, war neulich in den Medien, weil er die Frühstücksfernseh-Moderatorin Lorraine Kelly, 54, mit den Worten «Schöne Titten» begrüsst haben soll. «Es hätte schlimmer kommen können», sagte Kelly. Als Rainer Brüderle, deutscher Ex-Spitzenkandidat der FDP, zur jungen Journalistin Laura Himmelreich sagte: «Sie können ein Dirndl auch ausfüllen», hätte es bekanntlich nicht mehr viel schlimmer kommen können. Oberweiten-Komplimente sind ein Minenfeld, über das Sie als Mann nur unversehrt gehen können, wenn Sie Clooney, Gosling, Law, Grant, DiCaprio oder eben Downey Jr. heissen. Aber Sie sind R. B. aus Z., deshalb: Wenn Sie einen schönen Abend statt #aufschrei wollen, sagen Sie einfach: «Wow, warst du beim Coiffeur?» *Dominique Feusi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



CRESTA
PALACE

Echt Ferien

SKI-(S)PASS CHF 35.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1225.– im DZ/Person
Ab 2 Nächten:
Skipass für CHF 35.– pro Person/Aufenthalts-tag

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel

Die neue Mitte steht links

Von Roger Köppel — Fürs Wahlplakat tragen die Mitteparteien CVP, BDP und GLP ein bürgerliches Mäntelchen. Im Parlament sorgen sie mit SP und Grünen regelmässig für linke Mehrheiten. Wer eine liberale, bürgerliche Schweiz will, kann im nächsten Jahr nur auf SVP und FDP setzen.



Negative Folgen für das Erfolgsmodell Schweiz: Nationalrat.

Der Kommentar der «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens nach der Wahl von Simonetta Sommaruga (SP) zur Bundespräsidentin war symptomatisch für die frivole Irreführung des Publikums: «Eine linke Bundesrätin wird gewählt mit einem ausgezeichneten Resultat von einem mehrheitlich bürgerlichen Parlament.» Bürgerliches Parlament? Dieses angeblich bürgerliche Parlament machte sich zeitgleich ans Werk, die schweizerische Energiepolitik rotgrün einzufärben. Die 31 Volksvertreter von CVP/EVP drückten ihren Abstimmungs-knopf zusammen mit den 12 der GLP und den 9 der BDP ziemlich konstant für satte Mehrheiten links der Mitte. Während die GLP in der Atomfrage immerhin seit je konsequent politisiert, gehören die «christlichen» wie die «bürgerlichen» Demokraten zu den März-Gefallenen des Jahres 2011. Nach den schweren Störfällen des japanischen Reaktors Fukushima wechselte

die CVP unter Führung der früheren «Atom-Doris» Leuthard fast ebenso schnell ins Lager der Aussteiger wie die BDP, deren Berner Exponenten zwei Monate zuvor noch für einen Neubau des Kernkraftwerks Mühleberg gewiebelt hatten. Ohne die Umweltfolgen von Fukushima kleinzureden, ist festzuhalten, dass die freige-wordene Strahlung bis jetzt keine Todesopfer forderte. Über den Veloverkehr, der allein in der Schweiz jährlich über fünfzig Menschen tötet, sind keine Klagen laut geworden. Aber es geht ja auch nicht um die rechte Sicherheit. Es geht um die linke Politik.

Energiewende dank Mitte-links

Nach dem Schwenker im Bundesrat folgt nun also das Parlament seiner Mitte-links-Regierung stramm auf deren energiepolitischer «Geisterfahrt» (Alex Reichmuth). Der Ersatz der schon bald entstehenden Stromlücken hat

wenig mit technischen Möglichkeiten, dafür viel mit esoterischem Wunschdenken zu tun. Dennoch hat der Nationalrat beschlossen, die bundesrätliche Energiestrategie 2050 mit einem Produktionsausbau der erneuerbaren Energien unter Senkung des Energieverbrauchs gesetzlich zu verankern. Das verabschiedete Bonus-Malus-System zur Einschränkung des Stromkonsums bedeutet nichts anderes als staatliche Planwirtschaft. Gleichzeitig soll für Gebäudesanierungen mehr Geld fliessen, und die Grenzwerte für Neuwagen werden verschärft. Der Bundesrat erhält die Kompetenz, die CO₂-Abgabe weiter zu erhöhen, wenn die Klimaziele nicht erreicht werden. Doch der jüngste Marsch der «bürgerlichen» Mitte in Richtung links ist nicht nur bei der Energiewende exemplarisch. Er ist vielmehr ein Merkmal der Mitteparteien CVP, BDP und GLP in der gesamten Legislaturperiode.

Blenden wir zurück: Ungeachtet des demokratisch legitimierten Volkswillens der Parlamentswahlen installierte die «bürgerliche» Parlamentsmehrheit in der Wintersession 2011 eine Linksregierung: Die Mitteparteien verweigerten selbst dem jovialen gemässigten Romand Jean-François Rime als Vertreter der wählerstärksten SVP den Einzug in den Bundesrat. Stattdessen belohnte die Linke, inklusive CVP, die Fünf-Prozent-Partei BDP mit der Wiederwahl von Eveline Widmer-Schlumpf für deren energie- und finanzpolitische Wendehalspolitik. Ab sofort konnten sich die Zerstörer der Konkordanz nicht länger herausreden, sie hätten mit der Bündnerin eine SVP-Frau gewählt.

Im Dezember 2011 beschlossen CVP, BDP, Grünliberale und starke Teile der FDP den schrittweisen Ausstieg aus der Atomenergie: Bestehende Kernkraftwerke dürfen demnach nicht durch neue ersetzt werden, auch wenn dies immense Kostenfolgen nach sich zieht. Schon damals war klar, dass damit die bisherige, bewährte Energieversorgung aufs Spiel gesetzt wurde, dass keine realistischen Alternativkonzepte vorlagen und dass damit die Auslandsabhängigkeit steigen wird.

In derselben ersten Session der Legislatur beschloss die Grosse Kammer auch die demokratiefindliche Vorprüfung von Volksinitiativen vor Beginn des Sammelns mit allfälligem Anbringen von obrigkeitlichen Warnhinweisen; gleichzeitig wurde der Katalog für Ungültigkeitserklärungen erweitert.

Das fette Budget 2012 passierte in National- und Ständerat ohne Kürzungen. Mittels Ergänzung verschiedener Doppelbesteuerungsabkommen hoben beide Kammern das Bankkundengeheimnis faktisch auf und verankerten eine unrealistische Klimapolitik im CO₂-Gesetz. Auch die FDP votierte mit dem Mittel-links-Lager für einen Gegenvorschlag zur Volksinitiative «für ein gesundes Klima» und forderte bis 2020 gegenüber 1990 eine landesweite Reduktion der Treibhausgase um mindestens zwanzig Prozent; für einmal fuhren die vereinigten Internationalisten ein teures nationales Sonderzüglein.

Asylverfahren auch für Drogenhändler

In der Frühjahrssession 2012 werkelte die Mittel-links-Koalition mit der Schleifung des Bankkundengeheimnisses durch Ergänzungen zum Doppelbesteuerungsabkommen mit den USA und durch Änderungen am Steueramtshilfegesetz munter weiter. Der Nationalrat unterwarf sich der alten linken Forderung, den Cannabiskonsum von der Anzeigepflicht zu befreien, und erhöhte den Beitrag an den Internationalen Währungsfonds. Die CVP verhalf einer obligatorischen staatlichen Erdbebenversicherung zum Durchbruch, was nicht nur einen schweren Eingriff in den Markt, sondern in die eigene christdemokratische Seele des Kantonsföderalismus bedeutete. Der Ständerat folgte mit

Stichentscheid des Präsidenten dem Ansinnen des Nationalrats, wonach das Parlament Volksinitiativen noch vor der Abstimmung für ungültig erklären kann, wenn sie nach seinem erhabenen Urteil die Grundrechte verletzen. Ebenfalls in der Kleinen Kammer wollte die Mitte, inklusive BDP, die Entwicklungshilfegelder nicht an eine Kooperation bei der Rückübernahme abgewiesener Asylbewerber koppeln und selbst jene Asylmissbraucher im Verfahren behalten, die mit Drogen handeln. CVP, BDP und GLP sprachen sich mit ihrem



Mehr Langeweile: Swisscoy in Kosovo.



Abgabe verboten: Plastiksäckchen.



Kein Grund für kein Asyl: Drogenhandel.

eigentumsfeindlichen Nein zu einer Volksinitiative des Hauseigentümerversands gegen die Abschaffung des Eigenmietwertes aus.

Rekordsumme für Entwicklungshilfe

Im Sommer des Jahres 2012 stockte die «bürgerliche» Parlamentsmehrheit die vierjährige Entwicklungshilfe auf die Rekordsumme von 11,34 Milliarden Franken auf, eine Leistung, für die sich die Parlamentarier gleich noch ihre eigenen Bezüge erhöhten. Die SVP scheiterte mit dem Antrag, die internationale Zusammenarbeit – worunter man in Bundesbern immer Geldausgaben versteht – um 831 Millionen Franken zu kürzen. Mit der «Via sicura»-Vorlage beschloss Bundesbern eine Ausweitung der Vorschriftenflut auf Kosten der Eigenverantwortung. CVP, BDP und GLP votierten bei der Teilrevision des Bauplanungsgesetzes mit den Linken für die neue Steuer einer Mehrwertabgabe auf Bauland. Die CVP vereinigte sich – zum Glück vergeblich – mit der Linken zwecks Einführung einer «Bonussteuer», die einer wirtschaftsfeindlichen neuen Unternehmensbesteuerung gleichgekommen wäre.

In der Herbstsession 2012 wurde der Kredit für Bildung, Forschung und Innovation der Jahre 2013 bis 2016 um 292 Millionen auf etwa 26 Milliarden Franken aufgestockt; dies bedeutet ein jährliches Plus von 3,7 Prozent, also deutlich mehr als das Wirtschaftswachstum. Ebenso zum Durchbruch gelangte das rot-grüne Anliegen, die produzierende Landwirtschaft nicht mehr zu fördern, sondern die Bauern zunehmend zu staatlich besoldeten Landschaftsgärtnern umzuerziehen. Als Zweittrat sprach sich der Nationalrat (inklusive FDP) dafür aus, wichtige bisherige Rechtsgrundsätze preiszugeben und künftig auch bei Gruppenanfragen Amtshilfe zu leisten, um verdächtige Steuer-sünder zu identifizieren. Nur dank der Schuldenbremse, aber entgegen dem Willen der Mittel-links-Vereinigung scheiterte ein massloses, bevormundendes Präventionsgesetz mit einer Kostenfolge von jährlich fast vierzig Millionen Franken. Mit ihrem Anliegen, die gewaltigen Zwangsgebühren der staatlichen Sendeanstalten der SRG auf 200 Franken zu reduzieren, stand die SVP ganz allein.

Die Wintersession 2012 beschloss ein Nächstjahresbudget mit einem Defizit von 450 Millionen Franken; Kürzungsanträge der SVP blieben chancenlos. Der Ständerat verdoppelte die Ausgaben für die Bahninfrastruktur auf 6,4 Milliarden Franken und wollte dies via Mehrwertsteuererhöhung finanzieren. Die unternehmerfeindliche «Solidarhaftung» – wonach ein Erstunternehmer haften soll, wenn Subunternehmer die Mindestlöhne und Arbeitsbedingungen nicht einhalten – fand ebenfalls Gnade. Auch dieser Ausbau der gewerkschaftlich propagierten «flankierenden Massnahmen», ein Frontalangriff auf den liberalen Arbeitsmarkt, geschah durch gnädige

Mithilfe der «bürgerlichen Mitte». Fast alle gegen die SVP, so lautete das Motto bei der Genehmigung des internationalen Abkommens über den Mütterschutz, das die Entschädigung von Stillpausen während der Arbeitszeit regelt. Die «bürgerliche» CVP brachte ihre glorreiche Idee durch, sämtlichen Geschäften auf Schweizer Staatsgebiet die Abgabe von kostenlosen Plastiksäcken zu verbieten.

In der Frühjahrssession 2013 schwenkte der Nationalrat links ab in Richtung Bundesrat und Ständerat und hiess die Erhöhung der Autobahnvignette auf hundert Franken gut. Unternehmer wurden (auch mit Hilfe der FDP) gezwungen, für die Kosten von Altlastensanierungen aufzukommen; eine klassische Überregulierung in einem gesetzlich bereits gut geregelten Bereich. Die Meldestelle für Geldwäscherei soll künftig Finanzinformationen an ausländische «Partnerbehörden» weitergeben dürfen. Die CVP unterstützte mit SP und Grünen in der Sondersession 2013 ein wirtschaftsfeindliches Pflichtpfand für Getränkedosen und Getränkeflaschen.

Hübsches Detail am Rande: In präsidial bezahlter Doppelfunktion von CVP und Interessengemeinschaft Mineralwasser steht ausgerechnet Christophe Darbellay. Die Linke sorgte im Verein mit CVP, BDP und GLP dafür, dass die vielen vorläufig aufgenommenen «Flüchtlinge» künftig Anrecht auf Familiennachzug haben, was die unkontrollierte Zuwanderung massiv verstärken dürfte.

Sinnloser Krieg gegen Rohstofffirmen

In der Sommersession 2013 passierte die «Swissness»-Vorlage auch den Ständerat. Erste Folge der strengeren Auflagen für industrielle Produkte bildete die Ankündigung der Firma Electrolux, ihr Werk im glarnerischen Schwanden zu schliessen. Selbst die FDP folgte dem populistischen Neidhammelprinzip eines «Solidaritätsprozents» für die Arbeitslosenkasse, das «Grossverdiener» mit über 315 000 Franken Einkommen zu leisten haben. Damit wurde – wieder gegen die einsame SVP – das Versicherungsprinzip der ALV aufgelöst; die wirtschaftlichen Leistungsträger dieses Landes sind bei den nächsten Wahlen definitiv ihrer moralischen Verpflichtung enthoben, weiterhin freisinnig zu wählen.

Die «Lex USA» mit einer temporären Ausserkraftsetzung des Schweizer Rechts aus der Küche von Finanzministerin Widmer-Schlumpf scheiterte trotz lautstarker Unterstützung von Ständerat, CVP, BDP und GLP. Eine Allianz von Ständerat und Mitteparteien wird aber dafür sorgen, dass Schweizer Muttergesellschaften für die Einhaltung von Standards bezüglich «Menschenrechte und Umwelt» haftbar sind; es macht den Anschein, dass der gegenwärtigen Parlamentsmehrheit jedes Mittel recht ist, um beispielsweise die global tätigen Rohstofffirmen mit Sitz in der Schweiz zu ver-



Mitte-links: Schwaller (CVP), Tschümperlin (SP).



Esoterisches Wunschdenken: Windrad.

treiben. Die CVP war genau wie die Linke nicht bereit, die Invalidenversicherung mit substanziellen Entlastungen zu sanieren; die 6. IV-Revision ist gescheitert. Auch schwächte die Mitte im Boot mit den Linken gegen die für einmal vereinigten Fraktionen von SVP und FDP die Position der KMU im Sanierungsrecht im Rahmen des Schuldbetreibungs- und Konkursrechts.

In der Herbstsession 2013 genehmigte der Nationalrat als Zweitrat das imperialistische Fatca-Abkommen zur weltweiten Durchsetzung des amerikanischen Steuergesetzes. CVP, BDP und GLP sagten mit den Linken ja zur Aarhus-Konvention und damit einmal mehr zu verschärften Umweltschutzgesetzen. Der Beschluss in der Wintersession 2013, dem Übereinkommen für die Rechte der Menschen mit Behinderungen beizutreten, dürfte längerfristig dazu führen, dass Behinderte zwangsmässig in Regelklassen integriert werden müssen.

Geräteunabhängige SRG-Steuer

Unser Parlament hat in der Frühjahrssession 2014 einer Spezialfinanzierung zur Aufrüstung von rund hundert Kläranlagen zugestimmt, wobei die Steuerzahler für drei Viertel der 1,2 Milliarden Franken aufkommen dürfen. In

der nachfolgenden Sommersession befürwortete Mitte-links inklusive FDP die «Energie-wende light» als indirekten Gegenvorschlag zur Cleantech-Initiative. Dabei erhöhte man die kostendeckende Einspeisevergütung auf zirka 800 Millionen pro Jahr; es bleibt aber mehr als fraglich, ob der Ausbau der erneuerbaren Energien gelingt, wenn man die Grossverbraucher entlastet und dafür die KMU und die Haushalte umso mehr belastet. Das Steueramtshilfegesetz wurde durch die Mehrheit in dem Sinne revidiert, dass Steuersünder nicht mehr in jedem Fall vorgängig informiert werden müssen, wenn die Schweiz deren Daten an andere Staaten übermittelt. Das Gesetz über die Schweizerschulen hält fest, dass unser Land zwar für diese Schulen im Ausland zahlen muss, eine Mindestquote von jungen Mitbürgern aber nicht mehr nötig ist.

Diesen Sommer hat das Parlament den unsinnigen Swissscoy-Einsatz nicht nur verlängert, sondern dafür gesorgt, dass sich im Kosovo künftig 235 statt bloss 220 Soldaten langweilen dürfen. Die Bürgerrechtsrevision sieht vor, dass die Mindestaufenthaltsdauer von zwölf auf zehn Jahre sinkt, damit das Ausländerproblem etwas schneller eingebürgert werden kann. Beide Kammern haben der Änderung des Radio- und Fernsehgesetzes RTVG zugestimmt, womit die SRG künftig geräteunabhängig von allen Haushaltungen und Firmen ab 500 000 Franken Umsatz kassiert, statt nur Gebühren zu erheben. Damit wird der alte SRG-Traum einer Steuer für unser Monopolmedium Wirklichkeit. Die seinerzeitige «Anschubfinanzierung» für die Schaffung von Kinderbetreuungsplätzen wurde durch eine Mitte-links-Mehrheit für weitere vier Jahre und 120 Millionen «angeschoben».

Wahltag ist Zahltag

In der eben zu Ende gegangenen Wintersession verweigerte der Nationalrat Kürzungen bei der Entwicklungshilfe um 99 Millionen Franken, die in der Finanzkommission noch eine Mehrheit gefunden hatten. Die Vorlage Gafi (Groupe d'action financière) bringt massive Regulierungen im Finanzmarkt, obwohl die Schweiz längst so ziemlich die strengsten Regeln in der Geldwäschereibekämpfung hat.

Jeder einzelne dieser Siege von Mitte-links im Parlament wirkt sich nicht sofort negativ auf die Schweiz und ihre Bürgerinnen und Bürger aus. Aber jeder einzelne dieser Fehlentscheide hat längerfristig negative Folgen für das Erfolgsmodell Schweiz und den Wohlstand in diesem Land.

Am 18. Oktober 2015 stehen Parlamentswahlen an. Die angeblich «bürgerliche» Mitte hat keinen Wahlerfolg verdient. Sie war in der laufenden Legislatur bei allzu vielen Vorlagen nichts weiter als Mehrheitsbeschafferin der Linken. Wer eine freiheitliche, bürgerliche Schweiz will, muss auf SVP und FDP setzen. O

Lounge Chair & Ottoman
Design: Charles & Ray Eames
Der Eames Lounge Chair: seit 1956 Inbegriff
von Qualität und luxuriösem Komfort.
Neu in hellem Holz, poliertem Aluminium
und weissem Leder.

Jetzt bei wohnbedarf – sofort mitnahmebereit.



wohnbedarf

modern seit 1931.



vitra.

wohnbedarf wb ag, Talstrasse 11-15, 8001 Zürich
Phone +41 44 215 95 95, Fax +41 44 215 95 96
E-Mail: info@wohnbedarf.ch, www.wohnbedarf.ch

Vitra ist der einzige legitimierte Hersteller der Möbel von Charles & Ray Eames für Europa und den Mittleren Osten. Lounge Chair & Ottoman: © Vitra



Sozialhilfequote von 91,4 Prozent: Eritreische Asylbewerber in Einsiedeln.

Flüchtlinge

Sozialstaat einfach

Von Peter Keller — Aus Asylbewerbern werden Sozialhilfebezüger. Schon jetzt müssen Gemeinden Millionen Franken Steuergelder für aufgenommene Flüchtlinge bereitstellen. Weil das Asylabkommen mit der EU und insbesondere mit Italien nicht mehr funktioniert, verschärft sich die Situation dramatisch.

Nachrechnen hilft: Die Aarburger Sozialvorsteherin Martina Bircher (SVP) hat zusammengestellt, wie hoch der Anteil anerkannter Flüchtlinge in der Sozialhilfe ist. Sie kam auf 45 Prozent. «Wenn niemand etwas unternimmt, ist unsere Gemeinde in absehbarer Zeit bankrott.» Eine «finanzielle Zeitbombe» nennt die *Basler Zeitung* den Vorgang. Wer Asylbewerber aufnimmt – Aarburg beherbergt bereits drei kleinere Asylzentren –, muss mit Langzeitkosten rechnen: Sind die Flüchtlinge einmal anerkannt, landen sie fast sicher in der Sozialhilfe. Damit wechseln sie auch den Finanzierungsstatus: Für Asylbewerber kommen Bund und Kanton auf, für anerkannte Flüchtlinge nach wenigen Jahren die Gemeinden.

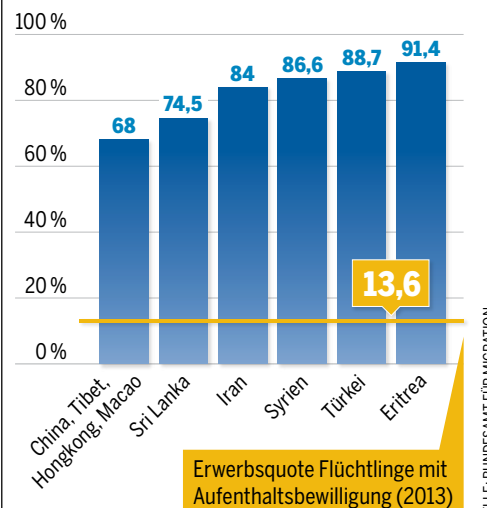
Ist Aarburg ein Sonderfall? Bilden die neun von zehn Eritreern, die Sozialhilfe beziehen, wie der *Blick* vor Wochen titelte, eine betrübliche Ausnahme? Wie steht es generell um die Erwerbsquote anerkannter Flüchtlinge? Wie hoch ist die Sozialhilfeabhängigkeit ehemaliger Asylbewerber? Gibt es markante Unterschiede je nach Herkunftsland der Flüchtlinge?

Nachfragen lohnt sich. Erstmals hat der Bundesrat auf eine entsprechende Interpellation Überblickszahlen vorgelegt, und diese unter-

mauern den Eindruck mit Fakten: Die grosse Mehrheit der anerkannten erwerbsfähigen Flüchtlinge lebt von der Sozialhilfe. Nur jeder siebte ehemalige Asylbewerber geht einer

Sozialhilfe für anerkannte Flüchtlinge

Die Quoten beziehen sich auf vorläufig aufgenommene und anerkannte Flüchtlinge der sechs Hauptherkunftsländer, 2013



Arbeit nach. Ende 2013 betrug die Erwerbsquote von Flüchtlingen mit Aufenthaltsbewilligung lediglich 13,6 Prozent (siehe Tabelle).

Wie hoch ist umgekehrt die Sozialhilfequote bei den anerkannten erwerbsfähigen Flüchtlingen (aufgeschlüsselt nach Nationen)? In seiner Antwort beschränkte sich der Bundesrat auf die sechs Hauptherkunftsländer. Hier zeigt sich, dass Eritrea zwar Spitzenreiter ist, aber insgesamt ins Bild passt: Folgt einem Asylgesuch eine vorläufige Aufnahme oder Anerkennung, landen die Flüchtlinge in der Regel im gut ausgestatteten Schweizer Sozialstaat. Mit einem positiven Aufnahmeentscheid steht den Asylmigranten eine eigene Wohnung zu, selbst wenn sie nicht für den eigenen Lebensunterhalt aufkommen können. Sie sind bei der Sozialhilfe Schweizern gleichgestellt und profitieren damit von den Richtlinien, wie sie die Konferenz für Sozialhilfe vorgibt.

Mehrheit hört auf zu arbeiten

Wie die *Basler Zeitung* schreibt, beliefen sich die Sozialhilfekosten in Aarburg im Jahr 2013 auf 5,5 Millionen Franken – bei einem Gesamtetat von 28 Millionen. 167 der Sozialhilfeempfänger sind ehemalige Asylsuchende, für 72 von ihnen

müsse die Gemeinde bereits heute zahlen. In absehbarer Zeit wird sich deren Zahl verdoppeln und damit auch der Aufwand für die Aargauer Steuerzahler.

Das Profil der Flüchtlinge gleicht sich: Die Mehrheit ist jung und männlich und würde somit die besten Voraussetzungen mitbringen, um sich im Arbeitsmarkt zu bewähren. Aber die Karriere geht mehrheitlich Richtung Sozialhilfe. Auf Eritrea mit einer Sozialhilfequote von 91,4 Prozent der Flüchtlinge folgt die Türkei mit 88,7 Prozent, Syrien mit 86,6 Prozent und der Iran mit 84 Prozent. Selbst bei den in der Bevölkerung als tüchtig angesehenen Tamilen arbeitet nur jeder vierte erwerbsfähige Ex-Flüchtling.

Die Wanderung in den Sozialstaat scheint System zu haben. Ein hoher kantonaler Migrationsbeamter beschreibt die häufige Wandlung des bescheidenen Asylbewerbers zum fordernden Flüchtling: «Kaum bekommen die Flüchtlinge den definitiven Aufnahmeentscheid, hört die Mehrheit zu arbeiten auf. So kooperativ sie vorher waren, so genau wissen sie Bescheid über die Rechte und Leistungen, auf die sie als anerkannte Flüchtlinge pochen können.»

Für den rechtlichen Beistand stünden ihnen genügend Hilfsorganisationen wie die Caritas beiseite, ergänzt der Asylfachmann. Gerade die Eritreer würden sich kaum für den Arbeitsmarkt interessieren und sich auch Integrationsmassnahmen wie dem Erwerb einer Landes-

sprache subtil bis vehement widersetzen. Die finanzielle Zeitbombe ist gezündet. Die 166 Millionen Franken, die der Bund in den ersten zwölf Monaten seit Inkrafttreten des neuen Finanzierungssystems (seit 1. April 2013) den Kantonen auszahlt, werden bald nur noch einen Bruchteil der Gesamtkosten decken.

Schweiz nimmt am meisten Eritreer auf

Rund 10 000 Eritreer befinden sich momentan im schweizerischen Asylprozess – und es kommen monatlich Hunderte hinzu. Die grosse Mehrheit reist direkt über Italien in die Schweiz. Kein europäisches Land nimmt im Verhältnis so viele Flüchtlinge aus Eritrea auf wie die Eidgenossenschaft. Das hat mit der Anerkennungspraxis des Departements von Simonetta Sommaruga (SP) und der Rechtsprechung des Bundesverwaltungsgerichts zu tun. Obschon sich das Parlament und auch die Bevölkerung gegen Desertion und Militärdienstverweigerung als Asylgrund ausgesprochen haben, wird der Grossteil der ankommenden Eritreer als Flüchtlinge anerkannt beziehungsweise vorläufig aufgenommen.

Die Rückführungen nach Italien sind faktisch zusammengebrochen. Das Eidgenössische Justizdepartement hat auf eine entsprechende Anfrage die Zahlen geliefert: In den Monaten Juli, August und September stellte die Schweiz 5014 Rückführungsgesuche an Italien

– im gleichen Zeitraum konnten gerade einmal 252 (5 Prozent!) Asylbewerber nach Italien zurückgeschickt werden. Damit fällt das Kernstück der EU-Asylpolitik in sich zusammen: Die 2013 neu gefasste Dublin-III-Verordnung hält fest, dass Flüchtlinge in jenem Land bleiben müssten, das sie in Europa zuerst betreten haben. Alles nur Theorie.

Rom foutiert sich um diese Bestimmungen. Anlandende Flüchtlinge werden bloss sporadisch registriert oder gezielt Richtung Norden gelotst. Der bayrische Innenminister Joachim Herrmann findet für diese Praxis klare Worte: «Dass etwa Italien Tausende Flüchtlinge ohne Registrierung und ohne gesundheitliche Untersuchung in Eisenbahnzüge nach München setzt, ist unerträglich.» Deutschland erwartet in diesem Jahr 200 000 Flüchtlinge. Auf die Bevölkerung gerechnet, wird die Schweiz noch mehr Asylgesuche entgegennehmen. Per Ende November befinden sich 48 144 Personen im Asylprozess, davon sind 22 251 neue Asylgesuche. Das Justizdepartement sucht derweil eifrig nach Unterkunftsmöglichkeiten. Wie das Beispiel von Aargurg zeigt, mit unabsehbaren Millionen-Folgekosten für die Gemeinden und Steuerzahler.

Peter Keller ist freier Autor der *Weltwoche* und Nationalrat (SVP) von Nidwalden. Die oben aufgeführten Zahlen beruhen auf von ihm eingereichten Vorstössen.



Chaos oder...



Nichts bleibt übrig: ferngesteuerte US-Drohne «Reaper».

Amerika

Stille Nacht, scheinheilige Nacht

Von Urs Gehriger — Der Folter-Bericht des US-Senats ist Zeugnis von Parteipolitik und selektiver Recherche. Folter könne in keinem Fall einen Terroranschlag verhindern, wird behauptet. Präsident Obama bekämpft den Terror mit einer Methode, bei der keine Schreie das Gewissen trüben.

Begleitet von echauffiertem Medienecho hat der Geheimdienstausschuss im US-Senat seinen Bericht über die «Verwaltungs- und Verhörpraktiken der CIA» vorgelegt. Fünf Jahre hatte die Untersuchung gedauert. Das Resultat sei verheerend, sagte die Komiteevorsitzende, die Demokratin Dianne Feinstein. «Es zeigt, dass die Handlungen der CIA vor einem Jahrzehnt ein Schandfleck auf unseren Werten und unserer Geschichte sind.»

Der Bericht serviert Hässliches zur Vorweihnachtszeit: Waterboarding, Prügel, stundenlanges Stehen, schmerzhaftes Fesseln, Schlafentzug, Dauerlärm, grelles Licht rund um die Uhr, «rektale Fütterung» und, und, und. Die Erkenntnisse sind im Kern nicht neu, aber verstörend. Und irritierend. Es mangelt dem Elaborat an Objektivität. Der Bericht wurde ausschliesslich von Demokraten verfasst. Kein einziger CIA-Mitarbeiter war befragt worden. Die damals verantwortlichen Geheimdienstspitzen zerzausen den Bericht als «einseitig» und «voller Fehler». Auch die Republikaner distanzieren sich. Mit einer prominenten Ausnahme: John McCain.

«Wir haben viel zu viel aufgegeben in der Hoffnung, dass Folter uns sicherer macht»,

sagte der ehemalige Präsidentschaftskandidat. Seine Worte haben Gewicht. Er sass fünfeinhalb Jahre in nordvietnamesischer Kriegsgefangenschaft, wo er regelmässig geschlagen, gefesselt und gefoltert wurde, mit bleibenden körperlichen Schäden. Folter, so McCain, «gefährdet das, was uns am meisten von unseren Feinden unterscheidet».

Was redet der Präsident da?

McCain mahnt, dass dieses Thema mehr verdient als einen parteipolitischen Grabenkrieg. Die Kernfrage lautet: «Wie handelt eine Regierung, wenn Beweise vorliegen, dass ein Terroranschlag unmittelbar bevorsteht?» Genau in dieser Situation hätten sich die USA nach 9/11 befunden, machen die drei CIA-Chefs der Ära Bush geltend. Im *Wall Street Journal* wandten sich letzte Woche George Tenet, Porter Goss und Michael Hayden samt ihren damaligen Stellvertretern an die Öffentlichkeit.

Es seien Beweise vorgelegen, dass al-Qaida eine zweite Angriffswelle auf die USA vorbereitete. Man sei mit dem klassischen Szenario der «tickenden Bombe» konfrontiert gewesen – «jeden einzelnen Tag». Die CIA-Offiziere seien sich bewusst gewesen, dass ihre Entscheide

später hinterfragt werden würden. «Aber sie wussten auch, dass sie moralische Schuld am Tod von Mitbürgern haben würden, sollten sie darin scheitern, Informationen zu sammeln, die den nächsten Angriff verhindern konnten.»

Die Hälfte der Amerikaner steht auch heute, nach Veröffentlichung des Folter-Berichts, hinter ihren alten Geheimdienstchefs. 51 Prozent der US-Bürger halten die «verstärkte Verhörpraxis» (enhanced interrogation techniques [EIT]) im Kampf gegen Terrorismus für gerechtfertigt, nur 29 Prozent lehnen sie ab, wie eine aktuelle Erhebung des renommierten Meinungsforschungszentrums Pew ergab. 56 Prozent der Befragten sind der Meinung, dass die Verhöre weitere Anschläge verhindert hätten – 28 Prozent glaubten das nicht.

Diesen Kernpunkt – Folter kann Terror verhindern und Leben retten – stellt der demokratische Senatsbericht vollumfänglich in Abrede. «Es gibt keine Belege, dass durch EIT Terroranschläge verhindert, Terroristen gefasst oder Leben gerettet wurden.» Das apodiktische Urteil hat Kalkül. Denn was nichts nützt, braucht nicht diskutiert zu werden. Somit drücken sich die Demokraten um eine schmerzhaftes Debatte in der moralischen Dunkelkammer.

Die Realität ist eine andere. Selbst Antifolter-anwalt Stephen L. Carter, Rechtsprofessor in Yale, sagt: «Ich finde es schrecklich, dass die USA das [foltern] getan haben, aber das heisst nicht, dass ich hier sitze und behaupte, dass mittels verstärkter Verhörpraxis keine nützlichen Informationen gewonnen werden.»

Die CIA-Verantwortlichen widersprechen den demokratischen Autoren des Folter-Berichts vehement: Dank den Erkenntnissen aus der verstärkten Verhörpraxis habe man führende Al-Qaida-Kader fangen können, Terroranschläge und Massenmorde verhindert, amerikanische und alliierte Leben geschützt und entscheidende Kenntnisse für den Kampf gegen al-Qaida gewinnen können.

Die Wahrheit ist für Aussenstehende nicht greifbar. Sie mag in der Mitte liegen. Kaum jemand zweifelt indessen daran, dass es bei den Verhören, die vom US-Generalstaatsanwalt abgesegnet wurden, zu sinnloser Quälerei gekommen ist. Selbst die CIA gibt punktuell Fehler zu. Es ist nicht das erste Mal, dass eine amerikanische Regierung in Kriegszeiten rote Linien überschritten hat. Abraham Lincoln hat während des Bürgerkriegs die Habeas-Corpus-Akte, eines der ältesten Grundrechte, das Gefangenen die Garantie auf eine staatliche richterliche Prüfung zusichert, ausser Kraft gesetzt. Während des Zweiten Weltkriegs setzte Präsident Franklin D. Roosevelt 110 000

amerikanische Bürger in Haft, bloss weil sie japanischer Abstammung waren.

Bei Amtsantritt versprach Präsident Barack Obama einen vollständigen Hausputz. Er liess die umstrittenen Verhörtechniken seines Vorgängers verbieten. Mit der Veröffentlichung des Folter-Berichts glaubt er, das dunkle Kapitel nun endgültig zu schliessen. Der Bericht «kann uns helfen, all diese Techniken dort zurückzulassen, wo sie hingehören: in die Vergangenheit».

Doch was redet der Präsident da? Was tut er seit Jahr und Tag? Statt zu foltern, lässt er liquidieren – via ferngesteuerte Drohnen. Obama

Obamas Henker machen sich nicht wie Bushs Folterknechte die Hände dreckig.

mas Henker machen sich nicht wie Bushs Folterknechte die Hände dreckig. Am Joystick wird gejagt und gebombt, verfolgt und vernichtet. Kein Schreien, kein Wimmern, keine geschundenen Körper, gar nichts bleibt übrig, wenn Obamas Meisterdrohne «Reaper» (Sensenmann) eine Hellfire-Rakete absetzt und sein Ziel aus heiterem Himmel zerfetzt.

Zwischen Obamas geäusserten und seinen gelebten Werten liegt eine tiefe Kluft. Seit Amtsantritt nickte der Friedensnobelpreisträger allein

in Pakistan mehr als 325 Raketenangriffe auf angebliche Terroristen ab. Ohne völkerrechtliches Mandat. Ohne Anklage. Ohne Verhör. Und ohne Gerichtsverhandlung. Wie Bush lässt er sich von Juristen die Rechtmässigkeit seiner Taten garantieren. «Diese Angriffe sind legal, sie sind ethisch untadelig, und sie sind weise», liess Obama durch einen Sprecher ausrichten.

Kollateralschäden interessieren nicht

Spricht man von Folter, kommt Stimmung auf in der Presse. Auf Knopfdruck schwappt alte Galle auf gegen das lustvoll gehasste Paria-Trio Bush, Cheney, Rumsfeld. Keine Zeitung berichtet annähernd ähnlich aufgeregt über Obamas aussergerichtliche Hinrichtungen. Und über die «Kollateralschäden».

26 Personen seien nach 9/11 irrtümlich festgehalten worden, heisst es im Folter-Bericht der Demokraten im US-Senat. Sie wurden nach jahrelanger Haft entschädigt und auf freien Fuss gesetzt. Bei Obamas «sauberer» Drohnenjagd kamen gemäss Erhebungen des Bureau of Investigative Journalism in London gut 900 Zivilisten ums Leben, rund 200 davon waren Kinder.

Wie sagte Obama anlässlich der Publikation des Folter-Berichts im weihnachtlich geschmückten Weissen Haus? «Nun können wir die Moral zurückgewinnen, die wir vor zehn Jahren verloren haben.» Stille Nacht, scheinheilige Nacht. ○



... Flotte im Griff

Ob Ihre Flotte zehn, hundert oder mehr Fahrzeuge umfasst – Ihre Kernkompetenz liegt wohl nicht im Reifen wechseln, Vignetten kleben, Versichern, Reparieren und Ersetzen von Autos. Delegieren Sie jetzt. Ganz oder teilweise, nach Mass. Und optimieren Sie Ihre Flottenkosten, wie zunehmend mehr Schweizer Firmen.

Nützliche Informationen auf www.mf-fleetmanagement.ch oder noch besser durch 044 496 80 00, Roger Merki, Geschäftsführer.

Wir sind 2014

Wer hat dieses Jahr geprägt?
Menschen und Gespräche

34	Sepp Blatter
40	Kurdische Kämpferinnen
44	Charles Lewinsky
48	Pierbattista Pizzaballa
50	Johann Schneider-Ammann
54	Mars-Girl Alyssa Carson
56	Pankaj Mishra
59	Elsbeth Stern
62	Mix & Remix
64	Patrick Aebischer
66	Hans-Werner Sinn
69	Amal und George Clooney
70	Christa Rigozzi
72	Trudi O.
74	Willy Schaffner
76	Walter Kälin
80	Kevin Spacey
84	Philippe Gaydoul
86	Thomas Lüscher
89	Kim Kardashian
90	2014 in Zahlen
92	Melanie und Annemarie Oesch
96	Mark Branson
98	Philipp Fankhauser
100	Meir Shalev
103	Matthias Reinhart
106	André Jaeger
110	Verka Serdutchka
114	Georgia May Jagger



Fast ein normaler Polizeieinsatz: Esel Nilo, Gully.



Bild des Jahres

Ein Esel aus Pratteln

Das Foto verbreitete sich in Windeseile. Erst über soziale Medien, dann über die Online-Ausgaben der grossen Zeitungen rund um den Globus: *New York Post*, *Bild*, *Daily Mail* und so fort. Nilo, der Esel aus Pratteln mit dem traurigen Blick, der am 1. November mit dem Hinterkörper in einen offenen Gully geplumpst war, entzückte die Welt.

«Esel im Schacht» – gegen eine solche Schlagzeile und ein solches Bild kommt im täglichen medialen Kampf um Aufmerksamkeit kein Politthema, keine noch so teure Marketingkampagne an. Die hilflose Pose, die dunklen Augen, die kindlich nach innen gerichteten Hufe – das Bild enthält alles, was den natürlichen Beschützerinstinkt des Menschen weckt. Aufgenommen hat es ein Streifenpolizist der Polizei Basellandschaft, der seinen Namen lieber nicht in der Zeitung lesen möchte. Er hatte an dem Samstagmorgen im November Frühschicht, mit einem Kollegen war er gerade zwischen MuttENZ und Pratteln unterwegs, als per Funk die Meldung eintraf, ein Esel stecke in einem Loch fest. Die beiden machten sich sofort auf den Weg, etwa um 8.15 Uhr waren sie vor Ort, konnten das Tier aber nirgends sehen. Erst ein lautes «Iah» führte sie zu ihm. «Der Esel sah in echt genauso herzerreissend aus wie auf dem Bild», sagt der Polizist. Es handelt sich um ein normales Polizeifoto, das er routinemässig zur Beweissicherung aufgenommen hat.

Das eingeklemmte Tier blieb ganz ruhig, liess sich streicheln; auch die Rettung durch zwölf Feuerwehrmänner mit schwerem Gerät nahm es stoisch hin. «Es war, als ob es gemerkt hätte, dass ihm geholfen wird», erzählt der Polizist. Wieder in Freiheit, blieb Nilo einige Minuten liegen, liess sich auf Verletzungen abtasten, ausser ein paar Schürfwunden wurde nichts gefunden. «Die ersten Schritte waren etwas wacklig, er musste gestützt werden. Danach konnte er wieder alleine gehen.»

Rund zwei Stunden, so schätzte die Feuerwehr, war der dreizehnjährige Nilo in dem Gully gefangen gewesen, bevor ein Morgenspaziergänger ihn entdeckte und die Polizei alarmierte. Weshalb der Deckel offen war, weiss bis heute niemand.

Welche Beachtung sein Bild erfahren hat, war dem Urheber lange nicht bewusst, schon gar nicht, dass es sich vielleicht um das meistverbreitete Foto aus der Schweiz im vergangenen Jahr handelt. Für ihn war die Eselrettung ein normaler Polizeieinsatz. Fast, jedenfalls. Denn Nilos traurigen Blick, so sagt er, werde er wohl nicht mehr so schnell vergessen. *Rico Bandle*

«Mein Anker in der Einsamkeit»

Fifa-Präsident Sepp Blatter steigt mit bald 79 Jahren noch einmal in den Ring. Er will an der Spitze des Weltfußballs bleiben. Warum eigentlich? Der Vielkritisierte blickt zurück, antwortet seinen Gegnern und erzählt, was ihm seine neue Lebensgefährtin bedeutet. *Von Roger Köppel und Nathan Beck (Bilder)*

Sepp Blatter, Jahrgang 1936, Walliser, wurde in Visp geboren, wo er auch die Primarschule besuchte. In Lausanne studierte er Volkswirtschaft und schloss sein Studium 1960 mit dem Lizentiat ab. In der Studentenverbindung Helvetia wurde er auf den Spitznamen «Halbzeit» getauft.

Blatter trat 1975 in den Weltfußballverband Fifa als Chef der Entwicklungsprogramme ein. Zwischen 1981 und 1998 amtierte er als Generalsekretär. Am 8. Juni 1998 wurde er zum Präsidenten gewählt. Im Mai 2015 strebt Blatter eine fünfte Amtszeit an.

Unter seiner Führung wurde die einst serbelnde Fifa zu einer Geldmaschine mit sozialer Ader. Gesamteinnahmen 2011–2014: 4 Milliarden Dollar. Seit seiner Amtsübernahme hat die Fifa über 2 Milliarden Dollar weltweit für sportlich-soziale Entwicklungsmassnahmen ausgegeben. 2012 gründete Blatter ein prominent besetztes unabhängiges Ethik-Gericht zur Bekämpfung von Missständen in der sehr dezentral organisierten Fifa.

Laut aktuellen Studien bringt die Fifa ihrem Standort Zürich eine jährliche Bruttowertschöpfung von 400 Millionen Franken. Ausserdem unterstützte die Fifa die Stadt Zürich mit 20 Millionen Franken für den Breitensport. Die Fifa wird gemäss eidgenössischen Vorschriften besteuert und lieferte der Schweiz im letzten Jahr rund 17 Millionen Franken Steuern ab. Blatter ist Vater einer erwachsenen Tochter. In Visp ist sein altes Primarschulhaus nach ihm benannt.

Herr Blatter, kurze Fragen, kurze Antworten: Was ist Ihre entscheidende Kindheitserfahrung?

Ich musste kämpfen. Immer. Ich kam bereits mit sieben Monaten zur Welt. Bei uns gab es keine Brutkästen, nur ein *Chörbli*, in das ich gelegt wurde. Ich war von da an überall der Kleinste, der hinterhergelaufen ist. Mein nächster grosser Kampf: Nach der ersten Klasse Primarschule ging ich zur Lehrerin und sagte, ich wolle wie ein anderer Schulkamerad die zweite Klasse überspringen und gleich in die dritte. Sie erlaubte es mir. So fing alles an: Man muss kämpfen, man muss Risiken eingehen.

Was ist das Wichtigste, was Sie von Ihren Eltern gelernt haben?

Der Sammelbegriff heisst Respekt: Pünktlichkeit, Höflichkeit, Dankesagen, Guten-Tag-Sagen.

Was bedeutet es, wenn man im Kanton Wallis aufwächst?

Man wächst in einem Kreis gleichgelagerter Menschen auf. Wer auffällt und anders ist, wird isoliert. Ich war immer etwas schneller und besser und bald auch einsamer. So entstand dann der Wunsch, in die Welt auszuweichen. Mit zwölf habe ich bereits in einem Hotel gearbeitet. Dort merkte ich: Das Wallis mit seinen Bergen ist mir zu eng.

Was für ein Schüler waren Sie?

Ein Musterschüler. Die schlechtesten Noten hatte ich in der Disziplin und im Gesang, sonst war ich sehr gut.

Was für ein Bild der Schweiz hat sich Ihnen damals eingeprägt?

Man war unerhört stolz auf die Schweiz. Ich selbstverständlich auch. Es war das Grösste, am 1. August mit dem Turnverein aufzutreten. Wir bildeten mit unseren Körpern eine Pyramide.

Hat sich die Schweiz seither zum Guten oder zum Schlechten entwickelt?

Zum Guten. Die Schweiz ist für mich das Paradies.

«Die schlechtesten Noten bekam ich in Disziplin und Gesang, sonst war ich sehr gut.»

Sie waren in jungen Jahren Conférencier. Was war die wichtigste Erkenntnis?

Ich habe gelernt, auf der Bühne zu stehen. Ich habe herausgefunden, was man darf und was nicht. Ich wurde auch ausgebuht. Auftreten heisst dienen, ohne unterwürdig zu sein. Theater.

Welchen Fehler darf man auf der Bühne auf keinen Fall machen?

Man darf sich nie zu ernst nehmen.

Was unternehmen Sie konkret, um ein Ihnen feindselig gesinntes Publikum auf Ihre Seite zu ziehen?

Ich will die Kritiker überzeugen. Ich suche den Dialog. Sobald man mit den Leuten offen spricht, geht die Feindseligkeit weg. Ich habe nichts zu verbergen und vertraue auf das, was ich bin und was ich sage.

Wie würden Sie, beispielsweise in einem Vorstellungsgespräch, Ihren Charakter beschreiben?

Ich bin ein offener Mensch mit einer optimistischen Lebensauffassung. Mein Leitsatz: «Optimisten leben besser und länger.»

Wie und warum sind Sie bei der Fifa gelandet?

Es war ein Bubentraum von mir, etwas für den Fussball zu machen. Ich war Spieler, ich war Sekretär eines Klubs, ich war im Walliser Verband für die Schiedsrichter zuständig, dann im Direktorium des Profi-Vereins Xamax. Ich ging zum Eishockeyverband, dann zu Swiss Olympic als Medienverantwortlicher. Plötzlich ergab sich im Weltfußball eine Chance, als ich bei der Uhrenfirma Longines arbeitete. Der Zürcher Unternehmer Thomas Keller rief mich im November 1975 an: «Du Seppli, der Fifa-Präsident sucht einen, der seine Programme verkauft.» Ich wechselte sofort.

Für den Sportler ist der Funktionär eine verdächtige Figur. Es braucht ihn, aber heimlich spottet man doch über ihn. Was hat Sie an dieser Funktionärskaste so gereizt?

Ich bin der totale Antifunktionär. Das Gegenteil eines Beamten.

Als Sie 1998 Fifa-Präsident wurden, lag der Weltverband finanziell darnieder. Heute schwimmt die Fifa im Geld. Was war Ihre wichtigste Sanierungsmassnahme?

Es war die Umstellung aller Verträge, die das Marketing und das Fernsehen betrafen. Es kam uns entgegen, dass die Sportvermarktungsfirma ISL aus eigenem Verschulden Bankrott machte. So konnten wir die Übertragungsrechte der Fifa zurückgewinnen. Das öffnete uns den Weg ins Privatfernsehen.

Was ist Ihre grösste Leistung als Fifa-Präsident?

Dass ich den Weltcup nach Afrika brachte.

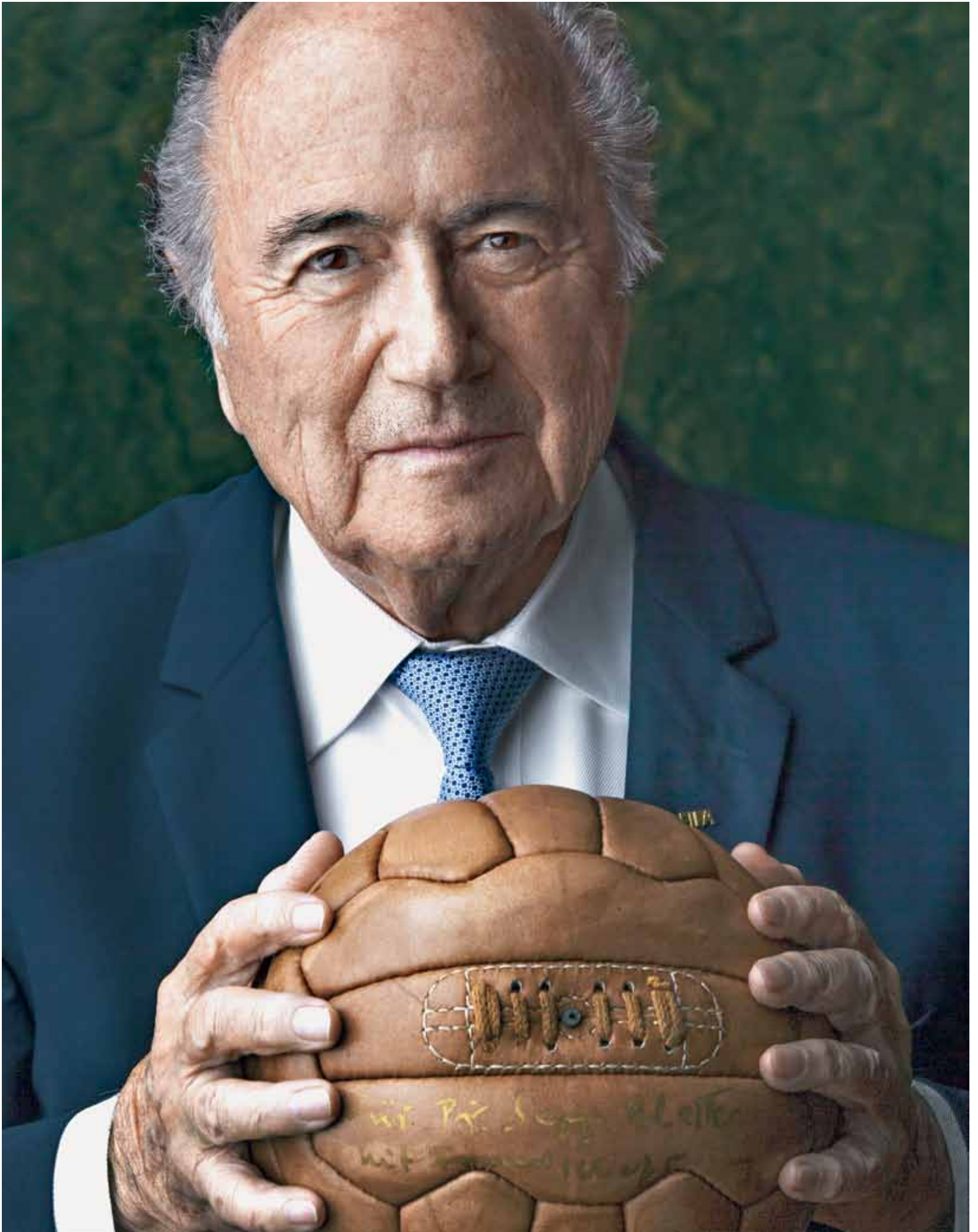
Was war Ihr grösster Fehler als Fifa-Präsident?

Ich bin zu leichtgläubig.

Wenn Sie die heutige Fifa anschauen: Zu wie viel Prozent entspricht sie Ihren ethischen und professionellen Ansprüchen?

Zu achtzig Prozent. Die restlichen zwanzig Prozent betreffen die soziokulturelle Bedeutung des Fussballs. Fussball ist viel mehr als *kicking*. Der Fussball ist eine soziale Kraft. Interessanterweise wird das ausgerechnet in Europa kaum gesehen, wo der Fussball doch sonst eine grosse Bedeutung hat, aber eben nur eine sportliche. Fussball schafft Gutes. Nur eine Zahl: Die Fifa zahlt 600 000 US-Dollar für soziale Projekte. Jeden Tag.

Was ist die entscheidende Erfahrung für Sie persönlich aus Ihrer Tätigkeit als Präsident des Weltfußballverbands?



«Ich bin vermutlich der ohnmächtigste Mächtige der Welt»: Fifa-Chef Blatter.

Je mehr man entwickelt, je mehr die Institution, die man leitet, an Wichtigkeit gewinnt – desto mehr wird man als Person isoliert. Ich werde bewundert, beklatscht, benedict, ausgebuht und sogar verachtet – und ich werde zusehends isoliert. Ich bin vermutlich der ohnmächtigste Mächtige der Welt.

Wir sitzen hier im prächtigen Fifa-Hauptsitz, der geradezu ein Monument der Unbescheidenheit ist. Musste es so pompös sein?

Ich hätte lieber sechs Etagen höher gebaut anstatt sechs in die Tiefe. (*Lacht*) Aber das wurde uns nicht erlaubt. Die Verbandspräsidenten aller grossen Länder, die hier waren, sind begeistert. Sie sind der Meinung: Das ist die Fifa. Es braucht eine gewisse Erhabenheit, eine gewisse Grandezza.

Über Ihnen braut sich wieder mal ein Gewitter der Kritik zusammen. Was sagen Sie einem Blatter-Gegner, der Sie für einen Ausbund an Korruption und Unehrlichkeit hält?

Ich sage ihm, dass er schlecht informiert sei. Ich bin nicht korrupt, und ich dulde keine Korruption. Ich würde unkorrekte Handlungen nie decken. Das ist doch der Grund, warum wir die unabhängige Ethikkommission eingeführt haben mit dem Ziel, Ordnung zu schaffen. Wenn jemand kommt, der beweist, dass ich auch nur einmal in meiner Laufbahn in schummrige Praktiken verwickelt war, trete ich morgen zurück. Es gab Verdächtigungen gegen mich, die bis vor Bundesgericht getragen wurden. Am Schluss war nichts, weil nichts ist.

Wie stark nervt es Sie eigentlich, immer wieder unbewiesene Anschuldigungen zurückweisen zu müssen?

Natürlich nervt mich das, aber wie ich schon sagte: Je grösser die Fifa wird, desto isolierter wird der Präsident. Es ist vielleicht ein Naturgesetz, dass Kräfte immer Gegenkräfte auslösen.

Warum ist es Ihnen trotz unbestreitbarer Leistungen, trotz der vielen guten Taten der Fifa nicht gelungen, ein besseres Image für sich und Ihren Verband aufzubauen?

Meine Presseabteilung ist schuld! (*Lacht*) Nein, im Ernst: Die grosse, reiche Uefa wird mir nie verzeihen, dass ich 1998 bei der Wahl zum Fifa-Präsidenten den damaligen Uefa-Präsidenten Lennart Johansson geschlagen habe. Nie. Ironie des Schicksals: Der Einzige, der mich damals unterstützte, war Michel Platini. Heute ist auch er gegen mich.

Was ist der tiefere Grund für diese Fehde? Es geht um die Macht. Die Europäer möchten den Weltfussball dominieren. Die Uefa dichtete mir an, ich hätte 1998 in jenem be-



«Sie ist eine Person, an die ich mich auch anlehnen kann»: Blatter mit Freundin Linda Barras.

rühmten Hotel, in dem ich damals gar nicht anwesend war, physisch Stimmen gekauft. Der damalige Präsident des Deutschen Fussballbundes hielt öffentlich fest: «Gestern hatten wir die 110 Stimmen, heute hat sie Blatter. Folglich hat er sie gekauft.» So etwas bringt man nie mehr weg. Meine Gegner wollten mich dann sogar ins Gefängnis bringen. Drei Leute, die das damals gegen mich ausheckten, sitzen heute noch in meinem Exekutivkomitee.

Neuerdings haben Sie aber auch die Engländer gegen sich, sogar Regierungschef Cameron kritisiert Sie.

Die Engländer sind enttäuscht, dass sie die Weltmeisterschaft nicht bekommen haben. Also haben wir hier eine zweite Front gegen Blatter – obschon ich nichts dafür kann, dass die WM nicht nach England vergeben wurde.

«Wenn man beweist, dass ich in schummrige Praktiken verwickelt war, trete ich morgen zurück.»

Was haben Sie konkret falsch gemacht, dass man Sie so sieht?

Ich habe ungenügend informiert. Das muss und werde ich jetzt anpacken.

Es gibt einen Bericht einer unabhängigen Ethikkommission, die die letzte WM-Vergabe kritisch geprüft hat. Man wirft Ihnen vor, dass Sie diesen Bericht unter Verschluss halten.

Das ist absurd. Ich kann doch einer unabhängigen Ethikkommission nicht befehlen, Ihren Bericht zu veröffentlichen. Das ist ein Gericht, in dem ich keinen Einsitz habe. Wir haben bewusst die Gewaltentrennung in-

stalliert, und schon verlangt man von mir, dass ich mich über die Gewaltentrennung hinwegsetze? Der Regierungschef kann der Justiz doch keine Befehle erteilen.

Neue Frage: Was steckt hinter den Unruhen, die zurzeit von der Ethikkommission und ihrem Chefermittler Michael Garcia ausgehen?

Kann ich hier einen Joker einsetzen und nicht antworten?

Wie gross ist Ihre Macht?

Meine Macht sind die nationalen Verbände, die für mich gestimmt haben. Meine Regierung ist das Exekutivkomitee, auf dessen Zusammensetzung ich keinen Einfluss nehmen kann. Ich bin ein Regierungschef, der seine Minister nicht bestimmen darf. Derzeit habe ich eine komfortable Mehrheit. Es bildet sich eine Opposition gegen die Uefa in diesem Gremium.

Haben Sie Weisungsbefugnis?

Nein. Über alle meine Anträge muss abgestimmt werden. Es ist wie im Schweizer Bundesrat.

Was ist Ihr wichtigstes Überlebensprinzip in der Fifa?

Erstens: die fundamentale Ehrlichkeit mir selbst gegenüber. Zweitens: der fundamentale Glaube daran, dass meine Mission die richtige ist. Solange ich spüre, dass diese Mission richtig ist, bin ich auch noch da.

Ihre Mission – in einem Satz?

Der Fussball muss seine Rolle als soziokultureller Faktor in einer modernen Gesellschaft noch besser spielen und dafür auch gewürdigt werden.

Warum stellen Sie sich nochmals den Strapazen einer Präsidentenwahl – bei zwar bester Gesundheit, aber im doch nicht mehr



«Wir lachen manchmal selber über unser schlechtes Image»: mit Präsident Putin.

so ganz jugendlich wirkenden Jungseniorenlalter von dann 79 Jahren?

Die Situation hat sich so entwickelt. Mindestens zwei Drittel der Verbände wollen, dass ich für eine weitere Amtszeit bleibe. Am Kongress in Brasilien erlebte ich begeisterte Unterstützung. Viele Verbände haben Angst, wenn jemand anders kommt. Alle von uns lancierten Programme – Gesundheit, Junioren, Sozialprojekte – könnten verschwinden. Sie befürchten, dass mit der Uefa nur noch die reichen grossen Klubs und Verbände eine Rolle spielen in einer dannzumal bedeutungslosen Fifa. Diese Gefahr ist real. Deshalb trete ich an.

Vor ein paar Jahren haben Sie erklärt, Sie träten nicht mehr an. Was ist die entscheidende Anekdote, die den Umschwung bewirkte?

Die Uefa will einen alten Plan aus der Versenkung holen, der an einer Abstimmung am Fifa-Kongress 1996 gescheitert ist. Die Fifa soll nicht mehr die Spitze der 209 Verbände sein, sondern sie soll nur noch eine Holding der sechs Konföderationen sein, die unter sich die Verbände haben. Das klingt technisch, ist aber wichtig: Es gibt sechs Konföderationen, eine davon ist die Uefa. Die fünf nichteuropäischen Konföderationen haben bei dieser Konstruktion die begründete Angst, dass in Zukunft dann vor allem die Uefa den Ton angeben und alles Geld bekommen wird.

Halten Sie sich für unersetzlich?

Sicher nicht. Aber im Moment bin ich noch gefragt. Und ich hoffe, dass ich – wenn ich gesund bleibe – gewählt werde.

Der alte König braucht die Droge der Macht.

Ach was. Ich kann doch jetzt nicht abtreten, solange die Fifa, die eine gesunde, starke Organisation ist, mit Reputationsproblemen kämpft, die allesamt auf falschen Anschuldigungen und böswilligen Unterstellungen beruhen. Der Kapitän kann beim Unwetter das Schiff nicht verlassen.

Seit kurzem haben Sie wieder eine Frau an Ihrer Seite. Was war ihr bisher wichtigster Ratschlag an Sie?

Als wir uns kennenlernten, riet sie mir, ich solle aufhören. Als sie mich ein paar Monate erlebte und begleitete, sagte sie: «Du musst weitermachen.»

«Als Mensch ist Putin sehr angenehm, ohne Allüren, durchaus humorvoll.»

Was muss eine Frau haben, damit sie für Sie interessant ist?

Wollen Sie eine Fotografie sehen? (Lacht) Eine Frau muss Ausstrahlung haben, sie muss klug sein, sie muss viele Sprachen können, sonst kann sie sich in meinem Umfeld nicht bewegen. Die Frau, die jetzt mit mir das Leben teilt, bringt das alles mit. Sie ist Armenierin, die im Iran geboren ist und dort gelebt hat, dann nach Frankreich ausgewandert ist und jetzt in Genf und im Wallis lebt, eine gebildete, junge Frau.

Was suchen Sie in einer Frau?

Meine Frau ist mein Anker in der Einsamkeit. Unter uns gesagt: Sie ist eine Person, an die ich mich auch anlehnen kann.

Was muss ein vielbeschäftigter Mann wie Sie unbedingt beachten, damit die Beziehung zur Frau funktioniert?

Ich komme zurück zum Elternhaus: Respekt. Ich habe das Glück, dass die zweite Frau in meinem Leben, meine Tochter, welcher ich wie keinem anderen Menschen zu hundert Prozent vertraue, mit meiner Lebenspartnerin sehr gut auskommt.

Was ist Ihre schlechteste Eigenschaft?

Ich glaube immer noch, die Welt sei gut. Ab und zu rauche ich eine Zigarre.

Was ist Ihre beste Eigenschaft?

Ich habe Geduld. Und Durchhaltewillen.

Was empfinden Sie, wenn Sie einem Papst oder einem Putin die Hand schütteln oder mit ihnen einen Fussballmatch anschauen?

Ich denke: «Wenn das meine Mutter sehen könnte, würde sie das glücklich machen.»

Sind Sie gehemmt, oder blühen Sie auf, wenn Sie solchen Persönlichkeiten gegenübertreten?

Ich bin sicher nicht gehemmt. Vor Jahrzehnten war ich noch etwas nervös. Heute gehe ich normal auf diese Leute zu. Ich habe den Papst auf Spanisch als «Staatschef des Vatikans» begrüsst, was ihn freute und überraschte.

Was ist Ihr Eindruck von Russlands Präsidenten Putin?

Ich mag ihn als Person. Ich kenne ihn nun schon einige Jahre. Wir haben ein sehr gutes Verhältnis. Er hat einen schweren Stand heute in seiner Position.

Er ist eine ähnliche Projektionsfläche für Feindbilder wie Sie.

Vielleicht ist das ein Grund, weshalb wir uns so gut verstehen. (Lacht) Es ist traurig, aber wir lachen manchmal selber über unser schlechtes Image. Ich will seine Politik nicht kommentieren, aber ich kann sagen: Als Mensch ist Putin sehr angenehm, ohne Allüren, durchaus humorvoll.

Sind wir zu kritisch mit Russland?

Möglicherweise. Sagen wir es so: Je mehr sich der Westen gegen Putin stellt, desto stärker wird Putin zu Hause. Die Russen bleiben Russen. Das ist eine Tatsache. Nach Auffassung Putins wird die russische Seite im Westen zu wenig gehört. Wir würden uns zu stark von den Amerikanern und ihrem Bild Russlands prägen lassen.

Was halten Sie vom Papst?

Er ist beeindruckend. Ich rufe ihm «Santo Padre» zu, er sagt: «Ich bin Francesco.» Seine Natürlichkeit ist umwerfend. Er ist wie du und ich, keinerlei Zeremoniell.

Sie kennen die Situation, öffentlich kritisiert zu werden, unter Druck zu stehen. Die Schweiz machte in den letzten Jahren Ähnliches durch. Ihr Rat an den Bundesrat?

Die Schweiz ist erpressbar geworden. Wir haben uns erpressen lassen. Das haben die Konflikte um die Banken gezeigt, und das muss unbedingt vermieden werden. Wenn man einmal nachgibt, kommen alle. >>>



«Es gibt keine Hölle»: Sepp Blatter, Dezember 2014.

Sie gelten als genialer Verhandler. Was ist der wichtigste Grundsatz?

Erstens: Man darf in Verhandlungen nie übertreiben. Zweitens: Man muss nicht einfach das Produkt verkaufen, man muss über die Marke eine Identifikation herstellen. Ich muss bei dem, welchem ich etwas verkaufen will, eine gefühlsmässige Bindung an das Produkt herstellen. Diese Bindung hängt von der Qualität des Produkts ab und von der Idee, die das Produkt ausstrahlt. Heute haben wir dank dem Fussball bei der Fifa das beste Produkt der Welt.

«Platini will eine Fifa, die sich nur noch für Europa interessiert. Das geht nicht.»

Wenn Sie einen Nachfolger nachziehen würden – was Sie ja nicht tun –, was wäre der entscheidende Satz, den er für seine Tätigkeit an der Spitze der Fifa beherzigen müsste?

Ich werde die Fifa eines Tages übergeben. Meinem Nachfolger werde ich sagen: «Du musst weiterhin mit den Aktionären der Fifa zusammenarbeiten. Die Aktionäre sind die Landesverbände. Die kleinen Verbände brauchen deine Hilfe, die grossen brauchen sie nicht. Aber du musst aufpassen, dass du die grossen Verbände nicht verlierst, weil die grossen das Geld bringen, mit dem man den kleinen helfen kann.» Der Präsident der Fifa muss etwas von Fussball verstehen, aber noch wichtiger ist: Er muss ein guter Diplomat sein. Und er sollte Geduld haben. Es gibt viele Gremien. Man kann nicht durchregieren.

Vielleicht ist meine schlechte Seite doch eine gewisse Ungeduld.

Stimmt die Vermutung: Sie ziehen keinen Nachfolger heran, weil es in der heutigen Fifa Selbstmord wäre für Sie? Ihre Gegner würden doch sofort den potenziellen Kronprinzen für ihre Zwecke einsetzen. Sie können niemandem trauen, deshalb wollen Sie Ihren Gegnern keinen Hebel liefern.

(Schmunzelt) Es gab die Abmachung, dass Platini mein Nachfolger würde. Doch heute will Platini eine Fifa, die sich nur noch für Europa interessiert. Das geht nicht, das wird nicht akzeptiert.

Sind Sie zufrieden mit sich selbst?

Ja, sehr.

Sie sind bald achtzig Jahre alt. Sie könnten sich zurückziehen und das Leben mit Ihrer Partnerin geniessen. Warum ziehen Sie es vor, sich weiterhin durch den Intrigensumpf der Fifa zu kämpfen?

Ich bin getrieben, und zwar doppelt. Ich treibe mich selber. Ich kann nicht einfach abtreten, wenn ein Problem da ist. Ich habe nicht genug. Ich bin aber auch getrieben von meinen Aktionären, die wollen, dass ich bleibe. Und der Sumpf ist doch gar nicht so tief, der wird immer wieder von den gleichen Kreisen gegen mich gemacht. Ich bewege mich weltweit und spüre, dass die Anerkennung für unsere Arbeit sehr gross ist.

Glauben Sie an Gott?

Ja.

Wie stellen Sie sich Gott vor?

Ich rede mit dem lieben Gott, ich bete. Er sagte mir kürzlich, dass ich mich künftig an seinen Stellvertreter auf Erden halten solle, den ich ja kennengelernt hätte. An ihn, Gott, solle ich mich nur noch im Notfall wenden.

Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?

Es ist noch nie jemand zurückgekommen. Ich rede allerdings mit meinem Vater, wenn ich auf dem Friedhof bin. Er sagte mir, dass er mir einen Tritt in den Hintern geben werde, sollte ich es wagen, jetzt zurückzutreten. (Lacht)

Kann der Mensch durch seine Handlungen beeinflussen, ob er in den Himmel oder in die Hölle kommt?

Es gibt nur den Himmel. Es gibt keine Hölle. Was wollen Sie sich und der Welt noch beweisen?

«Gott sagte mir kürzlich, ich solle mich künftig an seinen Stellvertreter auf Erden halten.»

Die Institution Fifa soll aus dem von Ihnen angedeuteten Sumpf herausgeholt werden, wobei man das Ausmass dieses Sumpfs keinesfalls übertreiben darf. Mir selber will ich nur beweisen, dass ich auf der richtigen Linie gewesen bin, dass der Fussball unserer Gesellschaft in umfassender Weise hilft.

Kann, muss die Schweiz ein unabhängiges Land bleiben?

Sind wir das noch?

Wie oft werden Sie heimlich von Bundesräten oder Unternehmern angerufen, um auf Ihren Reisen für die Schweiz zu werben?

Das kommt vor, aber das sollte man nicht herumtrompeten.

Eigentlich ist es ja unglaublich, in welchen Kreisen Sie sich bewegen. Wird diese Ressource von der Schweiz genügend geschätzt und genügend gewürdigt?

(Denkt lange nach) Das Interesse ist sicher gestiegen.

Wie fühlen Sie sich am Ende eines ereignisreichen Jahres?

Gut, positiv.

Angespannt wegen der bevorstehenden Wahlen?

Nein, deswegen nicht. Die Wahlen gehe ich gelassen an. Aber ein bisschen angespannt bin ich wegen der nächsten Exekutivkomitee-Sitzung, die dieser Tage stattfindet.

Wie feiern Sie Weihnachten?

Mit meiner Tochter, ihrer Tochter, ihrem Mann und meiner Herzdame.

Was bedeutet Ihnen Weihnachten?

Enorm wichtig. Weihnachten ist Familie, ist Freude, ist Gesang, ist Mitternachtsmesse.

Haben Sie Angst vor dem Tod?

Nein.

Warum nicht?

Eines Tages ist einfach fertig. Wenn man tot ist und nicht weiss, wo man ist, spielt es keine Rolle, dass man unendlich lange tot ist. Ich mache mir keine Sorgen.

Wie möchten Sie in Erinnerung bleiben?

«Er war viel besser als sein Ruf.»

Andreas Caminada,
3 Michelin-Sterne,
19 Gault-Millau-Punkte

«Zu Hause habe ich ihn ganz für mich allein.»
Der Combi-Steam XSL von V-ZUG



Ob Andreas Caminada mit seiner Kochkunst seine Gäste oder sich selbst verwöhnt: Der Combi-Steam XSL von V-ZUG sorgt für perfekte Ergebnisse. Da sich die Dampftemperatur von 30 bis 100 °C präzise einstellen lässt, gelingt Vakuum-Garen auf einfache Art auch zu Hause. Entdecken Sie das einzigartige, gesunde Genusserlebnis der Innovation Vacuisine® von V-ZUG. Mehr erfahren Sie unter vzug.ch/lifestyle

Der Schrei der Kurdinnen

Frauen sind im Krieg der Kurden gegen den selbsternannten Islamischen Staat nicht mehr wegzudenken. Warum kämpfen sie gegen die Terroristen? Gespräche mit jungen Soldatinnen, die ihre Heimat und die Frauenrechte verteidigen. Von Kurt Pelda (Text und Bilder)

Es ist ein kleines Land, das die Kurdinnen verteidigen, etwa so gross wie die Kantone Bern, Zürich und Aargau zusammen. Die Fläche variiert, je nachdem, ob sich gerade die Kurden oder die Terroristen des Islamischen Staats (IS) im Vormarsch befinden. Die junge Frau auf dem Flachdach der improvisierten Kaserne trägt den braun-grün-schwarzen Flecktarn der kurdischen Volksverteidigungseinheiten (YPG) und darüber eine zivile Kapuzenjacke. Es ist zwar noch nicht Winter, aber in der Nacht kann es im Nordosten von Syrien schon empfindlich kalt werden. Golestan, was «Rosengarten» bedeutet, ist der Kriegsname der 23-Jährigen mit dem breiten Lachen und den hinten zum Zopf zusammengebundenen braunen Haaren.

«Wir haben eine Menge Spass hier», sagt sie und deutet auf ihre Mitkämpferinnen, unter denen sich auch ihre jüngere Schwester befindet. «An normalen Tagen spielen wir zusammen Karten, diskutieren oder besuchen unsere Familien. Und wenn es Gefechte gibt, wenn der IS angreift, dann gehen wir zur Front und kämpfen. Es ist ein abwechslungsreiches, ein sehr schönes Leben. Es unterscheidet sich vollkommen von jenem, das wir zu Hause bei unseren Familien führen würden.»

Am Anfang gestresst

Golestan stützt sich auf die hüfthohe Umfassungsmauer des Flachdachs. Ihr Blick schweift über die kleine Grenzstadt Tell Koche (arabisch: al-Jarubija), vom Minarett zum Wasserturm bis hin zur Zementfabrik am Stadtrand, direkt an der Grenze zum Irak. Dann und wann ragen aus der Ebene kleine Erhebungen, sogenannte Siedlungshügel, «Tell» genannt. Vor Jahrtausenden waren sie zum Schutz vor Feinden im Flachland zwischen Euphrat und Tigris aufgeschüttet worden. Heute sind sie meist unbewohnt, aber sie dienen sowohl den Kurden als auch dem IS als Stellungen und Beobachtungsposten. «Die Front verläuft von Hügel zu Hügel. Dazwischen haben wir mit Baggern Panzergräben ausgehoben und Erdwälle aufgeschüttet», erklärt Golestan, während sie den Arm ausstreckt und auf die Ebene hinauszeigt.

Hinter Sandsäcken verbarrikadiert, steht ein schweres Maschinengewehr, Kaliber 14,5 mm. Es ist geladen, und die Mündung zeigt in Richtung Grenze. Von dort oben sieht man einen der kurdischen Erdwälle. «Wenn der IS kommt, dann können wir hier oben die Terroristen leicht unter Feuer nehmen», meint Golestan lächelnd. Ob sie schon getötet habe? «Ja, aber

nicht hier, sondern bei den Kämpfen weiter westlich, bei Serekanie [arabisch: Ras al-Ain]. Am Anfang war ich ein bisschen gestresst, aber dann habe ich mich ans Kämpfen gewöhnt und konnte mich besser auf den Feind konzentrieren. Viele unserer männlichen Kameraden verliessen das Schlachtfeld, aber wir Frauen harrten aus, und mit der Zeit lernten wir auch, die schweren Maschinengewehre zu bedienen.»

«Neben meiner Schwester ist auch unser Bruder Kamal in den YPG. Wir geniessen unsere Rollen als Kämpfer, wir haben sie perfekt gespielt, und die ganze Welt hat uns gehört. Niemand hatte den IS-Terroristen bisher etwas ent-

«Viele männliche Kameraden verliessen das Schlachtfeld, aber wir Frauen harrten aus.»

gegenzusetzen, nur unser Widerstand war erfolgreich. Berühmt wurde Genossin Arin Mirkan, die sich in Kobane in die Luft sprengte und viele Terroristen mit sich in den Tod riss. Das zeigt, wie kraftvoll weiblicher Widerstand sein kann. Wir kämpfen nicht nur, um kurdische Frauen zu verteidigen, sondern Frauen im Allgemeinen – egal, ob es Araberinnen, Aramäerinnen oder Angehörige anderer Religionen sind.»

Dass sich kurdische Frauen in die Luft sprengen, hat eine lange Tradition. Die in der Türkei und im Irak aktive Arbeiterpartei Kurdistans (PKK) hat schon vor vielen Jahren Kämpferinnen mit Bomben am Körper – oft getarnt als Schwangere – gegen türkische Militärposten eingesetzt. Die YPG sind der syrische Ableger der PKK, und viele ihrer Soldatinnen wurden im Hauptquartier der PKK in den irakischen Kandil-Bergen ausgebildet. Die Grenzen zwischen PKK und den syrisch-kurdischen Verteidigungseinheiten sind deshalb fließend. Viele Frauen tragen an ihren Uniformen Abzeichen mit der roten PKK-Flagge oder mit dem Konterfei des in der Türkei inhaftierten PKK-Chefs Abdullah Öcalan.

Unten am Eingang der Kaserne haben die Kämpferinnen nicht nur die dreieckige Fahne der Volksverteidigungseinheiten an die Wand gepinselt, sondern auch das Wort «Apo», kurdisch für «Onkel», Öcalans Kosename. Über dem Portal hatten die Terroristen ihr Logo mit grüner Farbe angebracht. Es stammt noch aus der Zeit, als der IS Tell Koche beherrschte. Den Namen «Islamischer Staat» haben die Kurdinnen übermalt, aber das zum Logo gehörende

muslimische Glaubensbekenntnis liessen sie stehen. Die meisten Kurdinnen sehen sich als Musliminnen und empfänden es als Sünde, ein Glaubensbekenntnis zu übertünchen.

Eine von denen, die in den Kandil-Bergen von der PKK ausgebildet wurde, ist die 23-jährige Schayan Jeddo mit pechschwarzem langem Haar. Ihre Familie stammt aus der nordsyrischen Kurden-Enklave Kobane, die der IS seit Monaten vergeblich zu erobern versucht. Aufgewachsen ist Jeddo in der Wirtschaftsmetropole Aleppo, wo sie fast ausschliesslich arabisch sprach. «Ich hätte mich schon viel früher den YPJ, den Frauenverteidigungseinheiten, anschliessen sollen. In Aleppo war ich nur in der arabischen Primarschule, fünf Jahre lang. Ich musste sie verlassen, weil meine Eltern zu wenig Geld hatten und meine Mutter meine Schwester und mich im Haushalt brauchte. Meine Brüder arbeiteten in Fabriken, und manchmal mussten meine Schwester und ich auch dort aushelfen. Die meiste Zeit aber verbrachten wir im Haus.» Richtig Kurdisch lernte Jeddo erst im Hauptquartier der PKK. «Wir wurden nicht nur an verschiedenen Waffen ausgebildet, sondern lernten auch viel über unsere Kultur und Geschichte, über die kurdische Identität. Erst da konnte ich zu meiner Muttersprache zurückfinden. Ich verbrachte fast zwei Jahre in den Kandil-Bergen und kam erst vor kurzem zurück nach Rojava.»

Mit Rojava meint Jeddo die kurdischen Siedlungsgebiete in Nordsyrien, von den Kurden als Kantone bezeichnet. Sie sind selbstverwaltet, mit demokratischen Ansätzen. Der grösste Teil davon liegt im Flachland zwischen Euphrat und Tigris. Der Kanton Cizire, in dem wir uns aufhalten, ist das grösste zusammenhängende Gebiet, wobei zu vermuten ist, dass hier nicht Kurden, sondern Araber die Mehrheit bilden. So ist es zumindest in und um die Stadt Tell Koche, wie die Kämpferinnen versichern.

«Der IS ist ein Feind der Menschheit»

Wir gehen nach unten. Im Treppenhaus hängt ein Poster mit zwei Frauengesichtern vor dem Hintergrund der grünen YPJ-Fahne mit dem roten Stern. Im Aufenthaltsraum, wo die Frauen, am Boden sitzend, Tee trinken, rauchen und fernsehen, ist eine Wand mit Porträts von gefallenen Soldatinnen zugespacht. Auf dem Fernsehmöbel steht ein kitschiger Fotorahmen mit der Aufschrift «I love you». Das Konterfei von PKK-Chef Öcalan ist das einzige, das einen Lebenden in dieser Totengale-



Sehnsucht nach den Schweizer Alpen: Golestans Schwester.



«Märtyrer sind unsterblich»: Kämpferinnen Jeddo, Derke, Bawar.



«Das zeigt, wie kraftvoll weiblicher Widerstand sein kann»: Soldatin mit schwerem Maschinengewehr.



«Wir kämpfen für das Leben»: Golestan.



Eine Menge Spaß: beim Teetrinken.

rie zeigt. «Märtyrer sind unsterblich», sagt die 21-jährige Sozdar Bawar. Ihre Augen gleiten über die Porträts an der Wand. Unter jedem von ihnen steht der Vorname der Gefallenen und davor die Abkürzung für Märtyrer auf Kurdisch. «Wir haben viele Genossinnen verloren, aber was uns mit ihnen verbindet, sind nicht Tränen und Wehklagen. Wir wollen uns nicht aus dem Staub machen, um demselben Schicksal zu entgehen. In Gedanken leben unsere Märtyrer weiter, und das lässt uns ihrem Pfad folgen. Je mehr Blut und Kameraden wir verlieren, umso mehr werden wir zusammengeschweisst und umso stärker werden wir.»

Der Zwangsheirat entgehen

Bawar weiss, wovon sie spricht. Sie war dabei, als die kurdischen Verteidigungseinheiten Tell Kocher und den Grenzübergang zum Irak zurückeroberten. Sie hatte Glück im Unglück: Zwar wurde sie von den Islamisten gefangen genommen und fünf Tage lang gequält. Doch am Ende wurde sie von den angreifenden Kurden befreit, und so blieb es ihr erspart, dass ihr Bild in der Kaserne aufgehängt wurde.

Neben Bawar steht Nojan Derke, zwanzig Jahre alt. «Ja, wir haben viele enge Freunde verloren, und wir sinnen auf Rache, selbst wenn wir uns dafür unter unseren Feinden in die Luft sprengen müssen. Anders als die Terroristen kämpfen wir nicht, weil wir nicht leben wollen und wie sie das Diesseits hassen. Im Gegenteil, wir kämpfen für das Leben, damit die kommenden Generationen in Freiheit leben können. Der IS ist ein Feind der Menschheit, er hat nichts mit dem Islam zu tun. Die Terroristen benötigen die Religion nur als Deckmantel.»

Wie bei den anderen Gesprächspartnerinnen stellt sich auch bei Bawar und Derke heraus, dass der Kampf für die Rechte der Kurden und Kurdinnen nicht das einzige Motiv ist, sich den YPJ, den Frauenverteidigungseinheiten, anzuschliessen. «Ich bin 2012 beigetreten, obwohl ich das Gymnasium abgeschlossen hatte und meine Noten gut genug waren, um zur Universität zu gehen. Eigentlich wollte ich Tourismus studieren. Aber als der Krieg immer schlimmer wurde, konnte ich nicht passiv im Haus meiner Eltern bleiben, wie das für eine Frau in unserer Kultur normal wäre. Ich wollte etwas tun.»

Bawar, die den im politischen Unterricht gepredigten Feminismus gut verinnerlicht hat, hakt nach. «In der traditionellen Familie gibt es bei uns für eine Frau nur einen Weg zur Freiheit, nämlich indem sie studiert. Doch sobald sie damit fertig ist, heiratet sie und wird zum Besitz ihres Manns. Ihre einzige Perspektive ist es also, nach dem Studium ihrem Mann zu folgen.» Mit den Frauenverteidigungseinheiten, mit der Möglichkeit des freiwilligen Militärdienstes, hätten die Kurdinnen einen Freiheitsgrad erhalten, den es in ihrer patriarchalen organisierten Gesellschaft nicht gebe. Dass Frauen aus dem Elternhaus ausziehen, um al-



Totenkult: Gefallene und PKK-Chef Öcalan.

lein oder mit Freundinnen in einer Wohngemeinschaft zu leben, ist bei den Kurden nach wie vor undenkbar. Als Ausweg bleibt ihnen nur der Militärdienst.

Der Preis dafür ist allerdings hoch. Es ist nicht nur der Kampf, das Todesrisiko. Die jungen Frauen verzichten auf absehbare Zeit auf eine Heirat, auf Kinder. Und sexuelle Beziehungen mit Soldaten der YPG sind bei Strafe strengstens verboten. Am traditionellen Mitspracherecht der Familie bei der Eheschliessung ändert auch nichts, dass man in den kurdischen Städten Nordsyriens mehrheitlich unverschleierte Frauen auf der Strasse sieht, manche von ihnen auffällig geschminkt, mit blondierten Haaren und engen Jeans.

Bauernhaus und Tulpenfeld

Die kurdischen Verteidigungseinheiten haben sich international verpflichtet, keine Kindersoldaten und -soldatinnen mehr zu rekrutieren. Dabei bestehen sie allerdings auf einer Ausnahmeregelung: Sie nehmen auch zwölfjährige Mädchen in ihre Reihen auf, zum unbewaffneten Innendienst, wenn die Betroffenen den Militärdienst wählen, um einer Zwangsheirat zu entgehen. Darum sieht man unter den Uniformierten zum Teil auch blutjunge Frauen.

Wir gehen nach unten, zum geteerten Volleyballplatz vor der Kaserne. Ein paar Pick-ups stehen bereit. Eine Gruppe von Soldatinnen soll zur Front gefahren werden. Die Frauen geniessen es, hinten auf der Ladefläche im Fahrtwind zu sitzen. Am Steuer ist eine Kämpferin in den für die Kurden typischen weiten Pluderhosen, allerdings in Tarnfleck. Sie drückt das Gaspedal durch und lässt die Reifen quietschen. Der Wagen prescht auf einem holprigen Weg in die Ebene hinaus. Links und rechts nichts als

leere Äcker, dazwischen gelegentlich ein Tell, ein uralter, künstlicher Siedlungshügel.

Viyan Kotschai hat rote, schulterlange Haare, die nun vom Wind durcheinandergewirbelt werden. Sie trägt eine tarnfarbene Weste mit Reservemagazinen, Handgranaten und einem Funkgerät. Mit einer Hand hält sie sich am Führerhäuschen fest, mit der anderen zeigt sie auf die Ebene hinaus. «Unsere Stellungen verlaufen von Tell zu Tell. Manchmal erhalten unsere Truppen Unterstützung aus der Luft, von amerikanischen Kampfjets. Guck mal nach vorne, da ist eine unserer Strassensperren.» Der Wagen hält an, ein Erdwall, ein paar zu einem Bunker aufgeschichtete Sandsäcke, darüber die gelbe YPG-Fahne. Auf einem roten Plastikstuhl sitzt der Wachsoldat, er ist schwarz und spricht arabisch mit syrischem Akzent. Viyan behauptet, er sei waschechter Syrer, aber das ist schwer zu glauben. Wie beim IS kämpfen auch auf der Seite der Kurden zahlreiche Ausländer, die nicht tatenlos zusehen wollen, wie die Steinzeitislamisten die religiösen und ethnischen Minderheiten Syriens eine nach der andern massakrieren. Hinter dem Schwarzen, jenseits des Erdwalls, verläuft ein kilometerlanger Panzergraben.

Ein paar Gräben, Wälle und Wohncontainer, das ist die Stellung an der Front, das Ziel unserer kurzen Autofahrt. Zuerst auf einer kleinen künstlichen Anhöhe ein schweres Maschinengewehr, dessen Lauf auf die nur etwa zwei Kilometer entfernten Positionen des IS zielt. Ein Generator hämmert. Eine gemischte Kampfgruppe aus Frauen und jungen Männern ist hier stationiert. Am Boden liegen Verlängerungskabel und Leisten mit Steckdosen, damit man die Akkus von Funkgeräten und Mobiltelefonen aufladen kann. An der Aussenwand des Wohncontainers hängt ein farbiges Poster mit schneebedeckten Bergen, See, Bauernhaus und Tulpenfeld. Für die Kurden an der Front steht diese Mischung aus Schweizer Alpen und Holland für das irdische Paradies.

Bawar, die Kurdin, die in die Gefangenschaft der Islamisten geraten war, kommt mit zum Maschinengewehr, das sich am höchsten Punkt befindet. Von dort sieht man ein Dorf im Niemandsland und zwei Bauerngehöfte. «Bei diesen Anwesen haben sich die Terroristen verschantzt», erklärt die Kämpferin. «Sie sind gut bewaffnet, besser als wir. Aber unserem Drang nach Freiheit, unserer Entschlossenheit haben sie nichts entgegenzusetzen. Wenn wir sie angreifen und sie uns «ululieren» hören [Anm.: eine Art Trillern mit Zunge und Gaumenzäpfchen] – das ist der Kampfschrei der Frauen –, dann werfen sie ihre Waffen weg, lassen ihre Gefallenen zurück und laufen davon.»

Kurt Pelda ist seit dreissig Jahren als Kriegsreporter in Krisengebieten wie Afghanistan, Darfur, Libyen und Syrien unterwegs. Für seine Arbeit wurde er soeben als «Journalist des Jahres 2014» und vor kurzem von der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) mit dem Menschenrechtspreis 2014 ausgezeichnet.



BESTE AUSSICHTEN AUF SCHNELLE GESUNDUNG

Wir sind als Privatklinik auf ausgewählte chirurgische Fachgebiete spezialisiert. Unsere Kompetenzbereiche präsentieren wir Ihnen ausführlich im Internet auf www.pyramide.ch. Ihr Wohlbefinden ist unser oberstes Gebot. Wir behandeln und pflegen Sie mit Fürsorge und haben stets ein offenes Ohr für Ihre persönlichen Anliegen. Damit Sie auch schnell wieder gesund werden.



KLINIK PYRAMIDE ▲ SPITZE FÜR SIE

BELLERIVESTRASSE 34, CH-8034 ZÜRICH, TEL. +41 44 388 15 15, FAX +41 44 381 26 26, WWW.PYRAMIDE.CH, INFO@PYRAMIDE.CH

«Das grosse Los gezogen»

Charles Lewinsky sorgte mit seinem Roman «Kastelau» für den Höhepunkt des Schweizer Literaturjahres. Er sagt, weshalb eine gute Geschichte stärker ist als jede Wahrheit, warum er nur noch schwierige Dinge schreibt, und wie man die Bibel anders erzählen könnte. *Von Rico Bandle*

Herr Lewinsky, Sie haben mit «Kastelau» ein herausragendes Buch geschrieben, wie es in der Schweizer Literatur nur selten anzutreffen ist. Trotzdem wurden Sie nicht einmal für den Schweizer Buchpreis nominiert. Hat man in der Szene noch immer Vorbehalte Ihnen gegenüber?

Zufälligerweise ist mir ein schönes Zitat von Elias Canetti in die Hände geraten, das hervorragend dazu passt: «Die <Kultur> wird aus den Eitelkeiten ihrer Förderer zusammengebraut.» Preise sagen oft mehr über die Verleiher aus als über die Geehrten. Und es gibt nun mal Leute, die glauben, gute Literatur sei nur solche, über die man Sekundärliteratur schreiben könne.

Es fällt auf, dass jenen Künstlern, die optisch dem Klischee der introvertierten, etwas verträumten Aussenseiterfigur entsprechen, beinahe ein Heiligenstatus zugesprochen wird. Zum Beispiel Peter Bichsel, Christoph Marthaler oder Roman Signer.

Marthaler ist ein gutes Beispiel. Als er am Zürcher Schauspielhaus Direktor war, schlief in einer Vorstellung vor mir ein Mann in aller Seelenruhe. Am Schluss sprang er auf und rief: «Bravo!» Es gibt immer wieder solche Ikonen. Wobei bei einem Peter Bichsel die Verehrung meiner Meinung nach völlig gerechtfertigt ist. Grundsätzlich werde ich aber immer misstrauisch, wenn jemand zu sehr eine Künstlerpose einnimmt. Es geht auch ohne. Peter Stamm zum Beispiel ist ein hervorragender Schriftsteller. Der sitzt da und schreibt tolle Bücher.

Sie halten an der Universität St. Gallen neuerdings Poetikvorlesungen. Was lernen die Studenten von Ihnen?

Ich frage zum Beispiel: Wie könnte man die Bibelgeschichte über Kain und Abel anders erzählen?

Mit ihren sehr kurzen, einfachen Sätzen ist die Bibel doch nicht schlecht geschrieben.

Sie ist sogar genial, in einer archaisch einfachen Form des Erzählens: Und dann passiert das und dann das und dann das. In einem Roman gäbe es für dieselbe Geschichte andere Varianten. Zum Beispiel: Die alte Eva macht sich Vorwürfe, dass sie ihren Sohn Kain, der seinen Bruder umgebracht hat, nicht richtig erzogen hat. Sie redet sich heraus, sie habe als Mutter keine Vorbilder gehabt, schliesslich sei sie die erste Frau auf der Erde gewesen. Und so

fort. Das wäre eine ganz andere, sehr reizvolle Erzählart dieser Geschichte. Es gibt beim Schreiben nie nur eine einzige Lösung.

Wie wichtig ist heute eigentlich noch das Geschichtenerzählen? Die zeitgenössische Literatur ist ja davon eher abgekommen.

Heute werden wir mit Geschichten überfüttet, jeden Tag donnern unzählige über uns herein. Vielleicht liegt es daran, dass das Geschichtenerzählen als minderwertig gilt: Autoren, die Geschichten erzählen, sind schon fast verdächtig. Zu Unrecht. Wir sind darauf eingerichtet, Geschichten zu hören. Und wenn es keine gibt, machen wir uns eine. Wir erklären uns Dinge, auch politische, immer möglichst einfach anhand von Geschichten.

Spielt es eine Rolle, ob die Geschichte stimmt?

Nächstes Jahr feiern wir ja den Jahrestag der Schlacht von Marignano. Schon in der Vergangenheit haben Historiker festgestellt, dass die Niederlage der Eidgenossen keineswegs der Beginn der Schweizer Neutralität war. Ein SVP-Politiker hat darauf geantwortet: «Es ist aber ein guter Mythos.» Er hatte recht. Wenn eine Geschichte gut ist, ist sie mächtiger als alle Fakten.

Ein begnadeter Mythologe war auch jener, der das Wort «Dichtestress» erfunden hat.

Die 68er Generation dachte, es sei nötig, die alten Mythen auf ihren historischen Wahrheitsgehalt hin zu untersuchen, dann würden sie an Bedeutung verlieren. Das hat nicht funktioniert.

Wir müssen gar nicht weit zurück. Auch bei einem Ukraine-Konflikt sieht man deutlich: Wladimir Putin hat einfach den besseren Mythos als die Gegenseite.

Welchen Mythos hat Putin zur Hand?

Er sagt, die Ukraine sei die Urzelle Russlands, die zurückkommen soll. Das ist ein guter Mythos. Ein begnadeter Mythologe war auch jener, der das Wort «Dichtestress» erfunden hat. Aber auch der 1. August 1291 ist ein Mythos. Zu jener Zeit gab es viele Bundesbriefe. Auf dem Tell-Denkmal in Altdorf steht zum Beispiel ganz ein anderes Datum, nämlich 1307. Aber der 1. August ist eine gute Geschichte, deshalb hat sie sich letztendlich durchgesetzt. Wir Autoren sind dazu da, gute Geschichten zu erfinden. Lukas Bärfuss hat diese unausgesprochene Verabredung zwi-

schen den Lesern und dem Autor perfekt formuliert: «Du langweilst uns nicht, dafür fragen wir nicht, ob deine Geschichte wahr ist.»

Das Spannungsfeld zwischen Fiktion und Wahrheit ist zentral in allen Ihren Büchern.

Ich war mir dessen lange nicht bewusst, aber das ist tatsächlich mein Grundthema. Von «Hitler auf dem Rütli» über den Mythos der Aktivdienstgeneration, die den Einmarsch Deutschlands verhindert hat, bis zu «Kastelau», in dem der Mythos eines Filmstars auf einer Lebenslüge basiert.

Welches ist der unverschämteste Mythos, den wir in der Schweiz pflegen?

Dass wir per Definition besser seien als die anderen und deshalb eine Sonderbehandlung verdienten. Die Amerikaner haben auch diesen Grössenwahn mit «God's own country», aber auch wir Schweizer haben das ganz stark. Hans Gmür hat vor fünfzig Jahren eine Kabarettnummer geschrieben, in der er den Schweizer Grundmythos sehr genau beschrieben hat: «Horror, Grusel ringsetum, d Schwiiz uf allfäll z Publikum. Luegt vo ihrem stinknormale, sträng neutrale Logeplätzli fründlich zue. Gälled Si, eus lönds in Rueh.»

Die Schweiz hält weder eine gemeinsame Sprache noch eine Religion zusammen. Wir glauben aber alle, dass unser politisches System das beste der Welt ist. Das ist doch ein positiver Mythos, egal, ob er nun stimmt.

In der Beziehung bin ich sehr patriotisch: Auch ich finde, dass wir ein grandioses System haben. Deshalb bin ich auch entschieden gegen einen EU-Beitritt: Die EU ist mir einfach zu undemokratisch. Wenn wir ihr beitreten würden, müssten wir so viele von unseren seit 1848 gewachsenen demokratischen Traditionen aufgeben, das funktioniert nicht. In den letzten Jahren sind wir aber daran, diese Traditionen zu missbrauchen. Unser System basiert ja auf einer positiven Form der Langeweile: Konkordanz, Kollegialität, Konsens. Im Bundesrat sitzen nur langweilige Leute und deren Steigerungsform, Schneider-Ammann. Da finde ich halt die Art, wie die SVP Politik macht, zutiefst unserem System widersprechend.

Mit anderen Worten: Die SVP ist Ihnen zu wenig langweilig.

Ja. Natürlich kann man eine Minarett-Initiative starten, aber das zeigt null Respekt vor der Verfassung. Eine Bundesverfassung ist nicht dazu da, Dinge zu regeln, die in eine



«Mehr als ein Putzfrauenlohn kommt auch bei mir nicht zusammen»: Autor Lewinsky.

Bauordnung gehören. Natürlich kriegt man die Unterschriften zusammen. Und natürlich kann man mit genügend Geldeinsatz solche Abstimmungen gewinnen. Aber diese Verwendung von demokratischen Einrichtungen entspricht nicht dem, wofür sie eigentlich geschaffen wurden.

Nach der Annahme der Minarett-Initiative sind Sie aus Protest der SP beigetreten. Wie geht es dem Genossen Lewinsky?

Ich war nach der Abstimmung so wütend, dass ich dachte: «Jetzt musst du den Grind hinhalten, jetzt kannst du nicht mehr sagen, Politik interessiert mich nicht.» Und die SP ist die einzige Partei, die sich konsequent gegen die SVP wendet. Mein Sohn Micha dachte interessanterweise exakt dasselbe. Er ist aber bei den Grünen gelandet.

Gehen Sie an Parteiversammlungen?

Nein. Ich habe den Cervelat-Status. Den kann man nutzen. So schreibe ich ab und zu Artikel, die ohne diesen Status nicht publiziert würden. Oder ich halte Reden an Veranstaltungen. Einmal wollte mich meine Kreispartei für den Gemeinderat aufstellen. Ich hätte wohl gute Chancen gehabt, gewählt zu werden, allein wegen des Namens. Aber das ist nicht mein Job.

Die SP ist ja nicht nur gegen die SVP und die Minarett-Initiative, sondern steht auch für Bürokratie und die ganze Betreuungsmentalität, mit der Sie, sofern ich Sie richtig interpretiere, wenig anfangen können.

Man darf die SP nicht mit Cédric Wermuth gleichstellen. Wir sind einmal heftig aneinandergeraten, weil ich ihn in einem Artikel in einem Zug mit Ulrich Schlüer genannt habe. Daran hatte er keine Freude. Aufeinander zu hören und davon auszugehen, dass Leute mit einer anderen Meinung nicht automatisch Idioten sind, halte ich für eine Grundvoraussetzung für unser Land. Aber Sie haben recht: Als altmodischer Mensch bin ich immer noch der Meinung, dass Forderungen auch bezahlbar sein sollten.

Man hat das Gefühl, heute herrschten unsicherere Zeiten als auch schon. Stimmt das?

Wir haben uns in der Schweiz von 1950 bis 2000 daran gewöhnt, dass es uns immer besser geht. Ich bin 1946 in Zürich geboren. Einen besseren Ort und eine bessere Zeit, um geboren zu werden, hat es in der gesamten Weltgeschichte wohl noch nie gegeben. Die Nachkriegskinder in der Schweiz haben welthistorisch das grosse Los gezogen! Wir haben mittlerweile völlig vergessen, dass es nicht der Normalzustand ist, dass es immer besser geht. Der Normalzustand ist: Krisen, Probleme, Schwierigkeiten. Jetzt werden wir langsam ein normales Land. Darauf sind wir nicht trainiert. Deshalb wollen wir gleich Extremlösungen, schotten uns ab und wollen nichts mit den anderen zu tun haben. Jetzt sind wir aber wieder

tief in der Politik drin, dabei wollten wir doch über Kunst reden ...

Nur zu ...

Ich verstehe zum Beispiel überhaupt nicht, weshalb das Bundesamt für Kultur die neuen Buchpreise ins Leben gerufen hat, bei denen jedes Jahr etwa zwanzig Autoren mit viel Geld ausgezeichnet werden. Dabei hatten wir doch bereits den aus einer privaten Initiative heraus lancierten Schweizer Buchpreis, der sich gut etabliert hat. Nun gibt es so viele Preise, niemand weiss noch, wer die Preisträger sind.

Meine These: Preise zu verleihen, ist für die Beamten die bequemste Art, Subventionen zu verteilen. Es handelt sich um subjektive Juryentscheide, gegen die nicht rekurriert werden kann, und am Schluss gibt es eine Feier, wo sich Beamte und Künstler bei Cüpli und Häppchen auf die Schultern klopfen.

Es gibt ja zwei Gruppen, die an solchen Preisen beteiligt sind: Eine besteht aus jenen Leuten, die in Frage kommen, eine Auszeichnung zu erhalten, und die andere aus jenen, die in Frage kommen, in der Jury zu sitzen, das ist ein begehrter Job. Je mehr Preise es gibt, desto mehr solche Jobs gibt es. Eine kleine Anekdote: Als mich mein Verlag letztmals für den Buchpreis des Bundes angemeldet hatte, musste ich eine Kopie meines Passes mitschicken. Die wollten sicherstellen, dass ich auch wirklich Schweizer bin. Ich musste ziemlich lachen. Zum Glück bin ich nicht von Preis- oder Fördergeldern abhängig.

Selbsterfolgreiche Autoren wie Peter Stamm, der es auch in Deutschland auf die Bestsellerliste schafft, sagen, sie kämen ohne Fördergelder nicht durch. Wie ist das bei Ihnen?

Mehr als ein Putzfrauenlohn kommt auch bei mir nicht zusammen, selbst wenn ich von einem Buch mehrere zehntausend Exemplare verkaufe. Ganz anständig verdient habe ich nur mit «Melnitz», das Buch ging über eine halbe Million Mal über den Ladentisch. Bei «Kastelau» sind wir bei vielleicht 20 000 verkauften Exemplaren – das ist sehr gut, viel Geld bringt es aber nicht. Ich habe mir meine Selbständigkeit über mein Handwerk verdient: beim Fernsehen, wo man in anderen Massstäben bezahlt wird. Jedes Jahr zwanzig Folgen «Fascht e Familie», da konnte ich einiges auf die Seite legen. Heute schreibe ich nur noch Dinge, die mir Spass machen, weil sie schwierig genug sind.

Sie machen viele Lesungen, auch in Deutschland. Macht man das, weil man muss oder weil es Freude bereitet?

Ganz unterschiedlich. Auf jeden Fall ist es sehr anstrengend. Man ist nicht immer in der Stimmung für einen Auftritt. Aber hier habe ich eine handwerkliche Einstellung: Die Leute sind freiwillig gekommen, um meine Lesung zu hören, also haben sie das Recht darauf, dass ich ihnen etwas biete.

Weshalb sind Lesungen so in Mode?

Als Zuhörer gehe ich auch nie an solche Veranstaltungen. Aber die Leute möchten die Autoren gerne einmal sehen und hören, das muss man respektieren. Manchmal kommt es auch wirklich zu einem guten Austausch. Es gibt aber auch Horrorerlebnisse.

Zum Beispiel?

Vor einiger Zeit hatte ich eine Lesung im Luzernischen, organisiert von einem Gymnasiallehrer, es ging um «Johannistag». Dann fragte plötzlich jener Lehrer: «Die Hauptfigur in Ihrem Roman ist ein Pädophiler. Sind Sie das?» Das sind die weniger erfreulichen Momente.

Wie haben Sie reagiert?

Ich habe gesagt, eine solche Frage könnten nur zwei Sorten von Menschen stellen. Leute, die noch nie ein Buch gelesen haben, oder Gymnasiallehrer. Der Abend dauerte dann nicht mehr lange.

Sie waren ein grosser Theaterliebhaber, Ihre Zuneigung zu dieser Kunstform hat aber nachgelassen.

Ich bin nach wie vor ein Theaterfreak. Aber ich habe mittlerweile richtiggehend Angst, hinzugehen und wieder in so eine völlig verkopfte, unverständliche Inszenierung zu gelangen.

Was läuft schief in unseren Stadttheatern?

Der Text zählt nichts mehr, die Regisseure haben die Macht übernommen. Die guten Autoren schreiben schon gar nicht mehr fürs Theater, die gehen zum Fernsehen. Weshalb soll man noch fürs Theater schreiben? Ein Autor erhält zehn Prozent der Ticketeinnahmen. Die Haupteinnahmen der Theater sind aber Subventionen, für den Autor bleibt fast nichts. Der Anreiz ist zu gering. Dafür gibt es eine Tendenz, dass Theaterleute ihre Stücke selber schreiben. Es sträuben sich mir die Haare, wenn jemand in Büchners Text reinschreibt. Ein Jammer, was mit dem Theater passiert.

Wie konnte es so weit kommen?

Man macht immer Theater für die, die es finanzieren. Wenn die Zuschauereinnahmen nur noch zehn oder zwanzig Prozent der Einnahmen ausmachen, werden sie vernachlässigbar. Also muss ich Theater für die Subventionsgeber machen. Das sind grösstenteils Politiker, die vom Theater nichts verstehen. Die richten sich nach den Kritiken der «renommierten» Zeitungen. Also macht man am Schluss Theater für die Kritiker. Und die Theaterkritiker sind wie Gastrokritiker, die jeden Abend *dick* essen müssen: Denen schmecken am Schluss nur noch Schnecken- oder Eier. Alles Normale langweilt sie.

Charles Lewinsky, Jahrgang 1946, ist der erfolgreichste Schweizer Fernseh- und Buchautor («Fascht e Familie», «Melnitz»). Sein neuester Roman: «Kastelau». Nagel & Kimche. 400 S., Fr. 35.90

Wohlverdient.

Informiert Sie sofort, wenn Ihr Lohn eingetroffen ist:
UBS e-banking mit Benachrichtigungen.



Jetzt testen:
www.ubs.com/ebanking

Best Bank in
Switzerland





«Entweder das Gebiet verlassen oder Schutzgeld bezahlen»: Kustos Pizzaballa.

«Wenn zwei Elefanten kämpfen»

Pierbattista Pizzaballa ist der oberste Christ im Heiligen Land. Ein Gespräch über die Christenverfolgung im Nahen Osten, Verhandlungen mit dem Islamischen Staat und seine Reisen ins syrische Kriegsgebiet.

Von Pierre Heumann und David Vaakin (Bild)

Bruder Pizzaballa, als Kustos der Franziskaner geht Ihnen das Schicksal der Christen im Mittleren Osten besonders nahe. Wie können Sie helfen?

Vor einigen Monaten war ich in Syrien, in Damaskus, Aleppo und Latakia, wo ich unsere Klöster und unsere Brüder besucht habe. Es war ein Zeichen der Solidarität, aber ich half auch ökonomisch, brachte ihnen Hilfe und Geld.

Liesse sich das nicht einfacher mit Hilfe von Banken erledigen?

Sie spassen wohl! Das Bankensystem funktioniert in Syrien längst nicht mehr. Ich

musste das Geld deshalb physisch, in bar mitnehmen.

Bruder Pizzaballa trug einen Koffer mit Bargeld?

Ich brachte ihnen natürlich keine Millionen. Aber ja, wir schicken weiterhin Geld. Mit Boten, die über den Libanon reisen.

Allgemein herrscht unter Christen im Westen ein erstaunliches Schweigen gegenüber dem Drama, das Ihre Glaubensbrüder im Mittleren Osten durchmachen. Mehr als ein Aufruf des Papstes aus Ankara, der terroristischen Gewalt zu begegnen, war bisher nicht zu hören.

Ich muss Ihnen widersprechen. Der Vatikan ist ziemlich aktiv. Der Papst spricht immer wieder über die Tragödie der Christen im Mittleren Osten, er hat mehrere Treffen mit den Nuntien aus jenen Gebieten gehabt. Kürzlich war ein Vertreter des Papstes auch bei Christen in Damaskus, als Zeichen der Solidarität.

Brachte er wie Sie ihnen ebenfalls Geld im Koffer?

Wir sprechen so selten wie möglich darüber, um nicht zu provozieren. Aber es ist klar: Wir müssen unsere Brüder ökonomisch unterstützen.

Wie viele Christen leben noch im Nahen Osten?

Es ist sehr schwierig, darauf eine exakte Antwort zu geben. Wir wissen nicht, wie viele geflüchtet sind. Für den Irak gibt es aber Schätzungen. Es scheint, dass dort die Hälfte der Christen geflüchtet ist.

Sterben die Christen im Nahen Osten aus?

Das glaube ich nicht. Aber wir sind heute sicher schwächer als früher. Es ist ja leider nicht das erste Mal, dass wir hier verfolgt werden. Viele gehen zwar, aber viele bleiben. Denn die Ärmsten können nirgendwohin. Weil aber die christliche Mittelklasse verschwindet, werden wir Christen weniger sichtbar in der arabischen Gesellschaft.

Haben Ihre Klöster die Wirren im Irak und in Syrien überlebt?

Einigermassen. Aber wir sind privilegiert, weil unsere Einrichtungen über private Brunnen und eigene Generatoren für die Stromerzeugung verfügen.

Wie viele Ihrer Mönche wurden getötet?

Einer wurde vor zwei Jahren umgebracht, als er in unserem Kloster in Ghassanieh war. Er lebte und arbeitete mit den Franziskanern. Danach wurde das Kloster vollkommen zerstört. Da es im Dorf keine Christen mehr gibt, haben wir das Kloster verlassen. Ein Bruder wurde zudem entführt, später wieder freigelassen. Ausserdem wurde uns befohlen, alle Kultgegenstände wie Kreuze und Bilder in den Kirchen zu zerstören.

Kamen Sie dem Befehl nach?

Natürlich nicht. Aber wir haben die Kultgegenstände versteckt. Vor ein paar Monaten drangen dann Rebellen in ein Kloster ein und stahlen das Geld, das wir unseren Brüdern kurz zuvor gebracht hatten.

Haben Sie versucht, das Geld zurückzubekommen?

Unsere Franziskaner sprachen mit den Rebellen, mit ihrem Emir. Aber es hat nichts gebracht.

Hatten Sie auch mit Vertretern des Islamischen Staates zu tun?

Vorübergehend ja, während einiger Wochen, bevor sie sich aus dem Gebiet zurückzogen und die Nusra-Rebellen wieder die Kontrolle übernahmen.

Worin unterscheiden sich die Nusra-Brigaden von den Milizen des IS?

Die Nusra-Leute sind weniger fanatisch. *(Lacht)*

Sie lachen, weil sich das komisch anhört? Fanatisch sind ja beide.

Mit dem Islamischen Staat war es noch schwieriger. Deren Vertreter stellten uns vor die Alternative, entweder das Gebiet zu verlassen oder Schutzgeld zu bezahlen.

Lässt sich mit islamistischen Milizen überhaupt verhandeln?

Es kommt darauf an. Die syrischen Islamisten kennen die Realität, und sie kennen

uns. Sie wissen, weshalb wir vor Ort sind. Wenn wir aber mit Milizen aus Libyen oder Afghanistan zu tun hatten, wurde es schwierig, weil sie nie zuvor Christen gesehen hatten und nicht begriffen, was wir hier wollten.

Sie sprachen im August von einer «religiösen Säuberung» bisher unbekanntes Ausmasses.

Wenn wir über die Christenverfolgung sprechen, müssen wir sehr vorsichtig sein, damit die Kritik nicht gegen uns verwendet wird.

Tatsache ist: Das Christentum schwebt dort in Gefahr, wo es entstanden ist.

Das ist ein Krieg unter Muslimen. Wenn zwei Elefanten kämpfen, leidet das Gras. Wir zahlen zwar den Preis für diesen Krieg. Aber wir sind nicht die direkten Adressaten.

«Uns wurde befohlen, alle Kreuze und Bilder in den Kirchen zu zerstören.»

Können Muslime gemäss Ihrer Erfahrung tolerant sein?

(Lacht) Wenn sie wollen, durchaus.

Und wollen sie?

Sie müssten sie schon selber fragen.

Sie weichen aus.

Der Mittlere Osten ist nicht schwarz oder weiss. Wer vereinfacht, wird der Realität nicht gerecht. Als Christen in Ninive angegriffen wurden, halfen Muslime den Milizen des Islamischen Staates, es gab aber auch Muslime, die Christen vor den Salafisten versteckten. Ich warne deshalb vor Verallgemeinerungen. Gleichzeitig muss ich indes feststellen, dass die islamischen Autoritäten mit der Verurteilung der Christenverfolgungen sehr zurückhaltend sind. Ich hätte mehr Proteste erwartet, auch von den arabischen Medien wie Al-Dschasira oder Al-Arabija. Aber wir Christen sind im Nahen Osten Sündenböcke. Bereits vor Jahren spürte ich, dass sich das Verhältnis der islamischen Welt zu den Christen verschlechtert hat. Der Westen war aus der Sicht der arabischen Bürger stets zu freundlich mit den Diktatoren. Zudem diente der Islam immer mehr als Antwort auf alle möglichen Ungerechtigkeiten. «Der Islam ist die Lösung» – das wurde zum Slogan. Und weil Islamisten über viel Geld verfügten, um die Armen zu ködern, konnten sie sich eine wachsende Anhängerschaft sichern.

Wird das Kalifat überleben?

Ich glaube, nicht. Aber niemand weiss, wann und wie es enden wird. Das Establishment in der arabischen Welt will kein Kalifat. Andererseits höre ich von vielen Muslimen, dass sie sich dafür begeistern, weil es ihnen ein Gefühl der Macht gibt und sie den Nichtmuslimen Angst einjagen können.

Sie sind als Kustos auch für Nazareth und Bethlehem zuständig. Christen in Bethlehem klagen, dass sie von Islamisten bedrängt

werden. Was ist für Christen schlimmer: die Besetzung des Westjordanlandes durch Israel oder die Schikanen der Islamisten?

Ich spreche nicht gerne darüber, weil ich mich instrumentalisiert fühle.

Wollen Sie es trotzdem mit einer Antwort versuchen?

Die israelische Besetzung ist Teil des Problems, ebenso aber ist es die wachsende islamische Bewegung. Beides schafft Schwierigkeiten für Christen.

Wie geht es den Christen unter der radikal-islamischen Hamas im Gazastreifen?

Die Gesellschaft in Gaza ist vollkommen islamisiert. Aber für die tausend Christen – eine symbolische Präsenz – ist es nicht so problematisch wie im Gebiet des Islamischen Staates.

Sie sind in Italien geboren und aufgewachsen, leben seit 25 Jahren in Jerusalem. Wie fühlen Sie sich im Heiligen Land?

Israel und Italien haben einiges gemeinsam: Beide sind ein bisschen unorganisiert. Manchmal hätte man gern etwas mehr Organisation. Als Sie Kustos wurden, waren Sie 39 Jahre alt. Ich war damals eindeutig zu jung.

Weshalb?

Man braucht Erfahrung für so eine Position. Keine Erfahrung zu haben, mag zwar nützlich sein, wenn man Dinge verändern will. Aber manchmal trifft man die falschen Entschiede.

Was haben Sie falsch gemacht?

Vieles. *(Lacht)* Ich hätte mehr auf andere hören sollen, hätte Entschiede weniger schnell treffen sollen. Manchmal muss man sich ein wenig Zeit nehmen, bevor man entscheidet – das begriff ich damals noch nicht.

Pierbattista Pizzaballa ist Franziskanermönch. Der gebürtige Italiener betreut Christen in Israel, Palästina, Syrien, Jordanien, Ägypten, im Libanon, Irak sowie auf Zypern und Rhodos.

Umfassende Beratung.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

www.lgt.ch



Private
Banking

«Ich habe meine Ziele erreicht»

Johann Schneider-Ammann zieht Bilanz: über seine vier Jahre in der Regierung, den 9. Februar und die Steuervorwürfe an die Ammann Group. Er verrät, wie man sich im Bundesrat durchsetzt und ob seine Bedächtigkeit eine Geheimwaffe ist. *Von Philipp Gut, Roger Köppel und Mischa Christen (Bild)*

Herr Bundesrat, was hat Sie in diesem Jahr besonders gefreut?

Selbstverständlich freue ich mich über die Abstimmung vom 30. November. Das dreifache Nein ist ein wichtiges Ereignis. Das Schweizervolk hat am 9. Februar mit dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative dem Bundesrat einen Auftrag erteilt. Es verlässt sich darauf, dass dieser Auftrag umgesetzt wird – und will nicht nachdoppeln mit der unsinnigen Ecopop-Initiative. Es freut mich auch, dass das Volk der Nationalbank sein Vertrauen entgegenbringt. Den Schweizerinnen und Schweizern ist offensichtlich klar, dass der Unabhängigkeit dieses Instituts und dem Euro-Mindestkurs eine hohe Bedeutung zuzumessen ist.

Gibt es andere erspriessliche Entwicklungen in diesem Jahr?

Ein Highlight hatten wir in meinem Departement: Die Schweiz hat zurückgefunden zu normalisierten Beziehungen zur Europäischen Union (EU) im Bereich der Wissenschaft. Wissenschaft, Bildung, Innovation sind die Grundlagen für alles, was bei uns zu Wohlstand und damit zu Arbeitsplätzen und Perspektiven für alle führt – mein wichtigstes Anliegen. Ganz pauschal kann ich sagen: Es gelingt uns, die Beschäftigungsquote so hoch zu halten wie sonst kaum irgendwo auf der Welt. Ebenso selten ist die tiefe Arbeitslosigkeit von drei Prozent. Diese Situation ist alles andere als selbstverständlich, wir müssen dafür weiter hart arbeiten. Die Beschäftigung und ein liberaler Arbeitsmarkt sind die wichtigsten Ziele, an denen ich mein Tun als Politiker ausrichte. Ich glaube, die Bilanz darf sich sehen lassen.

Worüber haben Sie sich geärgert?

Mehr als ärgern würde ich mich dann, wenn wir das bilaterale Verhältnis mit der EU nicht erhalten. Im Übrigen bin ich ein Demokrat, der weiss, dass man in diesem Land als Politiker nicht einfach recht bekommt. Man muss sich durchsetzen mit Argumenten. Wenn das nicht gelingt – wie etwa beim Kartellgesetz –, ärgere ich mich nicht, sondern dann nehme ich zur Kenntnis, dass man nicht in der Mehrheit war.

Sie haben ein Freihandelsabkommen mit China unterschrieben. Ist die Schweiz heute international besser vernetzt als früher? Hat sie, um mit Beat Kappeler zu

sprechen, mehr «Weltgang» statt nur «EU-Gang»?

Wir verstärken sehr bewusst unser weltweites Netz, um die Abhängigkeit von der EU zu reduzieren. Der Schritt mit China ist ein Beleg für den Erfolg dieser Bestrebungen. Er eröffnet unseren Unternehmen grosse Chancen. Fakt bleibt zwar, dass wir zwei Drittel der Exporte in die EU liefern, bei den Importen sind es sogar drei Viertel. Dennoch suchen wir weitere bilaterale Abkommen, etwa mit Indien. Hinter den Kulissen arbeiten wir hart daran. Es müssen aber klare Bedingungen erfüllt sein.

Welche zum Beispiel?

Im Pharmabereich müssen die Patente geschützt sein. Das ist die Pièce de Résistance in diesem Dossier. Darüber hinaus suchen wir den Freihandel mit Vietnam, Thailand, Indonesien – also mit der Weltregion, die wohl weiterhin die pulsierendste sein wird.

Es ist kalt draussen, Nebel liegt über Bern.

Wie ist Ihre aktuelle Stimmung?

Ich mache mir gewisse Sorgen um die Weltkonjunktur und den Konflikt zwischen Ost-

«Wir taten also, was Teil einer guten kaufmännischen Unternehmensführung ist.»

und Westeuropa inklusive Sanktionsspirale, die in die falsche Richtung dreht.

Sehen Sie weitere Risiken?

Eines der grössten Risiken ist hausgemacht: Wir fühlen uns zu sicher, halten wirtschaftlichen Erfolg für garantiert und gehen zu selbstverständlich davon aus, dass wir alle unsere Ansprüche befriedigen können.

Sie meinen ökonomische Ansprüche oder politische? Rufen Sie zu wirtschaftlicher Bescheidenheit oder zu aussenpolitischer Kompromissbereitschaft auf?

Ich rufe auf zu Leistungsorientierung, zur sorgfältigen Pflege unserer hervorragenden Rahmenbedingungen, die unseren Standort stark gemacht haben: Ich spreche vor allem vom liberalen Arbeitsmarkt, von der gelebten Sozialpartnerschaft, vom dualen Bildungssystem. Es ist aber auch ein Aufruf an den Staat, sich auf seine Kernaufgaben zu besinnen. Die Bürokratisierung macht mir Sorgen. Die Regulierungsdichte nimmt zu. Die Bundesverwaltung produziert pro Woche 140 A4-Seiten mit Vorschriften! Zudem werden

zu viele Entscheide getroffen, die den Standort Schweiz verteuern. Das ist die falsche Entwicklung. Damit der Ruf nach dem Staat weniger erschallt, muss das Vertrauen zwischen Bürgern und Institutionen, zwischen Wirtschaft und Politik wieder gestärkt werden – durch das Verhalten aller Beteiligten.

Sie standen mit Ihrer ehemaligen Firma wegen Steueroptimierung selber in der Kritik. Wie haben Sie das erlebt?

Wir handelten stets korrekt, und wir waren immer transparent. Die Behörden wussten jederzeit, was wir machten. Jahr für Jahr bekamen wir die Bestätigung, dass alles seine gute Ordnung hatte. Was haben wir denn eigentlich gemacht? Wir liessen das Geld in der Firma und schufen Reserven – um investieren zu können und die Arbeitsplätze namentlich in der Schweiz zu sichern. Ausser zur Bezahlung der Steuern floss kein Franken an die Inhaberkategorie. Wir taten also, was Teil einer guten kaufmännischen Unternehmensführung ist, unter Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften. Wenn das nun im Nachhinein plötzlich nicht mehr gelten soll, dann wirft das ein schales Licht auf den Rechtsstaat. Der Vorwurf, ich hätte unmoralisch gehandelt, traf mich deshalb. Auch der Vorwurf, ich hätte Wasser gepredigt und Wein getrunken.

Die Weltwoche bezeichnete Sie als «säkularen Scheinheiligen».

Das ist blanker Unfug. Es ist das eine, für eine Firma zu sorgen – und etwas ganz anderes, sich selber überrissene Saläre zu sichern. Fragen Sie in Langenthal herum: Die Leute werden Ihnen sagen, dass die Familie Ammann zu ihrem Unternehmen und den Mitarbeitenden schaute.

Sie sind seit vier Jahren im Bundesrat. Was ist Ihr Eindruck von diesem Gremium?

Ich bin ja nicht unbedarft in dieses Amt gekommen. Natürlich funktioniert die Arbeit im Bundesrat anders als im Parlament. Der Bundesrat ist eine Kollegialbehörde.

Das heisst, Sie gehen oft mit der Faust im Sack aus den Sitzungen und denken: «Was haben wir denn da wieder beschlossen?»?

Ich verteidige unser Kollegialsystem. Wenn man mit einer liberalen Grundhaltung kommt und einzelne Schritte mitmachen muss, die dem stark widersprechen, dann fällt das zwar manchmal schwer. Aber es ist eine Selbstverständlichkeit, die kollegiale Position nach aussen zu vertreten. >>>



«Ich kann mit dem Vorwurf leben, ein Langweiler zu sein»: Wirtschaftsminister Schneider-Ammann.

Als Liberaler müssen Sie in dieser Mitte-links-Regierung ständig mit wehenden Fahnen untergehen. Welches ist der schlimmste Entscheid, den Sie je mittragen mussten?

Warum bin ich Bundesrat geworden? Weil ich der Überzeugung bin: Wir müssen Wirtschaft und Politik zusammenbringen. Ich versuche vom Morgen bis zum Abend zu erklären, was für die Wirtschaft förderlich ist und was sie behindert. Ich habe als Unternehmer die Verhältnisse in der Schweiz und zum Beispiel in Frankreich kennengelernt. Bei uns stellt man Leute ein, wenn sich Chancen eröffnen. Auch im Wissen, dass man sich bei konjunkturellen Einbrüchen oder strategischen Fehlern wieder von ihnen trennen kann. In Frankreich bietet kaum noch ein Unternehmen unbegrenzte Arbeitsverträge an. Wir müssen sehr aufpassen, dass in der Schweiz nicht auch immer mehr Auflagen gemacht werden, die die Firmen behindern und damit unseren Wohlstand gefährden. Dafür stehe ich auch im Bundesrat ein – und muss manchmal zur Kenntnis nehmen, dass ich unterliege.

Wie würden Sie sich als Mitglied dieses Gremiums beschreiben? Was tun Sie, um Ihren Standpunkt nach vorn zu bringen?

Ich versuche, mit konkreten Beispielen aus der Praxis und eigenen Erfahrungen zu zeigen, welche Konsequenzen bestimmte Beschlüsse haben.

In den Bundesrat werden vornehmlich Personen gewählt, die über die Parteigrenzen hinausdenken. Kann man sich wirklich sachlich verständigen, unabhängig von der Parteidoktrin?

Ja, die sachliche Auseinandersetzung funktioniert. Natürlich sind die individuellen Überzeugungen wichtig. Auch Parteipolitik spielt eine gewisse Rolle. Etwas anderes zu behaupten, wäre falsch. Wenn ich für mich den Anspruch habe, eine liberale Haltung zu vertreten, dann gibt es auch Kollegen mit einer anderen Haltung.

Gibt es Situationen, in denen man sagt: «Du hast zwar recht, aber ich kann dich nicht unterstützen, sonst zünden mir die eigenen Leute die Hütte an»? Oder geschieht das subtiler, eher hintenherum?

Nein. Der Bundesrat ist in der Debatte offener, als man sich das gemeinhin vorstellt. Es gibt eine persönliche Note, indem man mit der eigenen Erfahrung und der eigenen Überzeugung argumentiert.

Welche Bedeutung hat die starke Frauenvertretung für die Diskussionskultur?

Ich fördere Frauen aus Überzeugung. Mein Departement weist dreissig Prozent Frauen in den obersten Kadern auf, ich habe darauf hingearbeitet. Nicht aus politischem Opportunismus und ohne Zwang

oder starre Quoten. Schon als Unternehmer und Verwaltungsrat hatte ich die Erfahrung gemacht: Wenn Frauen dabei waren, waren Umgang und Verhalten konstruktiver als in reinen Männerklubs.

Gilt das auch im Bundesrat?

Ich kann mir einen Bundesrat nur mit Männern – oder nur mit Frauen – nicht vorstellen. Die Durchmischung ist wichtig, und das weiss das Parlament und wählt entsprechend. Die Tatsache, dass Frauen in der Regierung vertreten sind, tut ihr gut.

Ist die Vermutung falsch, Frauen neigten weniger zu liberalen Entscheiden? Stichwort Frauenquote in Unternehmen, Energiewende von oben, Kinderbetreuungslizenz für Onkel und Tanten, you name it.

Liberal oder nicht: Das hat doch nichts mit dem Geschlecht zu tun. Jede einzelne Persönlichkeit hat ihre Vorstellungen und ihre Überzeugungen, wie die Dinge am besten zum Laufen gebracht werden.

Welches ist eigentlich der falscheste Satz, den Sie über sich gelesen haben?

Überall, wo man mich zum Etatisten machen wollte, wo man mir vorwarf, ich würde keine liberale Wirtschaftslinie fahren, attackierte man mich fälschlicherweise. Es gibt eine Ausnahme: Ich habe gesagt, was im Baugewerbe in Sachen Scheinselbständigkeit vor sich geht, sei nicht akzeptabel. Die sogenannte Solidarhaftung konnte ich der Branche nicht ersparen. Auch wenn viele Unternehmer in dieser Branche sich korrekt verhalten und Freunde von mir sind.

Sie verteidigen die Personenfreizügigkeit mit der EU vehement. Damit gehen die flankierenden Massnahmen einher, die den Arbeitsmarkt verbürokratisieren. Als Wirtschaftsminister muss Sie das doch stören.

Es ist eine Frage des Masses. Als Swissmem-Präsident war ich 2003 beteiligt an der Einigung der Sozialpartner auf die minimalen flankierenden Massnahmen. Die Marktöffnung war uns wichtig. Wir waren dafür zu Konzessionen bereit. Zumal auch weiterhin

«Warum ich Bundesrat geworden bin? Wir müssen Politik und Wirtschaft zusammenbringen.»

gleich lange Spiele für alle Marktteilnehmer gelten mussten. Der Vorschlag kam damals also aus der Wirtschaft – aber natürlich nur, weil wir dafür etwas erhielten. Jeder Ausbauschritt über den bis heute vom Bundesrat beschlossenen Stand hinaus ist nun jedoch einer zu viel.

Der Bilateralismus ist längst zu einem Machthebel der Linken geworden, um immer neue Vorschriften durchzusetzen.

Zuallererst sind die Bilateralen ein Erfolgsrezept: Zusammen mit einer meist vernünftigen

Wirtschaftspolitik haben sie die Schweiz in den letzten gut zehn Jahren vom Schlusslicht punkto Wachstum an die Spitze Europas katapultiert. Profitiert haben davon alle Schweizer. Wer das anzweifelt, soll bitte die Zustände unserer Nachbarländer ansehen. Aber lassen Sie mich noch etwas anders parieren. Die sozialpartnerschaftliche Entwicklung ist getrieben worden durch die Gesamtarbeitsverträge. Solange sich die Sozialpartner ohne Druck der Politik vertraglich einigen, ist dies zum Nutzen aller. Dieses Modell hat sich bewährt, ich verteidige es. Aber man muss eben auch akzeptieren, dass die Sozialpartner gute und weniger gute Abmachungen treffen. Die Personenfreizügigkeit führte dazu, dass die Sozialpartner enger zusammenarbeiten. Solange dies branchen-, berufs- und regionenspezifisch geschieht, ist das für mich viel besser als flächendeckende Lösungen durch die Politik.

Der Schweizer ist nicht auf Konfrontation programmiert. Dennoch der Eindruck: Hat der Bundesrat nach dem 9. Februar nicht zu sehr auf Panik gemacht und vorsorglich dramatisiert?

Der Bundesrat hat keineswegs auf Panik gemacht. Sondern er hat aufgezeigt, was die Konsequenzen dieses Entscheids sind. Sofort war beispielsweise die Teilnahme der Schweizer Forscher an den europäischen Programmen in Frage gestellt und ist nun nur für zwei Jahre gesichert. Und für die Schweizer Wirtschaft steht nach wie vor enorm viel auf dem Spiel. Das sollte man nicht kleinreden.

Wie waren die Reaktionen Ihrer ausländischen Amtskollegen nach dem 9. Februar?

Ich antworte mit einem persönlichen Erlebnis. Als ich im März beim damaligen französischen Wirtschaftsminister Arnaud Montebourg zu Besuch in Paris war, sprachen wir auch über Jugendarbeitslosigkeit. Ich sagte ihm, dass ich früher als Unternehmer unsere Firmen in Frankreich *d'une manière suisse* geführt hatte, also sozialpartnerschaftlich – weshalb wir auch Erfolg hatten. Ringsum mussten Unternehmen zusammenpacken, aufgrund der starren Gesetzgebung.

Leuchtete das dem Minister ein?

Vielleicht leuchtete es ihm ein, aber er blieb bei seiner politischen Überzeugung. Die Anekdote zeigt: Wenn Sie ins Ausland kommen, spüren Sie sofort Neid. Wir haben drei Prozent Jugendarbeitslosigkeit, in Frankreich sind es fast 25 Prozent. Die Reaktion ist dann nicht: «Wir freuen uns über euren Erfolg und versuchen es auch so zu machen.» Man spürt vielmehr in jedem Satz die Frage: «Wie können wir diese Schweizer auf Linie bringen?» Man strebt einen Ausgleich an, was für uns eine Nivellierung nach unten bedeuten würde. Im Wissen um diese Bedrohung setzt sich der Bundesrat für den

Schweizer Erfolgsweg ein, und der heisst punkto Europa: bilaterale Verträge.

Wenn wir Sie richtig verstehen, wäre es das Motiv des Bundesrats, zu signalisieren, dass wir nicht übermütig werden und die EU nicht unnötig provozieren sollen.

Lassen Sie es mich so sagen: Wenn wir selbstgefällig, überheblich, lehrmeisterlich werden, dann wird es gefährlich. Wenn wir unsere Position hingegen sachlich erklären, haben wir mehr Erfolg.

Viele Leute haben eher den Eindruck: Die sind zu weich dort oben, der Bundesrat erklärt dem Ausland zu wenig, warum die Stimmbürger so und nicht anders entscheiden. Die Schweiz stellt für niemanden eine Bedrohung dar, wir wollen den Franzosen ihren Sozialismus ja nicht wegnehmen. Lehrmeister? Wir haben einfach ein anderes politisches System.

Ich liesse mich sogar für eine solche Position gewinnen – mit einem realpolitischen Aber: Wir wollen den gleichwertigen Marktzugang. Ich führte eine Firma, die in der Schweiz produziert und Arbeitsplätze sichert. Sie könnte dasselbe aber auch in Baden-Württemberg oder Niedersachsen produzieren. Wenn man sich keine Nachteile einhandeln will – Zölle oder administrative Zulassungshürden –, muss man mit der EU bestimmte Vereinbarungen treffen. Dass der Vertragspartner seinerseits Ansprüche stellt, ist normal. Es ist ein Geben und Nehmen. Ich glaube, unsere Unterhändler sind insgesamt gut unterwegs.

Sie sehen kein Einknicken?

Wo sind wir denn eingeknickt?

Ein eindrückliches Beispiel ist der Bankenstreit, wo Bundesrat und Parlament Bankdaten auslieferten und dabei sogar die eigene Rechtsordnung verletzten.

Aber im Interesse der Schweiz! Glauben Sie denn, wir Politiker suchten solche Lösungen? Ich sicher nicht. Aber wenn es tatsächlich zu einem Lizenzentzug für die UBS gekommen wäre, hätte es die Bank an die Wand gedrückt. Hätten Sie diesen enormen Schaden verantworten wollen?

Ein anderes Beispiel ist der Rahmenvertrag mit der EU. Der Vorschlag der Schweiz, sich dem EU-Gericht zu unterwerfen, ist auch nicht gerade das deutlichste Signal der Unabhängigkeit.

Der Bundesrat hat rote Linien gesetzt. Er verhandelt und wird dann Bilanz ziehen. Für mich ist die Souveränität ein zentrales Kriterium.

Der Bundesrat wird also missverstanden?

Es stimmt: Wir sind nicht aufgestanden und haben nicht gepoltert, haben nicht *s Männli* gemacht, wie man auf Berndeutsch sagt. Das wäre lächerlich gewesen. Aber mir ist klar, dass der Volkswille vom 9. Februar umzusetzen ist.

Ist das auch Ihren Kollegen klar?

Das ist allen im Bundesrat klar. Ich kann mir keine Alternative zum bilateralen Verhältnis vorstellen. Die bilateralen Verträge zu erhalten, die Zuwanderungsinitiative umzusetzen und die Souveränität nicht einschränken zu lassen: Das ist eine sehr ambitionöse Herausforderung. Dennoch glaube ich daran, dass wir eine Lösung finden. Ohne letztinstanzliche fremde Gerichtsbarkeit.

Sie waren eine Zeitlang eine Art Lieblingskarikatur der Sendung «Giacobbo/Müller» und haben sich fürchterlich aufgeregt. Sind Sie der feinfühlig Typ, der nicht mit Kritik umgehen kann? Oder würden Sie das einer gewissen Unerfahrenheit in der Anfangszeit als Bundesrat zuschreiben?

Ich habe zu Beginn meiner Amtszeit genauer hingeschaut und hingehört... als Bundesrat gewöhnen Sie sich an fast alles. Ärgern tue ich mich eigentlich nur, wenn die Vorwürfe nicht stimmen. (*Lacht*)

Was kann ein Bundesrat wirklich bewegen?

Die Macht ist geteilt in der Kollegialität. Man muss genügend Köpfe beeinflussen können, das zu tun, was politisch richtig ist.

«Entweder du bist fleissig, oder du bist faul. Du bist gescheit, oder du bist dumm.»

Was löst es bei Ihnen aus, wenn Sie in der Presse lesen, Ihr Bundesratsitz stehe zur Disposition? Mit welcher Einstellung gehen Sie ins Wahljahr 2015?

Ich bin abgeklärt genug, um mir zu sagen: «Du hast eine Aufgabe: dazu beizutragen, dass möglichst jeder einen Job und damit eine Perspektive hat.» Ich sehe es als meine Pflicht, bis zum letzten Tag im Amt mitzuhelfen, dass die Rahmenbedingungen möglichst günstig sind. Nur das zählt für mich.

Wie würden Sie in zwei Sätzen Ihren Charakter beschreiben?

Jetzt wird es persönlich. Korrekt, offen, leistungsorientiert.

Also keine Schwächen.

Das habe ich nicht gesagt! Schauen Sie: Wenn ich Leute anstellte, habe ich jeweils eine kleine Zeichnung gemacht. (*Nimmt ein Blatt Papier*) Vier Koordinaten in einem Kreuz: Entweder du bist fleissig, oder du bist faul. Du bist gescheit, oder du bist dumm. Die Kandidaten erhielten dreissig Sekunden, um ihre Position zu bestimmen. Nur mit diesem idiotischen Spielchen hätten Sie sich eigentlich das ganze Gespräch sparen können. Es gab Leute, die dachten wohl: «Ja, was will der denn jetzt? Er will sicher keinen Dummen, auch keinen Faulen. Aber fleissig und gescheit: Das darf ich auch nicht sein, das ist gefährlich für den Chef.»

Wo würden Sie Ihr Kreuzchen hinsetzen?

Das habe ich selbstverständlich nie gemacht. (*Lacht*)

Moritz Leuenberger sagte uns einmal, das Schönste am Bundesratsamt sei es, immer ein Publikum zu haben. Was ist für Sie das Schönste?

Das entspricht mir nicht. Ich freue mich, wenn ich eine Überzeugung durchsetzen kann. Ich will Lösungen, Entscheidungen haben. Ich freue mich, wenn sich der US-Arbeitsminister für die Schweizer Berufslehre als Fundament des Mittelstands interessiert. Oder wenn Unternehmen zusammen mit der ETH und der Kommission für Technik und Innovation innovative Produkte entwickeln und so Jobs schaffen. Und ich freue mich, wenn es nach einem Abstimmungssonntag heisst, das Volk habe dem Bundesrat vertraut und es sei ihm gefolgt.

Und wenn das Volk ihm nicht vertraut: Wer ist schuld, der Bundesrat oder das Volk?

Selbstverständlich der Bundesrat.

Sie sind bedächtig in Ihrem Auftreten, Sie gelten, um es etwas polemisch zu sagen, ein bisschen als Langweilertyp. Ist das Ihr Wesen, oder könnte es auch eine taktische Maske sein, um Ihre Ziele zu erreichen?

Ich lebe das nicht bewusst, ich taktiere nicht mit mir selber. Ich hasse Schaumschlägerei. Es mag ein Stück weit arrogant klingen, aber ich habe in meinem Leben die Ziele erreicht, die ich erreichen wollte. Solange ich mit mir abrechnen und sagen kann: «Du hast 25 Jahre lang 1300 Arbeitsplätze in Langenthal erhalten, du hast als Wirtschaftsminister eine Jugendarbeitslosigkeit von drei Prozent hingekriegt», so lange kann ich mit dem Vorwurf leben, ein Langweiler zu sein.

Letzte Frage. Weihnachtsfeier in der Familie Schneider-Ammann: Welches ist die wichtigste Botschaft, die Sie vermitteln?

Wir leben ein solides, vor allem auch gegenüber den Mitarbeitern der Firma verantwortungsvolles Familienleben. Heute bin ich als Bundesrat nicht mehr aktiv involviert. Aber für die Familie stehen die Unternehmen nach wie vor im Zentrum. Ich bin wahn-sinnig stolz, dass meine Kinder, die bereits in jungen Jahren die Führung übernehmen mussten und wollten, es so gut machen. Was sagt man am Weihnachtsabend? Man sagt: «Merci!» Man dankt für den Einsatz das Jahr hindurch.

Johann Schneider-Ammann (FDP) ist Bundesrat und Vorsteher des Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung. Zuvor leitete er das Familienunternehmen Ammann Group in Langenthal BE.

«Ich will die Menschheit retten»

Alyssa Carson, 13, will als erster Mensch zum Mars fliegen und den Roten Planeten kolonisieren. Die Nasa setzt auf den Teenager aus Baton Rouge, Louisiana. Die Weltraumbehörde ist überzeugt, dass Alyssa die besten Voraussetzungen hat, um sich den grossen Traum zu erfüllen. *Von Urs Gehriger*

Hi Alyssa.

Hi! Sorry für die Verspätung.

Keine Ursache, ich habe Zeit.

Die BBC war grad am Telefon, die wollten nicht aufhören mit dem Fragenstellen.

Zählst du die Jahre bis zum grossen Tag?

Ich zähle so ziemlich die Tage, ja.

2033 soll's losgehen.

Genau.

Andere Mädchen wollen auf den Laufsteg oder auf einem Pferd reiten. Du willst auf den Mars. Warum in aller Welt auf den Mars?

Ich will auf den Mars, weil noch niemand dort war. Er ist im Moment noch vollkommen verlassen. Ich will den ersten Schritt auf dem Roten Planeten machen.

Warum ausgerechnet du?

Ich denke, ich habe gute Chancen, dorthin zu fliegen, hauptsächlich, weil ich bereits seit neun Jahren dafür trainiere. Je älter ich werde und je mehr Dinge ich lerne, desto grösser wird meine Erfahrung, sie wird mir helfen, aus der Masse herauszustecken.

Seit ihrem sechsten Geburtstag besucht Alyssa Carson aus Baton Rouge, Louisiana, regelmässig Trainingscamps der Nasa. Bei der Weltraumbehörde ist man von der dreizehnjährigen begeistert. «Alyssa ist in einem perfekten Alter, um eines Tages zum Mars zu fliegen», sagt Nasa-Sprecher Paul Foreman. «Sie macht die richtigen Schritte, um als Erste diesen Weg zu beschreiten.» Mehr als zwanzig Nasa-Kurse hat Alyssa bereits absolviert. «Sie arbeitet unverdrossen an ihrem Ziel, Tag für Tag, Jahr für Jahr», sagt Deborah Barnhart, Leiterin des Nasa-Zentrums in Huntsville, Alabama. «Ihre Zielstrebigkeit und ihre Disziplin unterscheiden Alyssa von anderen Astronautenaspirenten.»

Seit wann hast du diesen Traum vom Mars-Flug?

Ich träume davon, seit ich dreijährig bin.

Wie hast du zuerst vom Mars gehört?

Ich glaube, es war in der TV-Sendung «Backyardigans». Die «Backyardigans» machen Fantasiereisen in ihrem Hinterhof. In einer Episode fliegen sie auf den Mars. Danach habe ich Dad mit Fragen gelöchert. Er sagte mir, dass noch niemand auf dem Mars gewesen sei. Er erzählte mir von der Mondlandung und dem Weltraum. Seither habe ich alles genau studiert.

Hast du schon selbst eine Rakete gebaut?

Ich habe verschiedene gebaut, im Space Camp, einstufige und zweistufige.

Wie bereitest du dich auf deine grosse Mission vor?

Es gibt drei wesentliche Dinge, die du haben musst. Erstens ein Taucherbrevet, zweitens einen Pilotenschein, drittens eine Fallschirm-Lizenz. Das alles musst du vor dem 18. Geburtstag haben. Dann natürlich einen Hochschulabschluss. Und perfekte Kenntnis über den Weltraum. Das lerne ich im Space Camp.

Was macht man sonst noch im Space Camp?

Du gehst auf Missionen und tust so, als wärst du ein Astronaut. Sie machen es sehr realistisch. Du bist an Simulatoren, genau dieselben, die sie in echt brauchen, bloss dass du nicht das neuste Modell kriegst. Du bekommst Lektionen über Weltraumgeschichte und den Spaceshuttle.

Wo gibt es solche Camps?

Eines ist in Huntsville, Alabama, hier in den USA, eines in Kanada und eines in der Türkei.

«Ich habe gute Chancen, zum Mars zu fliegen, weil ich bereits seit neun Jahren dafür trainiere.»

Der Flug zum Mars wird sechs Monate dauern. Was wirst du auf dieser langen Reise tun?

Wir werden Experimente durchführen und unsere Geräte vorbereiten, um die Marsoberfläche zu erforschen. Und wir werden unsere Körper trainieren, damit die Muskeln kräftig bleiben, schliesslich gibt es im Weltraum keine Gravitation. Wir können auch mit zu Hause kommunizieren.

Auf der Fahrt zum Mars wird ein Astronaut einer viermal höheren Strahlung ausgesetzt sein als ein Mensch in der International Space Station. Macht dir das Angst?

Gegen die Gefahren im Weltraum wartet die Wissenschaft dauernd mit neuen Lösungen auf. Bis ich losfliege, wird dieses Problem hoffentlich gelöst sein. In den Weltraum zu gehen, ist grundsätzlich mit Risiken verbunden. Aber die Vorteile und Errungenschaften einer Mars-Mission sind grösser als alle Risiken. Es geht um nicht weniger, als der Menschheit zu beweisen, dass wir auf anderen Planeten leben können.

Welches ist deine grösste Sorge?

Meine grösste Sorge ist, dass ich möglichst bald ans College gehen und meine Abschlüsse

machen kann. Meine grösste Herausforderung war bisher, dass ich genug Zeit habe für alles: Schule, Interviews, Space Camps, Fussball, Klavier, Ballett, Pfadfinder, Robotics und, und, und. Es gibt so vieles, was ich nicht verpassen will.

Und dann sprichst du auch noch vier Sprachen, inklusive Chinesisch. Wie kriegst du das alles auf die Reihe?

Meine Schule, die Baton Rouge International School, ist eine einzigartige Schule. Wir lernen alle Fächer auf Englisch, Französisch, Spanisch und Chinesisch. Unsere Lehrer stammen aus den Ländern, wo diese Sprachen gesprochen werden.

Hobbys, Spezialschule, Space Camp – hast du einen Assistenten, um dein Monsterprogramm zu bewältigen?

Mein Vater hilft mir sehr, er schreibt alles auf, was wir tun müssen. Wie wir das alles schaffen, weiss ich auch nicht genau. Es ergibt sich irgendwie. Mein Vater ist Fussballtrainer, Planer, er arbeitet in seinem Geschäft, und daneben ist er natürlich mein Dad. Wir sind ein gutes Team.

Alyssas Vater heisst Bert. Er ist Manager eines lokalen Sportfernsehens in Louisiana. «Wir haben Alyssa nicht gezwungen, Astronautin zu werden», beteuert er. «Eigentlich war das umgekehrt. Sie hat uns in ihre Leidenschaft hineingezerzt.» Gemerkt, dass es Alyssa ernst meint mit dem Mars, habe er eines Abends, als er seiner Tochter im Kinderzimmer gute Nacht gesagt habe. Sie sei auf dem Bett gesessen und habe die Karte des Roten Planeten studiert. «Was machst du da, Sweetheart?», habe er gefragt. Alyssa antwortete: «Wenn ich auf dem Mars ankomme, muss ich wissen, wo ich gerade bin.» Seither hat Bert sein Leben nach dem Traum seiner Tochter ausgerichtet.

Alyssa, hast du eigentlich noch Zeit für das, was Mädchen in deinem Alter normalerweise so tun?

Ja, ja. Ich mache mit Freunden ab, wir gehen ins Kino und so, wie ganz normale Teenager. **Wenn du jetzt bereits auf dem Mars wärst, hätten meine Fragen zwanzig Minuten, bis sie bei dir angekommen wären. Und ich müsste zwanzig Minuten auf deine Antworten warten. Wird dir nicht mulmig angesichts der Einsamkeit dort oben?**

Auf der Mars-Mission werden wir sechs bis zwölf Menschen sein, also bin ich nicht allein.



«Gras wird spriessen, Wälder werden wachsen, Ozeane sich bilden»: Mars-Girl Alyssa Carson.

Obwohl es eine Verzögerung im Gespräch gibt, kannst du trotzdem Nachrichten senden, wenn du mit deiner Familie sprechen möchtest. Und auf dem Mars wird es immer mehr Menschen geben, ausserdem werden wir sehr beschäftigt sein.

Was wird es brauchen, um aus dem Mars eine neue Heimat zu machen?

Wir können den Mars verändern, dass er der Erde ähnlich sieht. Wir können den Mars aufwärmen, ähnlich wie es hier mit der globalen Erderwärmung geschieht, nur dass es dem Mars nicht schaden wird wie unserem Planeten. Im Gegenteil, der Mars wird davon profitieren. Gras wird spriessen, Wälder werden wachsen und Ozeane sich bilden. Langsam wird der Mars aussehen wie die Erde und ein neues Zuhause bilden für die Menschen. Dieser Prozess wird dreihundert Jahre dauern. Das tönt nach einer langen Zeit, aber derselbe Prozess hat auf der Erde Tausende von Jahren gedauert.

Meine Tochter ist ein Jahr jünger als du. Sie ist begeistert von deinem Willen und deiner Vision. «Ich will auch mitfliegen», sagte sie. Aber als ich sie aufklärte, dass dein Flug zum Mars ein One-Way-Trip sein wird, wurde sie ganz still. Du kommst nicht mehr zur Erde zurück, oder?

Meine Reise hat kein *return ticket*, richtig, denn wir müssen den Mars kolonisieren, damit die Menschheit dort langfristig leben kann.

Wenn du drei Gegenstände mitnehmen könntest, welche würdest du einpacken?

Ein Foto von meiner Familie. Die Auszeichnung, die ich in meinem ersten Space Camp erhalten habe, die Teamwork und Lernwille auszeichnet. Und drittens einen Fussball. Ich liebe Fussball.

Der wird dir auf dem Mars davonfliegen.

Alan Shepard, der fünfte Mensch auf dem Mond, war ein Golfer. Er nahm zwei Golfbälle und einen Schläger mit auf den Mond. Nach mehreren Versuchen schlug er den Ball einige hundert Meter weit. Mal sehen, ob ich mit dem Fussball gleich weit schieesse.

Wer hat dich am meisten inspiriert für deinen ambitionösen Traum?

Sandra Magnus, die erste Astronautin, die ich je getroffen habe. Sie hat sich sehr jung entschlossen, in den Weltraum zu gehen, und war mehrmals dort. Als ich mit ihr sprach, begriff ich: «Du kannst früh bestimmen, was du werden willst. Und du kannst dir deinen Traum erfüllen, wenn du nicht aufgibst.»

Ein anderer Astronaut, Buzz Aldrin, der zweite Mensch auf dem Mond, schrieb

jüngst in seinem Buch «Mission to Mars»: «Der Präsident, der als Erster eine bemannte Mission zum Mars schickt, wird prominenter in die Geschichte eingehen als Dschingis Khan oder Kolumbus.» Bist du mit ihm einig?

Hmmm... Ich denke, wenn es gelingt, den Mars zu kolonisieren, wird der Präsident tatsächlich prominent in die Geschichte eingehen. Unser Planet wird eines Tages nicht mehr existieren. Es geht also darum, die Menschheit zu retten, nicht Menschen von einer bestimmten Nationalität und Rasse, sondern unsere ganze Spezies.

Neil Armstrong sagte, als er als erster Mensch den Mond betrat: «Das ist ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein riesiger Sprung für die Menschheit.» Weisst du schon, was du sagen wirst, wenn du deinen Fuss auf den Mars setzt?

Meine ersten Worte auf dem Mars? Es ist ein bisschen schwierig, den perfekten Spruch zu finden, der zu dem gigantischen Moment passen wird. Ich muss noch etwas darüber nachdenken.

Du hast noch etwas Zeit.

Neunzehn Jahre genau.

Godspeed, Alyssa!

Danke, Urs.

«Parodie des Westens»

Konflikte mit China, Russland, Indien und der islamischen Welt – der Osten muckt gegen den Westen auf. Zu Recht, findet Pankaj Mishra. Die Vormachtstellung Europas neige sich dem Ende zu, sagt der indische Intellektuelle, der ein brillantes Buch zum Thema schrieb. *Von Wolfgang Koydl und Harry Borden (Bild)*

Herr Mishra, Ihre Bücher werden in den USA und in Grossbritannien verlegt, Sie leben in London, Sie sprechen Englisch, als sei es Ihre Muttersprache. So schlecht kann der Westen doch gar nicht sein?

Das habe ich auch nie gedacht. Der Westen ist mir nicht fremd, er ist Teil von dem, was ich bin. Alleine schon durch meine Erziehung bin ich ein Teil des Westens. Es gibt keinen Anlass, töricht zu Gericht zu sitzen über den Westen. In meinem Fall wäre das fast so, als ob ich mich selber annullieren würde.

Gleichwohl sagen und schreiben Sie, dass das Modell des Westens als Vorbild für den Rest der Welt zerbrochen ist.

Das ist richtig. Aber ich bin nicht der Einzige, der das sagt. Im Westen selbst gab es schon immer eine Tradition von Denkern, die Zweifel am eigenen Modell hegten – John Ruskin, Sören Kierkegaard, Leo Tolstoi. Sie wurden unter anderem durch das Christentum inspiriert. Später folgten Denker ausserhalb Europas, Gandhi etwa, die sich kritisch zu bestimmten Aspekten der Moderne äusserten. Inzwischen ist es eine sehr breite Front der Kritik geworden.

Alle gegen den Westen – ist es das?

Nein, im Gegenteil. Wir müssen sehr vorsichtig sein und diese Kritik nicht als einen Gegensatz von West und Ost sehen. Der Osten ist Bestandteil des Westens, und der Westen gehört zum Osten. Wir dürfen nicht in eine kulturell motivierte Abwehrhaltung verfallen.

Warum nicht?

Weil die Krise, der wir entgegensehen, eine globale Krise ist und nicht vom Osten oder vom Westen alleine gelöst werden kann. Es ist nur so, dass der alte Bann vom universalen Fortschritt dank westlicher Ideologien – Sozialismus und Kapitalismus – im 21. Jahrhundert endgültig gebrochen wurde. Wenn wir jetzt entsetzt und sprachlos auf eine Welt in Flammen starren, dann deshalb, weil wir alle zu lange mit Eitelkeiten und Illusionen gelebt haben: dass asiatische und afrikanische Gesellschaften, wie Europa, mit schnellerem Wirtschaftswachstum säkularer und rationaler werden würden, dass freie Märkte nach dem Tod des Sozialismus weltweit Wachstum und Wohlstand garantieren würden.

Genau das war immer der Anspruch des Westens: Es gibt kein besseres System, es

ist eine historische Notwendigkeit, dass sich die ganze Menschheit in diese Richtung entwickelt. Wie konnte sich diese Sicht, nennen wir es Anmassung, etablieren?

Das hängt vor allem mit der Leichtigkeit zusammen, mit der Europa – und später Amerika – die Welt eroberte, vor allem die alten Zivilisationen und Reiche Asiens – also Indien und China. Das ging sehr schnell. Sie dürfen nicht vergessen, dass noch zur Zeit der Aufklärung westliche Philosophen grosse Bewunderung für die asiatische Philosophie hatten. Man kann von einer Sinophilie bei Denkern wie Voltaire oder Goethe sprechen.

«Das Einzige, was China und Indien zusammenhält, ist knallharter Nationalismus.»

Wieso hat sich dieser Respekt in ein Überlegenheitsgefühl gewandelt?

Das geschah grösstenteils im 19. Jahrhundert, als den Europäern bewusst wurde, dass die asiatischen Gesellschaften, in die sie eingebrochen waren, gar nicht so hochentwickelt und komplex, sondern marode waren. Da setzte der Dünkel ein. Aber selbst dann gab es innerhalb der herrschenden europäischen Elite aufmerksame Beobachter, die diese Arroganz stark rügten. Übrigens nicht nur in Bezug auf Asien. Alexis de Tocqueville etwa beschrieb, wie die Europäer in Amerika die Ureinwohner kolonisierten. Aber diese Denker waren leider nicht ausschlaggebend. Politisch dominierend war die Ideologie des Geschäftsmannes, des Missionars, des Soldaten.

China unter der Qing-Dynastie, die Moguln in Indien, die Safawiden im Iran, die Osmanen im Nahen Osten – das waren alles hochentwickelte, militärisch und politisch mächtige Grossreiche. Warum haben die nicht versucht, die Welt zu erobern?

Das ist eine der grössten Fragen der Geschichte und zugleich eines ihrer grössten Geheimnisse. Es sind viele Bücher darüber geschrieben worden, und es werden noch viele Bücher darüber geschrieben werden. Warum haben die Chinesen, die mit ihrer Marine ja nachweislich die Ostküste Afrikas erreichten, ihr Territorium nicht ausgeweitet? Warum haben sich die Moguln auf den indischen Subkontinent beschränkt?

Was hatten die Europäer, was die anderen nicht hatten?

Dank Reformation und Aufklärung wurden in Europa Energien entfesselt, die dem Kontinent neue Machtquellen erschlossen. Dazu kamen kleine, relativ homogene Bevölkerungen und die Möglichkeit, überschüssige Populationen als Soldaten, Händler und Missionare nach Übersee zu schicken. Diese neuen Machtquellen betörten viele. Man benutzte die Macht aus einem einfachen, einem einzigen Grund: weil man sie hatte. Europas Eroberungen und Europas Überlegenheit nahmen zudem fortlaufend zu, indem Europa immer mehr Innovationen hervorbrachte – politisch, wissenschaftlich, wirtschaftlich. So wurde es möglich, dass eine kleine Gruppe von Europäern sich zu den Herren des Erdballs aufschwingen konnte.

Nun aber, sagen Sie, stösst dieses Modell an seine Grenzen. Welche Symptome sehen Sie dafür?

Wir sehen derzeit, dass sich die Politik überall in Sackgassen manövriert. Der Wendepunkt war das Jahr 1989, der Fall des kommunistischen Systems. Seitdem ist die Ideologie grenzenloser wirtschaftlicher Ausdehnung und privater Vermögensschöpfung, die Mitte des 20. Jahrhunderts als Folge der Weltwirtschaftskrise gezähmt wurde, wieder aus dem Käfig sozialer Gerechtigkeit ausgebrochen. Heute sind animalische Formen des Kapitalismus, denen der soziale Wohlfahrtsstaat die Zähne gezogen hatte, wieder zu einer Art von Naturgewalt geworden. Die kapitalistische Ethik primitiver Vermögensanhäufung und individueller Befriedigung unterminiert die innere Einheit der Nationalstaaten.

Haben Sie Beispiele dafür?

Selbst in China, einst die egalitärste Gesellschaft der Welt, ist die soziale Ungleichheit heute grösser als in den USA: Ein Prozent der chinesischen Bevölkerung besitzt ein Drittel des Nationalvermögens. Ähnliches gilt für Indien. Das Einzige, was diese Gesellschaften zusammenhält, ist knallharter Nationalismus. Müssen wir nicht befürchten, dass sie Europas Gewaltexzesse wegen Rohstoffen, Gütern, Lebensraum demnächst wiederholen werden? Denn die wirtschaftlichen Versprechungen auf ein materiell besseres Leben, die die Regierungen ihren Völkern machen, sind unerfüllbar. Das hat



«*Ideologie der Begrenzung*»: Historiker und Essayist Mishra.

niemand anderes als der Internationale Währungsfonds kürzlich bestätigt. Demnach war das letzte Jahrzehnt rasanten Wachstums in den Schwellenländern eine Anomalie, und Milliarden von Menschen werden noch sehr viel länger arm sein, als sie noch vor kurzem dachten.

Was schlagen Sie vor?

Vor allem Demut und Bescheidenheit. Wir müssen uns eingestehen, dass es manchmal einfach keine Lösung gibt. Und wir sollten aufhören, hinterher darüber zu diskutieren, was wir anders hätten machen können. Das ist kindisch. Barack Obama hat es ja ganz richtig ausgedrückt: «Hört auf, Dummheiten zu begehen.» Nur dass er sich nicht an seinen eigenen Ratschlag hält und selber Dummheiten macht, indem er Truppen in den Irak schickt.

Würden Sie sagen, dass der Westen selber vom Westen desillusioniert ist?

Nicht unbedingt. Für die Politik gilt immer noch business as usual. Dazu kommt, dass Wissen heute professionalisiert, dass es mit der Politik verbunden ist. Daher gibt es keine frischen Denkanstösse. Das Wissen zirkuliert immer nur in denselben alten Kanälen. Der Westen hat die monströsen Kosten seines eigenen «Fortschrittes» – das Blutvergiessen, die Kriege, die sozialen Ungerechtigkeiten – immer ausgeklammert. Ausflüchte und Verdrängungen haben eine Fülle defekten Wissens angehäuft, das noch heute die Reden westlicher Staatsmänner, Berichte von Denkfabriken und Zeitungskommentare speist.

Wie kommt man zu frischen Denkanstössen?

Wir brauchen mehr Denker, die nicht an bestimmte Institutionen gebunden sind. Diese Tatsache fördert verknöchertes und versteinertes Denken. Das macht es zugleich schwieriger für neue Stimmen, sich Gehör zu verschaffen.

Könnte da ein Anstoss von ausserhalb nicht etwas bewirken, von Denkern in Asien beispielsweise?

Was haben Indien oder China derzeit wirklich zu bieten? Ihre Systeme befinden sich in einem Zustand des Verfalls. Die Annahme, dass der «Nicht-Westen» der Welt eine Menge zu bieten hat, würde ich sorgfältig überprüfen. Die asiatischen Traditionen sind ja systematisch vernachlässigt worden. In den vergangenen fünfzig, sechzig Jahren schien nur die westliche Philosophie zu existieren. Man muss ausserdem von einer intellektuellen Tradition etwas lernen, sie nicht nur imitieren. Genau das ist aber geschehen, und deshalb präsentieren sich der Islam, der Hindu-Nationalismus oder die Staatsvariante des chinesischen Konfuzianismus in ihrer heutigen Verfassung. Sie teilen einige Krankheits-

bilder des Westens, die sie kritisieren. Sie ahnen gar nicht, wie viel sie entliehen haben von dem, was sie eigentlich verachten. Sie geben ein verzerrtes Bild des Westens wieder, sie sind eine Parodie. Wir müssen in vor-koloniale Zeiten zurückgehen, wenn wir etwas Nützliches lernen wollen, nicht nur philosophisch, sondern auch politisch. Also fragen, wie die Qing den chinesischen Staat organisiert haben oder wie die Osmanen ihr Vielvölkerreich im Lot gehalten haben.

Bei allen intellektuellen und ethischen Schwächen hat das westliche System aber einen entscheidenden Vorteil: Es liefert zuversichtlich wirtschaftliche Erfolge.

Das westliche Modell ist ein materialistisches Konzept, das macht es für sehr viele Menschen auf der Welt so attraktiv. Aber es gibt sehr viele Menschen, die dieses Konzept zugleich begrüssen und ablehnen. Denn

Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

zum ersten Mal wird immer klarer, dass dieses Versprechen, jedermann an den Wohltaten der Moderne teilhaben zu lassen, nicht mehr eingelöst werden kann. Deshalb werden wir nicht umhinkommen, das Konzept des Wirtschaftswachstums selbst einer Überprüfung zu unterziehen. Wir müssen nachfragen, wie dieses Konzept zum alleinigen Ziel der menschlichen Gesellschaft werden konnte. Schliesslich gab es schon früher Konzepte für ein gutes Leben – lange bevor ein krudes utilitaristisches Kalkül, das Habgier institutionalisiert, Sklaverei mit ökonomischem Nutzen gleichsetzt und die Freiheit des Einzelnen mit den Wahlmöglichkeiten des Verbrauchers verwechselt, das Denken ersetzt hat.

Nach Ihrer Meinung war nicht der Kampf zwischen liberaler Demokratie und den totalitären Systemen von Faschismus und

Kommunismus das bedeutsamste Ereignis des 20. Jahrhunderts, sondern die Entkolonialisierung. Diese Meinung wird nicht von vielen geteilt.

In Europa wusste man, von einer kleinen Schicht von Verwaltern, Militärs und Wissenschaftlern abgesehen, nie sehr viel über die eroberten Völker in Afrika und Asien. Diese Selbstversunkenheit dauerte auch nach dem Zweiten Weltkrieg an wegen des Konflikts mit dem sowjetischen Kommunismus. Erst jetzt beginnt sich das allmählich zu ändern, weil bewaffnete Konflikte in Europa vorüber sind. Niemand kann sich mehr einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich vorstellen, und selbst ein Krieg gegen Russland ist wenig wahrscheinlich. Die Rolle, die Europa in der Weltgeschichte gespielt hat, neigt sich dem Ende zu. Europa hat sich schon vor einiger Zeit von der Bühne zu verabschieden begonnen. Es steht nicht mehr im Mittelpunkt. Geschichte wird heute anderswo gemacht und geschrieben.

Das von Francis Fukuyama postulierte Ende der Geschichte wäre dann auf Europa begrenzt?

Erst vor ein paar Monaten hat Fukuyama abermals «die Macht des demokratischen Ideals» beschworen und behauptet, dass «wir nicht zweifeln müssen, welche Art von Gesellschaft am Ende der Geschichte» wartet. Aber die Zeit grosser hegelscher Theorien über den rationalen Geist der Geschichte, der sich im Nationalstaat, im Sozialismus, im Kapitalismus oder in der liberalen Demokratie verkörpert – diese Zeit ist vorbei. Wenn wir uns die komplexe globale Unordnung unserer Tage ansehen, dann können wir nicht mehr akzeptieren, dass sich in ihr a priori eigentlich eine moralische und rationale Ordnung manifestiert, die sich vorerst eben nur einer Elite erschliesst, bevor sie später einmal für alle sichtbar wird.

Was müssen wir stattdessen akzeptieren?

Wir brauchen ein anderes Denken. Wir brauchen eine Ideologie der Begrenzung. Wir müssen unsere Ziele und unsere Sehnsüchte an die bestehenden Gegebenheiten anpassen und begrenzen. Das gab es schon früher. Wir müssen nur diese alten Traditionen wiederbeleben.

Pankaj Mishra, ist Romancier und Essayist. Er schreibt für führende amerikanische und britische Zeitschriften und Zeitungen. In seinem jüngsten Buch «From the Ruins of Empire» versucht der 45-jährige indische Intellektuelle «einen würdigen Platz in einer vom Westen geschaffenen Welt zu finden, in welcher der Westen und seine Verbündeten im Nicht-Westen die besten Plätze für sich reserviert haben.»



«Man muss damit rechnen, dass man als Faschist beschimpft wird»: Psychologin Stern.

«Wie zwei Sechser im Lotto»

Ein Drittel der Schweizer Gymnasiasten sei mit der Oberstufe eigentlich überfordert, sagte Elsbeth Stern kürzlich in einem Interview und stiess damit eine heisse Debatte an. Die ETH-Intelligenzforscherin über die Grenzen des Lernens, Thilo Sarrazin und ihren eigenen IQ. *Von Beatrice Schlag und Oliver Bartenschlager (Bild)*

Frau Stern, macht man sich Freunde, wenn man als Deutsche den Schweizern sagt, dass dreissig Prozent ihrer Gymnasiasten eigentlich fehl am Platz sind?

Das Thema hat sehr interessiert. Und die meisten Reaktionen waren positiv. Als Professorin lebt man von Steuergeldern. Wenn man zu Themen forscht, die von allgemeinem Interesse sind, muss man sich äussern. Die Schweiz möchte, dass nur zwanzig Prozent aufs Gymnasium gehen, was ich als Intelligenzforscherin gut nachvollziehen kann. Aber es müssen auch die richtigen zwanzig Prozent sein. Wenn ein Teil intelligenzmässig da nicht hingehört, muss es logischerweise einen anderen Teil geben, der nicht im Gymnasium ist, obwohl er die nötigen Voraussetzungen hätte.

Mit welchem IQ gehört ein Schüler ins Gymnasium?

Wenn man die oberen zwanzig Prozent möchte, sollte der IQ nicht unter 112 liegen. Wenn aber Kinder mit einem niedrigeren IQ aufgrund ihrer sozialen Herkunft ins Gymnasium kommen, ist kein Platz mehr für die, die da hingehen sollten.

«Idealerweise bringen Eltern ihren Kindern anständiges Benehmen bei – den Rest übernimmt die Schule.»

Warum halten Sie zwanzig Prozent Gymnasiasten für eine gute Zahl? Deutschland strebt fünfzig Prozent an.

Die Verteilung der Intelligenz folgt der Gausschen Glockenkurve. Das heisst, man macht dort den Schnitt, wo sich die Leute am ähnlichsten sind. Tatsächlich zeigt sich in Deutschland, dass trotz der hohen Gymnasi-

alquote überdurchschnittlich intelligente Schüler aus niedrigen Schichten nur eine fünfzigprozentige Chance haben, aufs Gymnasium zu kommen. Die gleiche Chance haben Kinder aus höheren sozialen Schichten mit unterdurchschnittlicher Intelligenz. Das heisst zu meiner Enttäuschung, dass in Deutschland selbst mit einer Fünfzig-Prozent-Marke sehr intelligente Kinder ausgeschlossen werden.

Warum macht man mit Schülern nicht einfach Intelligenztests?

Dagegen spricht vieles. Intelligenztests kann man üben. Eltern, die es sich leisten können, würden ihre Kinder einfach Tests pauken lassen. Ich bin dafür, dass die Schulleistung zählt. Allerdings, sollte vor allem das Verständnis und die Anwendung des Stoffs im Mittelpunkt stehen, also Dinge, die man nicht auswendig lernen kann. An

deutschen Daten hat mich am meisten geschockt, dass Kinder mit hohem IQ aus niedrigeren Bildungsschichten nicht so gut lesen konnten wie andere mit gleichem IQ. Wozu ist eine Schule denn da, wenn sie nicht einmal intelligenten Kindern, bei denen es zu Hause wenig Bücher gibt, das Lesen beibringt? Da machen Länder wie Finnland einen viel besseren Job.

Wie viel Zeit sollen Kinder mit Aufgaben verbringen?

Schon in der Primarschule sollte man Gelerntes im Selbststudium vertiefen und anwenden. Es sollten aber keine Aufgaben gegeben werden, bei denen die Eltern helfen müssen. Das fördert Ungleichheit, die nichts mit der Leistung zu tun hat. Die intellektuelle Förderung ist Aufgabe der Schule. Idealerweise bringen Eltern ihren Kindern emotionale Kontrolle und anständiges Benehmen bei – den Rest übernimmt die Schule.

Ein Drittel der Schweizer Gymnasiasten bekommt Nachhilfeunterricht.

Das sollte nicht sein. Nachhilfe ist sinnvoll, wenn ein Kind den Anschluss verpasst hat, weil es krank war oder eine Krise durchmachte, damit es wieder aufschliessen kann. Aber es kann nicht sein, dass man auf Dauer in der Schule nur gut sein kann, wenn man Nachhilfe bekommt. Das unterstützt die Annahme, dass ein beachtlicher Teil dem Gymnasium nicht gewachsen ist.

Sie halten nichts vom Begriff «emotionale Intelligenz». Aber wir kennen alle Menschen, die möglicherweise keinen glänzenden IQ haben, aber eindeutig begabter oder schlauer sind als andere im Umgang mit ihrer Umwelt.

Ich bestreite solche Fähigkeiten nicht und bin mir ihrer Bedeutung bewusst. Aber ich finde es nicht gut, dass man sich an die Intelligenzforschung angehängt hat, als könne man diese Fähigkeiten so gut messen wie Intelligenz. Das stimmt nicht. Psychologen bezeichnen das, was manche emotionale Intelligenz nennen, als Emotionskontrolle. Es bedeutet, dass ich mich nicht von meinen Emotionen überrollen lasse. Ich werde wütend und böse, aber nur, wenn ich das will. Das ist eine wichtige Fähigkeit für Erfolg. Aber man kann sie nicht messen. Und sie kann fehlende akademische Intelligenz nicht ersetzen. Deswegen stört es mich, wenn man betont, wie wichtig die emotionale Intelligenz sei. Man kann nicht theoretischer Physiker werden, weil man eine tolle Emotionskontrolle hat.

Was fasziniert Sie an der Intelligenzforschung?

Mich hat schon im Gymnasium interessiert, wie Menschen denken. So, wie Chemiker bestimmte Stoffe analysieren, wollte ich herausfinden, wie der menschliche Geist



«Schreckgespenst der Verdummung»: Sarrazin.

funktioniert. Warum verstand ich bei manchen Lehrern viel und bei manchen weniger? Warum waren manche Schüler in allem gut, andere nur in bestimmten Fächern? Schon mein erstes Referat als Psychologiestudentin befasste sich mit Intelligenzunterschieden. Als ich 1977 mit dem Studium anfang, war die Frage nach dem Einfluss von Genen und Umwelt noch weitgehend offen. Die, die behaupteten, die Umwelt spiele die entscheidende Rolle, hatten noch nicht so viel Gegenwind, weil die grossen Zwillingsuntersuchungen, die wir heute kennen, noch nicht vorlagen. Manche Intelligenzforscher stellten sich selber ein Bein, indem sie Fragen ethnischer

«Man kann nicht theoretischer Physiker werden, weil man eine tolle Emotionskontrolle hat.»

und genetischer Unterschiede verwischten. Das war in hohem Mass der Fall. In den USA ging die Frage nach genetischen Unterschieden mit der Frage einher, ob Schwarze weniger intelligent seien. Das war natürlich kein guter Einstieg, weil das eine mit dem anderen erst mal nichts zu tun hat.

Sie machen einen klaren Unterschied zwischen IQ und entwickelter Intelligenz.

Viele Menschen hatten gar nicht die Möglichkeit, die Intelligenz zu entwickeln, die in ihren Genen steckt. Viele Leute glauben noch immer, ein Gen entspreche einem Merkmal. Aber das ist ja selbst bei physiologischen Merkmalen die absolute Ausnahme. Die Körpergrösse zum Beispiel wird offenbar von einer riesigen Zahl von Genen gesteuert, von denen man nur wenige kennt, obwohl Grösse

im Vergleich zu Intelligenz ein sehr einfaches Merkmal ist. Man weiss zwar, dass Gene für die Körpergrösse entscheidend sind, kann aber nur wenige verorten.

Leute werden hellhörig, sobald man von Genen spricht.

Nicht nur hellhörig. Man muss auch damit rechnen, dass manche meinen, nur Nazis beschäftigten sich mit Genen, und man als Faschist beschimpft wird. Wichtig ist einfach, dass klargemacht wird, dass ethnische Unterschiede und genetische Unterschiede nicht gleichzusetzen sind.

Thilo Sarrazin wirft Ihnen und anderen Wissenschaftlern vor, politische Korrektheit vor wissenschaftliche Erkenntnisse zu setzen.

Sein Schreckgespenst der nationalen Verdummung durch Immigration lenkt von anderen Problemen ab. Ich würde mich nie vor einer Diskussion drücken, für die ich wissenschaftliche Evidenz habe. Es ist aber eher so, dass er nicht weiss, worauf sich Erblichkeits-schätzungen beziehen. Es geht um die Erklärung von Unterschieden: Für ein Individuum können wir nicht sagen, welchen Anteil die Gene und welchen die Umwelt haben. Keine Ahnung, ob er das inzwischen verstanden hat. Eine steile These macht auf jeden Fall noch keinen mutigen Menschen.

Was werfen Sie ihm vor?

Er hat stark mit Genen argumentiert, das war sein Fehler. Intelligente Eltern stellen nach seiner Meinung intelligente Kinder auf die Welt. Aber der Zusammenhang zwischen intelligenten Eltern und intelligenten Kindern ist nicht so eindeutig. Es gibt ihn, aber er ist nicht sehr gross. Es gibt die Rückwirkung zur Mitte: Die Wahrscheinlichkeit, dass sehr intelligente Eltern Kinder bekommen, die weniger intelligent sind als sie selbst, ist grösser als die Wahrscheinlichkeit, dass das Kind noch intelligenter wird.

Das versteht der Laie nicht.

Man nennt das Regressionseffekt. Er ist mit der Wahrscheinlichkeitstheorie leicht zu erklären. Es ist schon unwahrscheinlich, dass Sie einmal einen Sechser im Lotto haben. Zwei hintereinander ist noch viel seltener. Wenn zwei Elternteile das Glück hatten, alle Gene in sich zu vereinen, die wir im Einzelnen nicht kennen, aber die es gibt, um einen hohen IQ zu haben, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie diese genau so an ihre Kinder weitergeben, nicht sehr gross.

Gibt es so etwas wie einen durchschnittlichen Welt-IQ?

Es gibt den sogenannten Flynn-Effekt, benannt nach dem Politologen James Flynn. Er fand heraus, dass sich Intelligenzleistung über Generationen immer weiter verbesserte. Die IQ westlicher Länder haben inzwischen ihre Spitze erreicht, die Werte steigen seit einigen Jahren nicht mehr. Den Flynn-Effekt sehen wir jetzt in Schwellenländern,

wo immer mehr Menschen Zugang zu guter Ernährung, medizinischer Versorgung und Bildung haben. Dort steigt die IQ-Leistung heute so an wie bei uns vor etwa dreissig Jahren. In entwickelten Ländern wie der Schweiz und Deutschland dürften ab der Mittelschicht aufwärts die Menschen ihr Maximum aus den Genen geholt haben. Bei Kindern aus bildungsfernen Schichten und Migrantengruppen dürfte noch etwas zu holen sein.

Warum?

Egal, welchen Intelligenztest man vor gibt, ob sprachlich oder nichtsprachlich orientiert: Ein Mensch muss in der Schule gewesen sein und schreiben und rechnen gelernt haben, um seinen IQ voll zu entwickeln. Stabil wird ein IQ zwischen dreizehn und sechzehn Jahren, und auch dann nur, wenn ein junger Mensch bis dahin die Möglichkeit hatte, abstraktes theoretisches Material zu verarbeiten. Was heisst: zu lesen, zu rechnen und systematisch denken zu lernen.

Warum wächst der IQ nicht mehr bei Erwachsenen, auch wenn sie im Beruf intellektuell sehr gefordert werden?

Weil die Tests so konstruiert sind, dass es um schlussfolgerndes Denken geht und nicht darum, was man als Wissen erworben hat. IQ bedeutet ja nur: Wie bin ich im Vergleich zu meiner Altersgruppe? Ein IQ von hundert bedeutet: Er entspricht dem Durchschnittswert meiner Altersgruppe. Das trifft bei Achtzehnjährigen genauso zu wie bei nichtdementen Siebzigjährigen.

Kann man als Erwachsener intelligenzmässig aufholen, wenn die Intelligenz als Kind im Elternhaus nicht gefördert wurde?

Ja, sofern man die Zeit dazu findet. Aber man muss ja seinen Lebensunterhalt verdienen. Wer gut ernährt wurde und lesen und schreiben gelernt hat, aber nach wenigen Jahren die Schule verlassen musste, hat nicht die Intelligenz entwickelt, die er in den Genen hätte.

Was immer ich mir an Wissen als Erwachsener aneigne, hat keinen Einfluss auf meinen IQ mehr?

Ab sechzehn oder siebzehn nicht mehr. Guternährte Menschen mit guten Genen, die wenig Schulbildung hatten, von denen es in unseren Breitengraden nicht viele gibt, können ihren IQ auch später noch verbessern, wenn sie Zugang zu und Chance auf Bildung bekommen. Das nachzuholen, ist aber schwierig. Wer zum Beispiel erst als Erwachsener eine Fremdsprache lernt, dem fehlt ein grammatikalisches Grundwissen. Wenn ein Erwachsener die Chance hätte, nochmals mit gleich intelligenten Kindern in die Schule zu gehen, könnte er genauso mitziehen. Wenn er aber mit gleich intelligenten Erwachsenen lernt, die in der Zwi-

schenszeit ihre Intelligenz in Wissen umsetzen konnten, wird er wahrscheinlich ins Hintertreffen geraten.

Stichwort Fremdsprache und Alter: Wie früh sollen Kinder Zweitsprachen lernen?

Es ist ziemlich einfach: Man muss unterscheiden zwischen natürlichem Zweitspracherwerb und akademischem Zweitspracherwerb. Wenn Eltern verschiedene Muttersprachen haben und gleichzeitig die Sprache des Partners gut verstehen, ist es schade für das Kind, wenn es nicht zweisprachig auf-

«Seine ganzen Ressourcen in Musik zu investieren, zeugt nicht von Intelligenz.»

wächst. Es lernt zwei Sprachen in der Alltagsanwendung, noch bevor es weiss, was ein Wort grammatikalisch bedeutet. Wenn man ein- oder zweimal pro Woche eine Stunde Englisch oder Französisch hat in der Schule, ohne es im Alltag einbauen zu können, ergibt Frühunterricht keinen Sinn.

Wie viel Zeit soll man Kindern für Videospiele, Instagram oder Whatsapp geben?

Das sind einfach Zeitfresser. Natürlich machen sie Spass. Aber früher haben sich Kinder mehr bewegt, sich mehr mit anderen Kindern getroffen. Immer wieder dasselbe Computerspiel ist nicht so anregend wie Bücher. Es ist eine falsche Vorstellung, dass man dadurch Konzentration lernt. So, wie die Vorstellung falsch ist, man werde durch Musikunterricht intelligenter.

Musikunterricht soll die kindliche Intelligenz deutlich fördern.

Das ist ein Mythos der Musiklehrer. Es stimmt durchaus, dass Leute, die Musik machen, intelligenter sind als andere. Aber das ist eine selektive Stichprobe. Diese Leute sind auch in anderer Hinsicht sehr viel besser. Intelligente Menschen machen in einer freien Gesellschaft andere Dinge als weniger intelligente: Sie fahren an andere Orte in die Ferien und haben andere Hobbys. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein intelligenter Mensch, der Geige spielen lernt, auch dabei bleibt, ist höher als bei einem weniger intelligenten. Was nicht zutrifft, ist, dass ein weniger intelligenter Mensch mit weniger guten Genen durch Geigespielen intelligenter wird. Musikunterricht muss man darum nicht in Frage stellen.

Sind Sie ein musischer Mensch?

Nein, eher nicht. Ich lese gern Romane, aber ich brauche selten Musik und bin kein besonders künstlerischer Mensch. Es ist kein Ausdruck von Intelligenz, seine ganzen Ressourcen in Musik zu investieren. Wir wissen, wie schwer es Musiker haben. Condoleezza Rice und Simonetta Sommaruga waren Musikerinnen – sie sind Beispiele von ehrgeizigen

Menschen, die begriffen haben, dass sie es mit Musik nicht ganz nach oben schaffen, und sich dann ein anderes Feld suchten.

Wie verändern elektronische Medien das Lernen?

Ich finde es immer noch wichtig, dass man eine Karte lesen kann. Und dass man beim Rechnen nicht unbedingt das grosse Einmal-eins kann, aber immer noch ein Gefühl für Zahlen behält. Dass man ziemlich genau weiss, dass sieben mal sieben ungefähr die Hälfte von hundert ist. Man muss wissen, dass eine Milliarde nicht das Zehnfache einer Million ist. Bei manchen Politikern bin ich mir da nicht mehr so sicher.

Was bedeuten Handys für kleine Kinder?

Mich stört und besorgt die Ablenkung und die Selbstvergessenheit, wenn Leute dauernd auf ihr Handy starren – selbst wenn sie die Strasse überqueren. Es beeinflusst uns, keine Frage. Und es beeinflusst Kinder, wenn sie keinen Augenkontakt mehr mit den Eltern bekommen, weil die aufs Handy starren, wenn sie mit ihnen reden. Das ist für kleine Kinder ein grosses Problem. Kinder erwarten, dass man sie anschaut, wenn man mit ihnen spricht. Irgendwann ist ihnen klar, dass sie nicht mehr gemeint sind. Und sie achten nicht mehr auf den Sprach-Input. Das ist der Intelligenzentwicklung nicht förderlich.

Wo ist Ihr IQ?

Wenn die erste unvoreingenommene Messung zu Beginn des Psychologiestudiums nicht zu meiner Zufriedenheit ausgefallen wäre, hätte ich das Thema nicht zu meinem Schwerpunkt gemacht. Inzwischen habe ich so viele Tests gesehen, dass eine zuverlässige Messung nicht mehr möglich ist.

Elsbeth Stern, 56, ist Psychologin und Intelligenzforscherin. Seit 2006 hat sie an der ETH Zürich den Lehrstuhl für Lehr- und Lernforschung inne.

EXEPTIONAL 9.7*

*booking.com review score



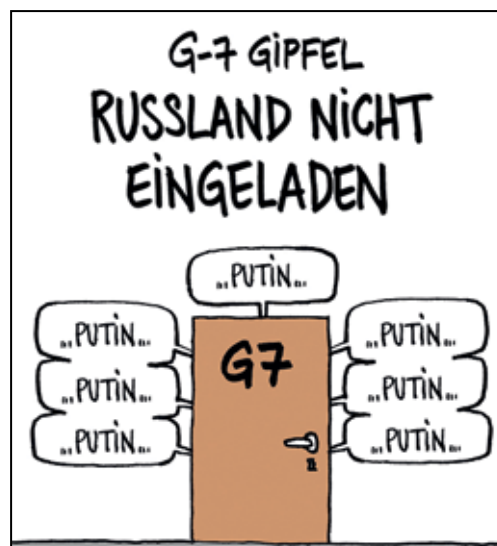
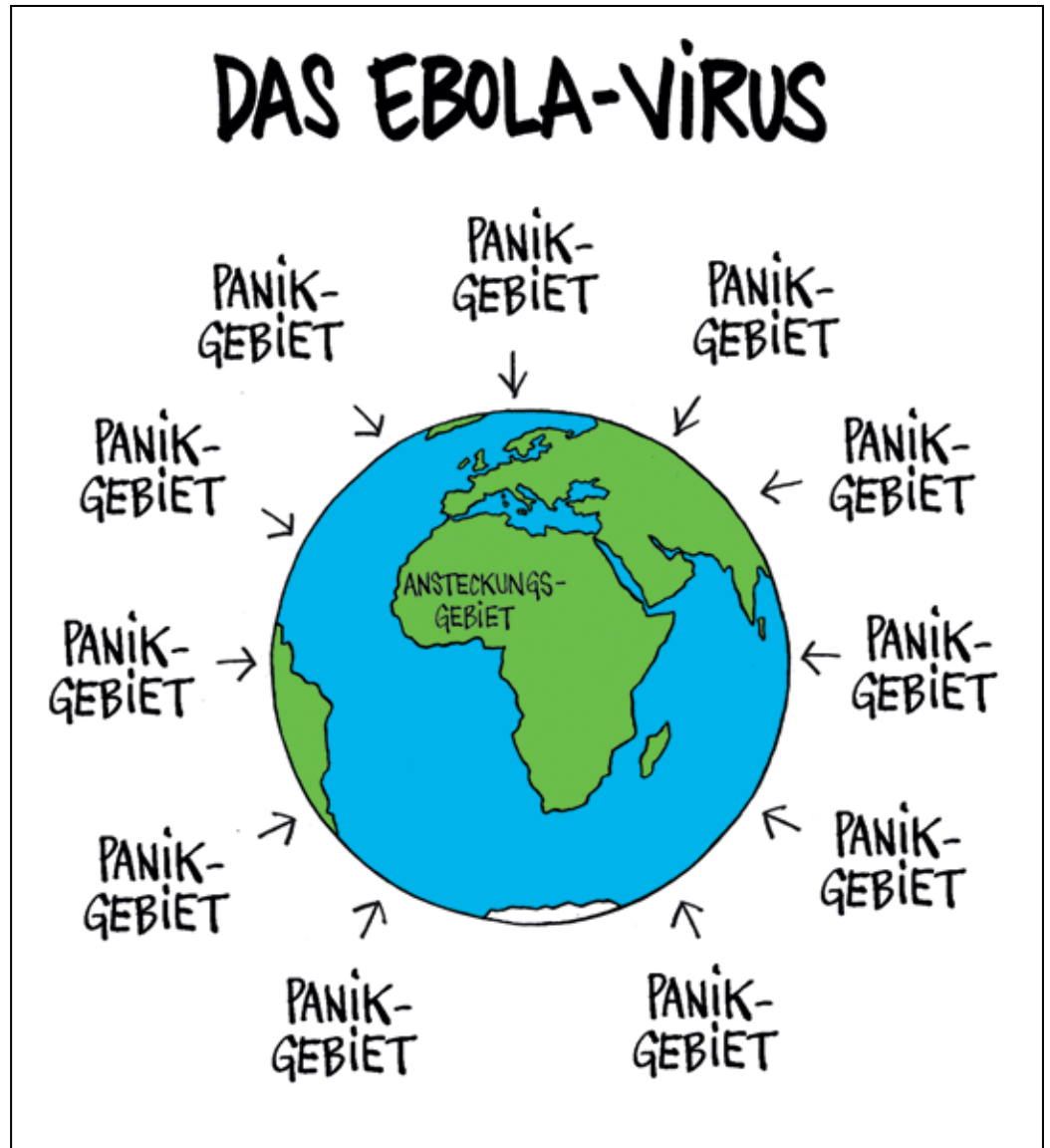
ORSELINA (TICINO)
CASE DI SOTTO
HOUSE & BREAKFAST

www.casedisotto.ch

info@casedisotto.ch
+41 91 743 0651
ab CHF 280/2 Personen

DAS JAHR IN ZWÖLF BILDERN

VON MIX & REMIX







Schweizer Maturanden sollen Vorrang haben: Hochschulpräsident Aebischer.

«Im Geiste von Henri Dunant»

Patrick Aebischer hat die ETH Lausanne zu Weltruhm geführt. Nun sieht der Direktor seine Erfolge wegen des Streits um die Personenfreizügigkeit gefährdet. Ein Ausschluss der Schweiz aus den Forschungsprogrammen der EU wäre für ihn eine Katastrophe. *Von Alex Reichmuth und Paolo Dutto (Bild)*

Patrick Aebischer, als Ende November die Ecopop-Initiative abgelehnt wurde, haben Sie eine Flasche Wein geöffnet?

Ja. Ich war sehr erleichtert. Wenn Ecopop angenommen worden wäre, wäre die ETH Lausanne erledigt gewesen. Nicht sofort, aber vielleicht in zwanzig Jahren.

Waren Sie überrascht, dass die Initiative nur rund ein Viertel Ja-Stimmen bekam?

Sehr. Es scheint, dass wir in diesem Land ein Problem mit Umfragen haben. Dass vor der Abstimmung eine weit höhere Zustimmung vorausgesagt worden ist, halte ich für sehr problematisch. Solche Prognosen können das Stimmverhalten beeinflussen.

Das Volk hat der Masseneinwanderungsinitiative zugestimmt, aber die Ecopop-Initiative abgelehnt. Was bedeutet das?

Einerseits ist das Volk besorgt über das Mass der Zuwanderung, wie in vielen an-

deren europäischen Ländern auch. Aber es schreckt vor einem allzu krassen Alleingang zurück. Am liebsten möchten die Stimmbürger die Zuwanderung kontrollieren, aber auch die bilateralen Verträge erhalten. Aber das ist sehr schwierig zu erreichen. Die Gefahr, ganz von Europa abgeschnitten zu werden, wird unterschätzt.

Sie sind ein erklärter Gegner einer wortgetreuen Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative und waren im Oktober einer der Unterzeichner des Aufrufs «Die Schweiz in Europa». Warum soll es ein Sakrileg sein, wenn die Schweiz selber über die Zuwanderung entscheiden will?

Als einer der beiden ETH-Präsidenten musste ich miterleben, wie wir nach dem Volksentscheid vom Februar aus dem europäischen Forschungsumfeld geworfen wurden, namentlich aus dem EU-Forschungspro-

gramm «Horizon 2020». Zwar konnte die Schweiz nach zähen Verhandlungen erreichen, dass sie provisorisch wieder assoziiertes Mitglied ist. Aber die Forschungsinstitutionen der Schweiz sind in Gefahr. Wenn wir endgültig vom wissenschaftlichen Netzwerk in Europa ausgeschlossen würden, wäre das eine Katastrophe. Natürlich müssen wir im Ausland darauf hinweisen, wie hoch die Zuwanderung bei uns ist und dass wir eines der offensten Länder der Welt sind.

Stattdessen wird überall herumerzählt, die Schweiz schotte sich total ab. Mit solchen Geschichten werden doch unnötige Ängste geschürt – etwa unter Forschern, die sich überlegen, ob sie in die Schweiz kommen sollen.

Das sind keine falschen Geschichten. Denken Sie an problematische Volksentscheide wie das Minarettverbot. Solche Entscheide beschädigen das Image der offenen Schweiz.

Wir galten einst als humanitär, nun gelten wir immer mehr als fremdenfeindlich.

Sind wir fremdenfeindlich?

Nein. Aber wir erzeugen den Eindruck, dass wir es sind. Klar, wenn andere europäische Länder über die Einwanderung abstimmen würden, wären die Resultate wohl mindestens so restriktiv wie in der Schweiz. Ein Stück hat es mit unserem politischen System zu tun, dass die Schweiz so eigensinnig wirkt. Wir sollten darum darauf bedacht sein, unsere grosszügigen Seiten hervorzuheben und der Welt unsere guten Dienste anzubieten – ganz im Geiste von Henri Dunant, dem Gründer des Roten Kreuzes.

Nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative sprachen Sie von einem bevorstehenden «Grounding» der Schweizer Wissenschaft. Sie warnten, die ETH Lausanne werde die Führung beim EU-Forschungsprogramm «Human Brain Project» verlieren. All das ist nicht eingetroffen.

Nicht eingetroffen? Richtig ist, dass die Schweiz von der Forschungszusammenarbeit mit der EU ausgeschlossen wurde.

Aber nur für einige Monate.

Wir sind im Moment wieder provisorisch dabei, bei einem Teil des EU-Programms. Aber nur bis 2016. Wenn das Problem mit der Personenfreizügigkeit nicht gelöst wird, fliegen wir wieder raus. Die internationale Vernetzung ist für uns Wissenschaftler existenziell. Als Weltklasse-Universität kann sich die ETH Lausanne nicht auf das Einzugsgebiet Westschweiz beschränken. Wir sind auf den Zuzug von Forschertalenten aus dem Ausland angewiesen. Schlimm ist die Unsicherheit. Sie lässt Wissenschaftler zögern, mit uns zusammenzuarbeiten.

Sicher wird es am Ende eine vernünftige Lösung geben, was die Zusammenarbeit mit Europa angeht. Die Suppe wird nicht so heiss gegessen, wie sie gekocht wird.

Das ist eine gefährliche Haltung. Ich hoffe auch, dass es bei der Forschungszusammenarbeit eine vernünftige Lösung gibt. Aber ich bin überhaupt nicht sicher, ob das gelingt. Die Schweiz ist daran, den freien Personenverkehr einzuschränken und damit ein fundamentales Prinzip Europas zu verletzen. Das wäre, wie wenn die EU verlangen würde, dass die Schweiz die direkte Demokratie abschafft. Das würden wir auch niemals akzeptieren.

Es ist umgekehrt. Die Schweiz ist nicht in der EU, aber die EU akzeptiert nicht, dass die Schweiz selber über ihre Zuwanderung bestimmen will. Der Rauswurf aus den EU-Forschungsprogrammen war eine gezielte Strafaktion gegen unser Land.

Nein, das war keine Strafaktion. Wir haben ein fundamentales Prinzip der EU verletzt. Das erschwert nun logischerweise die Zusammenarbeit.

Es gibt eine ganze Reihe von Staaten, die beim EU-Forschungsprogramm «Horizon 2020» mitmachen können, ohne auch nur ansatzweise einen freien Personenverkehr mit der Europäischen Union zu haben – etwa Israel oder die Türkei.

Solche Staaten gibt es zwar tatsächlich, aber sie liegen im Gegensatz zur Schweiz nicht im Zentrum Europas.

Die ETH Lausanne ist in den letzten Jahren stark gewachsen. Vor kurzem hat die Universität angekündigt, dass sie den Zustrom ausländischer Studenten begrenzen will.

Das stimmt so nicht. Unser Campus ist für etwa 10 000 Studenten angelegt. So viele sind es nun etwa. Wir haben festgestellt, dass wir nicht weiter wachsen können.

Sie sagten gegenüber den Medien, dass die ETH Lausanne Opfer des eigenen Erfolgs sei. Das ist genau die gleiche Situation, mit der die Schweiz konfrontiert ist: Das Bevölkerungswachstum ist zu hoch.

Die ETH Lausanne hat keine Grundlage, um weiter wachsen zu können. Darum wollen wir, dass Schweizer Maturanden Vorrang beim Zugang zur Universität haben.

Eben. Sie sagten sogar, die ETH Lausanne wolle keine Massenuniversität sein. Wenn die Schweiz keine Masseneinwanderung haben will, erachten Sie das aber als Skandal. Wo ist da der Unterschied?

Die Schweiz ist auf Einwanderung angewiesen, wenn die Wirtschaft gedeihen soll. Die

«Wir müssen im Ausland darauf hinweisen, dass wir eines der offensten Länder der Welt sind.»

Situation ist nicht im Entferntesten so apokalyptisch, wie die Initianten der Ecopop-Initiative uns weismachen wollten. Bei der ETH Lausanne hingegen würde unkontrolliertes Wachstum zu Problemen mit der Infrastruktur führen. Darum braucht es eine Zugangsbegrenzung.

Jedenfalls ist die ETH Lausanne unter Ihrer Führung unbestritten erfolgreich. Bei den Studenten ist sie sogar die beliebteste Hochschule der Schweiz. Was machen Sie besser?

Wir haben in Lausanne einen Campus geschaffen, wo man nicht nur arbeitet, sondern auch lebt. Es gibt Restaurants, Läden und kulturelle Angebote. Wir haben das Glück, an einem landschaftlich sehr schönen Ort zu sein. Zudem verströmen wir wegen der vielen ausländischen Studenten viel internationales Flair. All das scheint attraktiv zu sein.

Sie sind bekannt für Ihre engen Beziehungen zur Wirtschaft. Ist es richtig, dass eine öffentliche Universität mit gewinnorientierten Firmen zusammenarbeitet?

Unbedingt, das gilt insbesondere für eine technische Universität. Zum einen sollen un-

sere Studenten am Ende der Ausbildung einen Job in Aussicht haben. Unsere Absolventen können oft zwischen mehreren Angeboten wählen. Weiter ist es unsere Aufgabe, die wirtschaftliche Entwicklung zu fördern. Unsere Forschung soll die Grundlage für Innovationen bilden – so wie das Internet, das am Cern entwickelt wurde. Wichtig ist auch der Wissenstransfer von der Uni in die Wirtschaft: Allein dieses Jahr hat die ETH Lausanne 24 neue Start-ups hervorgebracht, die insgesamt 220 Millionen Franken Kapital aufreiben konnten. Das ist ein neuer Rekord. **Die ETH Lausanne kam in die Kritik wegen einer Kooperation mit Nestlé. Der Nahrungsmittelkonzern finanziert Lehrstühle und hat angeblich ein Vetorecht bei deren Besetzung.**

Nein, ein Vetorecht hat Nestlé nicht. Das Unternehmen kann zwar Einspruch erheben gegen die Berufung von Professoren für die Lehrstühle, die das Unternehmen finanziert. Aber es kann nicht verhindern, dass die ETH Lausanne die unerwünschten Personen dennoch beruft – auf Lehrstühle, die nicht von Nestlé gesponsert sind. Aber dieser Vorgang ist völlig theoretisch. So etwas ist noch nie passiert.

Für Furore sorgte im Sommer ein Brief von 500 Wissenschaftlern an die EU-Kommission. Darin äusserten sie sich besorgt über das «Human Brain Project» unter der Führung der ETH Lausanne. Bei diesem Flaggschiff-Projekt der EU, das insgesamt eine Milliarde Euro kostet, sollen alle Erkenntnisse über die Funktionsweise des Gehirns zusammengetragen werden – mit dem Ziel, die Vorgänge im Gehirn am Computer zu simulieren. Die Kritiker, darunter viele Neurowissenschaftler, halten diese Vorgehensweise für wenig erfolgversprechend.

Da bin ich anderer Meinung. Dieses Projekt wurde vorgängig von drei Wissenschaftsgremien geprüft und für seriös befunden. Bei so grossen Forschungsprojekten gibt es aber immer Debatten um Sinn und Zweck. Das ist auch durchaus richtig.

Gemäss Kritikern macht es keinen Sinn, das Gehirn elektronisch nachzubauen, weil viel zu wenige Kenntnisse über dessen Funktionsweise vorhanden seien.

Sehen Sie, dieses Projekt ist ein Experiment. Und bei Experimenten kann man naturgemäss nicht schon vorher wissen, was herauskommt. Das Risiko, dass etwas nicht gelingt, gehört bei wissenschaftlichen Projekten einfach dazu.

Patrick Aebischer ist seit 2000 Präsident der ETH Lausanne (EPFL). Nach seinem Medizinstudium an der Universität Genf doktorierte er im Bereich Neurowissenschaften an der Universität Freiburg. Er ist Mitglied des American Institute for Medical and Biological Engineering und der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften.

«Der Euro ist ein Gefängnis»

Hans-Werner Sinn ist einer der einflussreichsten Wirtschaftstheoretiker der Welt. Was er sagt, hören Europas Politiker nicht gern. Seine Prognose zur Euro-Krise: Das dicke Ende kommt noch.
Von Wolfgang Koydl und Martin Kreuzer (Bild)

Im Münchner Stadtteil Bogenhausen sitzt das alte Geld der Stadt: prächtige Gründerzeitvillen, beschauliche Uferpromenaden entlang der Isar, mächtige Eichen und Buchen. In einem Palais allerdings redet man über neues Geld: Das Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung gehört zu den angesehensten ökonomischen Think-Tanks Europas – nicht zuletzt wegen seines Leiters Hans-Werner Sinn. Der Ökonom bezieht Stellung und nimmt kein Blatt vor den Mund. Dass mit dem Euro einiges von Anfang an schief lief, hat er schon immer angeprangert.

Herr Sinn, Ebola, Islamischer Staat, Ukraine – das waren die Krisen des vergangenen Jahres. Der Euro war nicht dabei. Haben Angela Merkel, Mario Draghi und all die anderen ihre Arbeit also gut gemacht?

Die Euro-Krise hat zwei Aspekte. Sie ist zum einen eine Krise der Finanzmärkte, und sie ist zum anderen eine Krise der Realwirtschaft. Diese Krise wütet nach wie vor, sie ist überhaupt noch nicht überwunden. Die Finanzkrise hat man beruhigt durch viel Geld aus den Druckerpressen und durch Garantien der Europäischen Zentralbank (EZB) gegenüber privaten Investoren.
Mit anderen Worten also: Das dicke Ende kommt noch?

Das dicke Ende kommt mit Sicherheit noch. Die Frage ist nur, wie es aussieht: ein Crash der Euro-Zone oder ein fortgesetztes Siechtum. Ich vermute, dass es eher das Zweite sein wird.

Wie in Japan?

Ja, aber auch wieder anders. Das Problem der Euro-Zone liegt ja darin, dass die Länder Südeuropas ihre Wettbewerbsfähigkeit verloren haben durch den billigen Kredit, den der Euro brachte. Die Zinsen fielen damals für viele Länder um fünf Prozentpunkte. Dieser Kredit löste einen Bauboom aus und veranlasste zudem die Regierungen, die Beamtgehälter zu erhöhen. Im Endeffekt kam es zu kreditfinanzierten Lohnerhöhungen im Bau- und im Staatssektor. Das hat sich auf die ganze Wirtschaft übertragen und die Wettbewerbsfähigkeit ganzer Länder vernichtet. Sie wurden alle zu teuer, eine extreme Inflation wurde ausgelöst, weil die Lohnsteigerungen nicht durch Produktivitätssteigerungen gedeckt waren. Heute sind sie mit ihren Löhnen und Preisen im Himmel, und sie wissen

nicht, wie sie wieder auf den Boden der Tatsachen zurückkommen können.

Und wie können sie das?

Es gibt drei Möglichkeiten: Deutschland tut ihnen den Gefallen, im Euro zu inflationieren, so dass der Euro anschliessend abwerten kann. Zweitens, die Südländer deflationieren, und drittens, man tritt aus dem Euro aus, kehrt zur alten nationalen Währung zurück und wertet diese ab. Ich glaube, dass alle drei Dinge passieren müssen. Länder wie Griechenland sollten sicher lieber austreten, um abzuwerten. Denn der Weg über Lohn- und Preissenkungen innerhalb des Euro ist zu hart. Andere Länder können diesen Weg wählen, wie Frankreich und Italien...

Sie halten es für möglich, dass diese Länder im Euro gesunden?

Doch, das ist denkbar. Theoretisch und praktisch, weil der Weg nicht so weit ist. Und Deutschland müsste ein bisschen mehr Inflation akzeptieren.

Aber das ist politisch kaum umsetzbar: Inflation in Deutschland ist doch Anathema?

Wir hatten in den siebziger Jahren Inflation in Deutschland. Wenn die Deutschen das wieder tolerieren würden, wäre das ein Beitrag zur Lösung. Aber eine ganz andere Frage ist: Selbst wenn man es tolerieren würde, wie macht man überhaupt eine solche Inflation? Die EZB hat ja ihr Pulver verschossen.

Die hat keine Pfeile mehr im Köcher?

Sie hat noch dieses *quantitative easing*-Programm. Aber das würde nicht Deutschland inflationieren, sondern die Deflation in Südeuropa verhindern. Das würde die notwendige Anpassung nur aufschieben, und deshalb hat die EZB also keine wirklichen Pfeile.

Liegt das Problem nicht darin, dass man die Inflation trotz aller Bemühungen gar nicht hinbekommt?

So ist es. Aber man darf sie auch gar nicht «machen» in dem Umfang, in dem sie nötig wäre. Nach unserer Berechnung müsste man Deutschland um siebzig Prozent inflationieren, um Griechenland und Co. ohne Preissenkungen wettbewerbsfähig zu machen. Das ist politisch nicht möglich und ökonomisch nicht ratsam, weil die deutschen Sparer dann vierzig Prozent ihres Vermögens verlieren.

Mit dem anderen Punkt, einem Austritt aus der Euro-Zone, laufen Sie doch Gefahr, in eine rechte Ecke mit halbseidenen Figuren wie etwa denjenigen der Alternative für Deutschland (AfD) abgeschoben zu werden.

Was die AfD möchte, ist ihre Sache, aber ich halte die AfD nicht für halbseiden. Dieses Etikett wird der Partei nicht gerecht. Ich habe, schon bevor es die AfD gab, den Standpunkt vertreten, dass es besser ist, wenn Länder auch aus der Euro-Zone austreten können. Ein Euro, in den man nur reinkann und nicht raus, ist ein Gefängnis. Es ist nicht gut, ein solches Gefängnis zu betreiben, sondern man muss ordentliche Austrittsmöglichkeiten eröffnen.
Sind solche Möglichkeiten eigentlich vorgesehen?

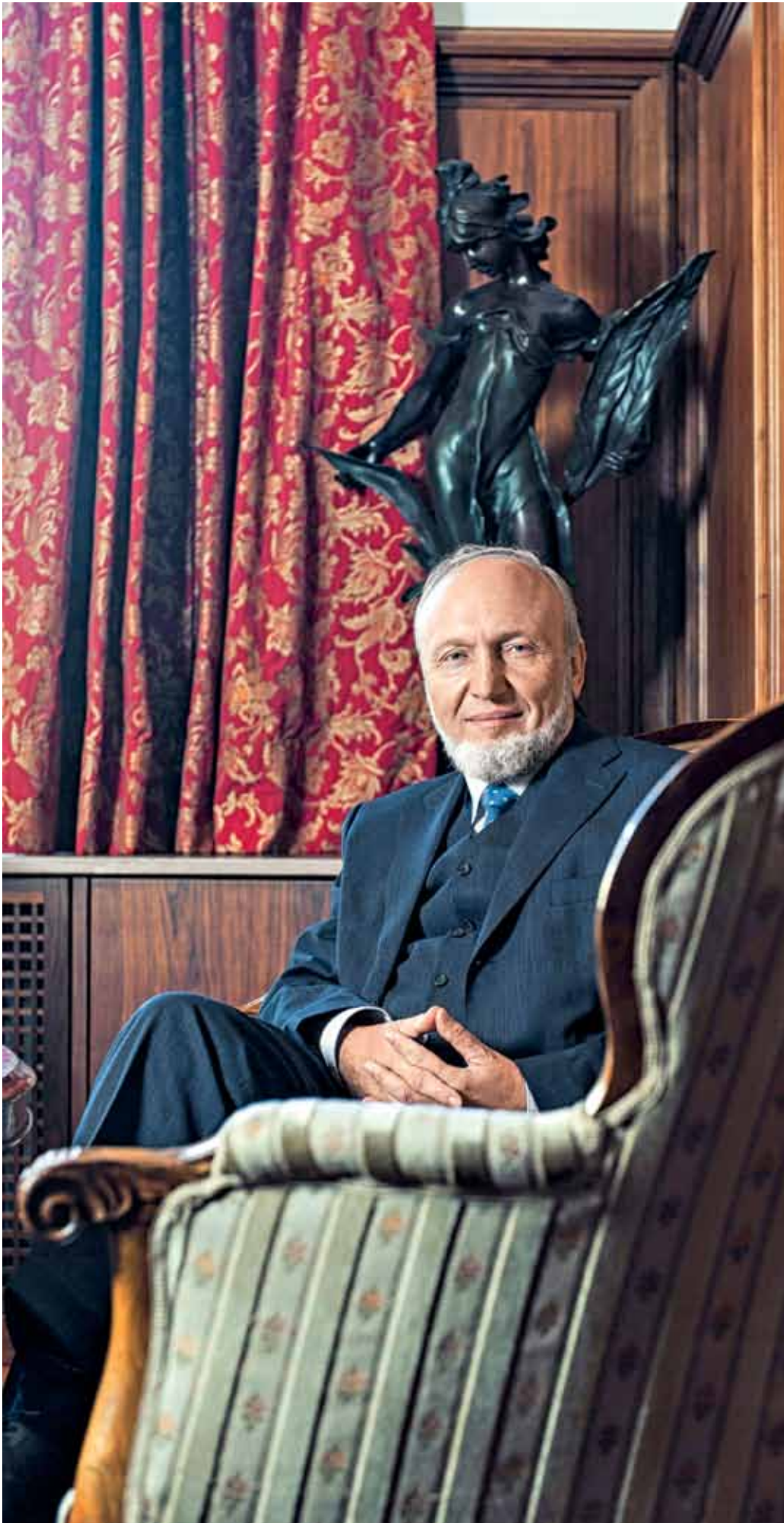
Nein, und genau das ist ein Teil des Problems. Aber man könnte solche Möglichkeiten schaffen und den Ländern das Recht gewähren, nach einer gewissen Zeit wieder in den Euro zurückzukehren. Wenn Griechenland austreten und wieder die Drachme einführen würde, dann würde die Drachme vermutlich um die Hälfte abwerten. Griechenland wäre im Nu wieder wettbewerbsfähig. Die griechischen Verbraucher würden wieder eigene statt importierte Agrarprodukte kaufen. Die reichen Griechen würden zurückkehren und zu Hause auf Schnäppchenjagd gehen, Immobilien kaufen und diese in Ordnung bringen. Sie würden Firmen gründen, um die billigen Arbeitskräfte dort einzusetzen.

Was sagen Sie zu den Leuten, die meinen, dass Austritte aus der Euro-Zone dieses ganze politische Projekt sprengen würden?

Ich glaube, das ganze politische Projekt wird scheitern, wenn man diese Möglichkeit

«Das politische Projekt scheitert, wenn man die Möglichkeit eines Austritts nicht zulässt.»

nicht zulässt. Das krampfhaftes Festhalten an einem Euro-Verbund mit allen Ländern bedeutet umgekehrt, dass man in eine Transferunion hineingeht. Dort wird man den Ländern, die nicht wettbewerbsfähig sind und denen man eine Abwertung der Preise nicht zumuten kann, dauernd unter die Arme greifen müssen. Das wird aber allein von der Quantität her nicht möglich sein, denn wir reden ja hier von vierzig Prozent der Bevölkerung der Euro-Zone, die in der Krise sind. Es können nicht sechzig Prozent vierzig Prozent finanzieren. Die politischen Widerstände, die das hervorruft, werden noch grösser sein. Das mündet in einen Konflikt zwischen der wachsenden Rettungsmüdigkeit der



«Der ganze Mittelmeerraum ist in der Krise»: Ökonom Sinn.

Nordländer und der Austeritätsmüdigkeit der Südländer.

Nun gab es vor kurzem einen Vorschlag der – südländischen – Franzosen: Wir sparen mehr, und ihr Deutschen prasst zur Ausnahme mal mehr. Ist das nicht eine Lösung?

So ist das in der Öffentlichkeit verkauft worden. Aber kein Mensch in der französischen Regierung will wirklich sparen. Was sie sparen nennen, ist lediglich ein weniger hohes Defizit, als es vielleicht in irgendeinem Schubladenplan einmal angedacht wurde. Das ist alles. Sie wollen sich noch immer mehr verschulden, als es der Stabilitäts- und Wachstumspakt erlaubt.

Ist Frankreich der kranke Mann Europas?

Frankreich und Italien stehen derzeit im Fokus der Aufmerksamkeit. Krank sind aber auch Spanien, Griechenland, Portugal. Der ganze Mittelmeerraum ist in der Krise.

Auch Deutschland ist nicht mehr wirklich kerngesund. Die deutsche Wirtschaft lahmt.

Das ist eine konjunkturelle Schwäche, die auch wieder vorbeigeht. Es hat insofern mit der Euro-Krise zu tun, weil wir ja alle zusammenhängen. Die deutsche Wirtschaft liefert natürlich auch nach Südeuropa. Am Horizont stehen zudem die finanziellen Probleme des deutschen Staates, die daraus entstehen, dass wir Kredite geben, die nicht wieder zurückkommen werden. Das alles trägt zur Schwächung des Standortes Deutschland bei. Aber was die Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands betrifft, da sehe ich vorläufig kein Problem.

Ein Problem in Deutschland ist allerdings die Infrastruktur: kaputte Strassen, Brücken und so weiter. Könnte man nicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, wenn man grosse staatliche Investitionsprogramme zur Verbesserung der Infrastruktur auflegen würde?

Ich glaube nicht, dass die deutsche Infrastruktur so schlecht ist, wie sie gemacht wird. Richtig ist, dass wir generell zu wenig investieren, aber das betrifft auch den privaten Sektor. Ich habe schon vor zehn Jahren darauf hingewiesen, dass Deutschland die niedrigste Netto-Investitionsquote unter den OECD-Ländern hatte. Wir müssen die Investitionen stärken. Dafür hat die Politik zwei Methoden: Man kann sie bezuschussen oder selber vornehmen, oder man kann damit aufhören, das deutsche Sparkapital künstlich aus dem Land herauszulocken.

Wie meinen Sie das – herauslocken?

Das geschieht durch den Geleitschutz, den die EZB diesem Sparkapital gibt: Man lockt es in die Staaten Südeuropas und wundert sich dann, dass in Deutschland nicht investiert wird. Mit dem Euro ist sehr viel deutsches Sparkapital aus Deutschland in andere Länder abgeflossen. Wir waren jahrelang der grösste Netto-Kapitalexporteur der ganzen

Welt. Da ist sehr viel Kapital verbrannt worden. Es ist verbraucht worden für Transfers in südeuropäische Staatssysteme und für Investitionen in zweitklassige Immobilienprojekte. Als private Kapitalgeber in der Finanzkrise ihre Fehler erkannten und korrigieren wollten, hat die EZB gesagt: Nein, nein, das wollen wir nicht. Geht bitte weiter dorthin, wir geben euch Geleitschutz. Die EZB hat den Investoren Sicherheit für ihre Geldanlagen in Südeuropa versprochen. Schon in den ersten zehn Jahren des Euro ist Sparkapital ineffizient verwendet worden, und in den nächsten zehn Jahren, in denen wir uns im Moment befinden, geht das weiter, indem Sparkapital mit öffentlichem Geleitschutz in zweitklassige Verwendungen gelenkt wird. Das kostet uns sehr viel Wachstum.

Man versucht ja, mit niedrigen, mit negativen Zinsen Sparkapital lockerzumachen. Ist das ein Weg?

Negativzinsen führen dazu, dass das Sparkapital dann eben in diese zweitklassigen Verwendungen geht. Man saugt weiterhin in Südeuropa dieses Sparkapital auf, insbesondere in jenen Staaten, die sich gar nicht an den Fiskalpakt halten wollen. Höhere Zinsen würden für eine bessere Verwendung des Sparkapitals sorgen und letztlich mehr Wachstum produzieren.

Ist absehbar, dass die Zinsen wieder steigen?

Nein. Denn die Mehrheit der Länder, die im EZB-Rat vertreten sind, haben Schuldenprobleme. Eine Rückkehr der Zinsen zu normalen Niveaus könnten sie gar nicht verkraften. Sie werden alles tun, um das Zinsniveau niedrig zu halten.

Hat im EZB-Rat jedes Mitglied gleich viel Gewicht, unabhängig von der wirtschaftlichen Grösse?

So ist es, und das ist nicht gut. Es ist vor allem ungewöhnlich. Der vergleichbare Internatio-

«Schon in den ersten zehn Jahren des Euro ist Sparkapital ineffizient verwendet worden.»

nale Währungsfonds beispielsweise staffelt die Stimmrechte nach der Haftung der Länder. Deutschland hat ein Stimmrecht, das seiner Haftung – sechs Prozent – entspricht. Aber im EZB-Rat haben wir nur eine Stimme von achtzehn nationalen Zentralbankpräsidenten. Ein Achtzehntel. Die Notenbankchefs von Malta und Zypern haben genauso viel zu sagen wie der deutsche. Aber Deutschland übernimmt 26 Prozent der Haftung. Das heisst: Wenn eine griechische Bank pleitegeht und der griechischen Notenbank ihre Kredite nicht zurückzahlen kann, dann liegt

der Verlust zu 26 Prozent bei der Bundesbank. Das ist freilich auch der Grund, weshalb Griechenland ungern aus dem Euro austreten würde. Das wäre zwar sinnvoll, um Arbeitsplätze zu schaffen. Aber dann müssten sie mit den Problemen ihrer Banken letztlich allein fertig werden.

Seit kurzem werden die Geldinstitute in Europa von der Europäischen Zentralbank überwacht. Ein richtiger Schritt?

Die Zentralbank kommt in einen schwerwiegenden Interessenkonflikt, wenn sie einerseits die Banken überwachen soll, ihnen aber andererseits relativ wertlose Wertpapiere abkaufen will, damit das Überleben der Banken gesichert wird. Wie das mit dem geldpolitischen Mandat vereinbar ist, ist ein Rätsel. Unguter Vorbote war schon das Ergebnis des Banken-Stresstests, wo das zu zahme Herangehen, vor allem der Verzicht auf die Überprüfung von Deflationsgefahren, dazu geführt hat, dass die Geschäftsbanken nur knapp zehn Milliarden Dollar an Eigenkapital zusätzlich aufnehmen müssen. Es wäre besser gewesen, eine andere, unabhängige Institution wäre geschaffen worden, um die tatsächlich notwendige einheitliche Bankenaufsicht in Europa sicherzustellen.

Hans-Werner Sinn ist Präsident des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung in München. Er gilt als einer der einflussreichsten Ökonomen der Welt.



FOR INDIVIDUALISTS.


CHRONOSWISS

Timemaster Chronograph Skeleton (CH-9043SB-BK): Der erste skelettierte Chronograph unserer sportlichen Kollektion repräsentiert die perfekte Art, die Zeit zu meistern. Wasserdicht bis 100 m und ausgerüstet mit Stoppfunktion und Super-LumiNova-Nachleuchtpigmenten ist dieser Zeitmesser bereit für jede Sekunde eines aktiven Lebensstils. www.chronoswiss.com

«Amore» in goldenen Lettern

Die Hochzeit des Jahres war traumhaft: Ein rauschendes Fest, wechselnde Designerkleider und prominente Gäste. Die Verbindung von Menschenrechtsanwältin Amal Alamuddin und Hollywoodstar George Clooney ist irritierend perfekt. Von Dominique Feusi

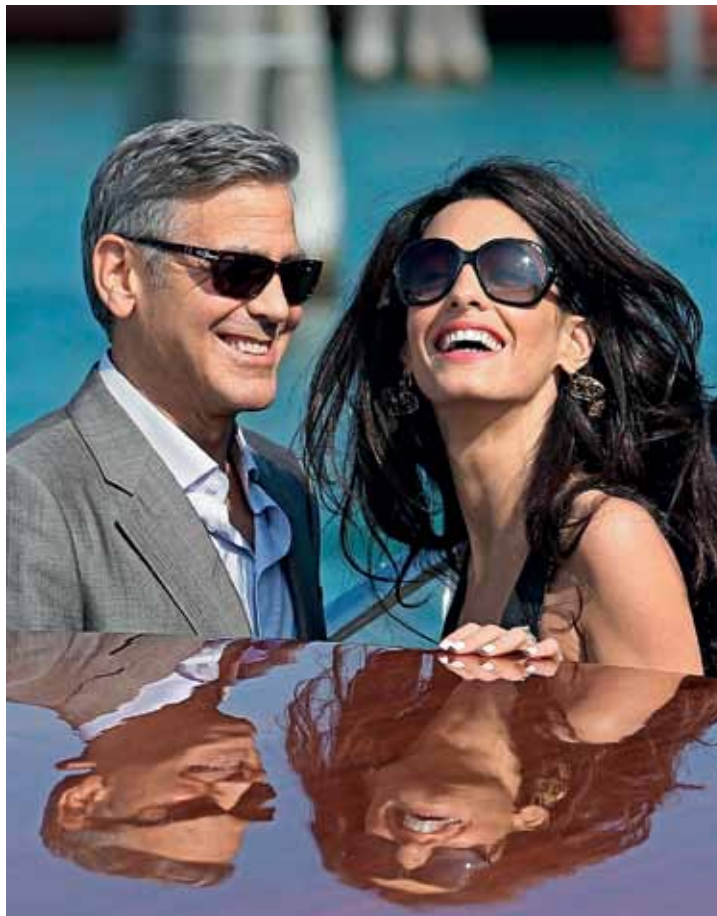
Es war ganz grosses Kino, *amore grande* in Venedig, der Stoff, aus dem die Träume sind. In der Hauptrolle: Hollywoodstar George Clooney, der ewige Junggeselle, der unzählbare Silberfuchs, der nie wieder heiraten wollte, als George Clooney, der ewige Junggeselle, der unzählbare Silberfuchs, der die ganz grosse Liebe findet und sich dann doch auf ewig bindet. Seufz.

Und alles nur ihretwegen: Amal Alamuddin, die Frau, die 2014 über Nacht weltberühmt werden sollte und deren Name nicht nur wie aus Tausendundeiner Nacht klingt, sondern die auch aussieht wie eine Disney-Prinzessin. Wobei die Zeichentrickfigur aus dem Kassenschlager «Aladdin» gegen Amal wie ein billiges Luder wirkt. Ein billiges Luder, das zu viel Schmuck trägt und sich nicht zu kleiden weiss. Denn Alamuddin hat Stil. Weiss Gott, den hat sie.

Disney in einem Vergleich schmuddelig aussehen zu lassen, das muss man erst mal schaffen; kein Wunder, verweigert Angelina Jolie ein Zusammentreffen. Und da hätten wir sie auch schon, die Antagonistin in diesem Spiel: Angelina, ebenfalls Hollywood-A-Liga, drunter geht hier nix, kann Amal angeblich nicht leiden. Sie kam nicht zur Hochzeit. Und auch Brad Pitt, ihr Mann, der Hollywoodstar, durfte nicht hin. Dabei sind Pitt und Clooney ziemlich beste Freunde. Passt es da nicht geradezu märchenhaft, dass Jolie als «dunkle Fee» in Disneys «Maleficent» mit einem Einspielergebnis von 757 Millionen Dollar einen der erfolgreichsten Filme 2014 hatte? Sie musste nicht mal das Kostüm mit den Teufelshörnern ausziehen, um die Schöne aus der Ferne zu verfluchen.

Moderne Prinzessin

Was Jolie so rasend macht? Das Aufschauen. Die 1,80 Meter grosse Amal hat nicht nur Topmodel-Masse, nein, die Geschichte spielt im Jahr 2014, wir sind emanzipiert, nur Schönheit reicht nicht mehr, 2014 ist die Prinzessin eine Menschenrechtsanwältin. Und natürlich nicht irgendeine Menschenrechtsanwältin, sondern eine der weltbesten, die Mandanten wie WikiLeaks-Gründer Julian Assange oder die frühere



«Absolut unwiderstehlich»: Herr und Frau Clooney.

ukrainische Ministerpräsidentin Julia Timoschenko vertritt. Das lässt Angelina Jolies Engagement als UNHCR-Sonderbotschafterin wie Pipifax aussehen.

Ausserdem wird die gebürtige Libanesin als «absolut unwiderstehlich» im Umgang beschrieben. Ein Anwaltskollege sagte dem britischen *Evening Standard*: «Sie ist eine sagenhaft kluge Frau, sie ist unabhängig und hat ein Gehirn wie ein Rolls-Royce.» Gefangen im Körper eines Ferrari. Wo findet man so was? Auf Elite Partner? Wäre dies ein Drehbuch, würde man spätestens jetzt sagen: Nun macht aber mal halblang.

In Wahrheit kam es noch schöner, die Bilder gingen um die Welt: das dreitägige Hochzeitsfest Ende September in der Lagunenstadt mit zigfachem Designerkleidwechsel der Braut, die bei jedem Auftritt noch atemberaubender aussah, und atemberaubenden Gästen wie Supermodel Cindy Crawford, US-*Vogue*-Chefin Anna Wintour, Schauspieler Bill Murray, U2-Sänger Bono und Schauspieler Matt Damon. Amal und George fuhren in den Hafen der Ehe

ein. Und zwar nicht nur sinnbildlich, nein, das Brautpaar fuhr über den Canale Grande zum Luxushotel «Cipriani». «Amore», stand, in goldene Lettern geschwungen, hinten auf dem Mahagoniboort. Wäre dies ein Film, dächte man spätestens jetzt: «Schiess mich tot.»

Alle können nur gewinnen

Die Verbindung ist irritierend perfekt. Und im Vergleich zu Clooneys früherer Damenwahl suspekt: Da war Elisabetta Canalis, das Unterwäschemodell, von der man aus der Werbung weiss, dass sie zum Kaffee ausschliesslich Gebäckkugeln verspeist. Und Stacy Keibler, diese seltsame Wrestlerin.

Dann kam Amal. «Die erste Ge-scheite, die er getroffen hat, heiratet er!», sagte ich, ganz verzückt vom feministischen Ansatz. «Ach komm, der will in die Politik, alles inszeniert», sagte der Schatz. Tja, die erste Version, Märchenprinz steht auf Emanzipation, war verführerisch schön. Die zweite scheint hingegen, sagen wir: etwas lebensnäher.

Alamuddin, die sich nun Clooney nennt, ist 36. Sie kann als Anwältin

noch so erfolgreich sein, wenn Sie als Frau mit 36 nicht verheiratet ist und keine Kinder hat, wird sie angestarrt, als gehörten Sie in die Irrenanstalt. Mit 36 zu heiraten, das heisst: Sie hat gesellschaftlich gerade noch die Kurve gekriegt. Da liegen auch noch Kinder drin. Und Clooney sagt, er wolle Kinder, die wie sie aussehen. Es kommt auch gut, wenn sie wie er aussehen. Alle können nur gewinnen.

Vor allem Clooney, der sich seit Jahren für Menschenrechte, die Homoehe und den Klimaschutz engagiert und schon länger nach einem politischen Amt schießt. Man denke nur daran: Was hat dieser Mann alles für die Kaffeeindustrie getan, warum sollte er das nicht auch für Amerika tun? Nun hat er die perfekte Frau dazu. Und die richtigen Freunde hat er auch, US-Präsident Barack Obama nennt Clooney «einen guten Menschen und guten Freund». Er soll angeblich in vier Jahren bei den Gouverneurswahlen im US-Bundesstaat Kalifornien kandidieren. Am Ende dieses märchenhaften Werbespots könnte 2018 der Kampagnen-Slogan stehen: *Clooney, who else?* ○

«Eine vom Dorf»

Christa Rigozzi ist die erfolgreichste Miss Schweiz. Neuerdings mischt die sympathische Südschweizerin auch die Politik auf. Hier spricht sie über die Zuwanderung, den Unterschied zwischen Tessinern und Italienern und ihren Kinderwunsch. *Von Alex Baur*

Christa Rigozzi, wir sind hier in Monte Carasso, hier bist du geboren und aufgewachsen, hier hast du ein Haus gebaut. Keine Lust auf die grosse weite Welt?

Ich verbinde eigentlich nur gute Erinnerungen mit Monte Carasso. Ich hatte eine sehr schöne Kindheit hier, es war ein kleines Dorf, wo man sich kennt, ich fühlte mich hier immer geborgen, und ich habe eine wunderbare Familie. Mein Vater war Wildhüter, wir waren oft draussen in der Natur. Das Gymnasium besuchte ich in Bellinzona, aber das ist ja bloss zwei Kilometer entfernt. Mit neunzehn bin ich dann allerdings ausgeflogen, von da an war ich selbständig. Ich ging nach Bern und später nach Freiburg an die Universität, es ging mir dabei vor allem auch darum, meine Sprachkenntnisse zu erweitern. Vor drei Jahren ergab sich dann die Möglichkeit, hier ein Haus zu bauen. Es ist aber überhaupt nicht so, dass ich nie von meiner Heimat losgekommen wäre. Ich bin ich ja die meiste Zeit unterwegs, in der Deutschschweiz, in der Romandie, aber auch im Ausland. Wenn ich hier bin, habe ich meine Ruhe, kann ich abschalten. Hier kennen mich zwar auch alle – aber nicht vom Fernsehen, sondern weil ich eine von ihnen, eine vom Dorf bin.

Du wohnst gleich noch neben deinen Eltern. Gerade Leute, die auf dem Land aufwachsen, empfinden die Verhältnisse oft als beengend und wollen möglichst weit weg.

Es ist ja nicht so, dass ich meine Eltern und meinen Bruder jeden Tag sehe. Wir helfen uns, wenn wir etwas brauchen, aber wir lassen uns unsere Freiräume. Ich weiss allerdings nicht, wie es wäre, wenn ich jeden Tag hier leben würde. Vieles am Tessin habe ich erst richtig schätzen gelernt, als ich weg war, während meines Studiums, zuerst allein, dann mit meinem Freund und heutigen Ehemann.

Mit sechzehn hast du ihn kennengelernt, er war dein erster Mann.

Mag sein, aber es war nie Routine. Ich hasse die Routine, mein Leben ist stets in Bewegung. Ich habe anfänglich nicht gedacht, er sei der Mann meines Lebens, das hat sich ergeben. Als unsere Beziehung nach fünf Jahren etwas einschief, haben wir sieben Monate Pause gemacht, dann haben wir uns wieder gefunden, und es wurde sogar noch besser. Ich war in der Zwischenzeit zur Frau

geworden, auch er hat seine Erfahrungen gesammelt. Ein spannendes und bewegtes Leben zu führen, ist weniger eine Frage der äusseren Umstände, sondern vor allem der inneren Einstellung.

Als du nach Bern studieren gingst – war es damals schon dein Ziel, in der Deutschschweiz Karriere zu machen?

Auf jeden Fall wollte ich meine Sprache verbessern. Die meisten Tessiner studieren in der Romandie, weil Französisch für uns einfacher ist. Das Studium war am Anfang sehr schwierig, ich musste Satz für Satz übersetzen, aber ich habe mich durchgebissen.

«Hier kennen mich alle – aber nicht vom Fernsehen, sondern weil ich eine von ihnen bin.»

Seit einiger Zeit gibt es eine Tendenz weg von den Landessprachen, hin zum Englischen. Ist das nicht eine existenzielle Bedrohung für die Schweiz?

Ein schwieriges Thema. Wir internationalisieren uns, das sind Trends, die man kaum beeinflussen kann. Ein grosses Problem ist ja, dass viele Migrantenkinder Mühe bekunden, auch nur die jeweilige Landessprache zu beherrschen. Aber das Interesse für die Landessprachen ist wohl rückläufig, das ist schade. Unsere Vielsprachigkeit, das haben viele vergessen, ist kein Nachteil, sondern ein riesiger Vorteil der Schweiz.

Wie fühlt man sich als Tessinerin in der Deutschschweiz?

Super. Wir Tessiner sind ja die Lieblinge der Deutschschweizer, und ich habe diese, allen Vorurteilen zum Trotz, immer als ausgesprochen offen erlebt. Ich werde darauf achten, meinen Akzent nie zu verlieren. (*Lacht*) Die Tessiner sind generell konservativer und reservierter als die Deutschschweizer, das Klischee vom immer lustigen *Dolce-Vitalicinese* hat wenig mit der Realität zu tun. Die Tessiner finden ja auch immer einen Grund zum Motzen.

Das sieht man jeweils bei den Abstimmungen. Das Tessin hat die Masseneinwanderungsiniziativa mit 69 Prozent Ja überdeutlich angenommen, ebenso gross war die Ablehnung des EWR. In der Deutschschweiz ist das seltsamerweise kein Thema, man redet nur vom Röstigraben. Wird das Tessin genügend wahrgenommen in Bern?

Ja, das glaube ich schon. Die Tessiner sind natürlich viel mehr eine Minderheit als die Romands, wir sind ein Bergkanton, wir müssen mehr kämpfen. Die Tessiner grenzen sich wohl deshalb auch klar gegenüber Italien ab. Hier kennt jeder jeden, man will möglichst unabhängig sein und die Dinge selber regeln. Vielleicht hat uns der Gotthard auch vor dem übermässigen Einfluss aus dem Norden geschützt. Alles in allem sind wir sehr gut gefahren mit der Schweiz. Auch in der Romandie werden Tessiner übrigens gut akzeptiert und wahrgenommen.

Was ist eigentlich der Unterschied zwischen Tessinern und Italienern?

Wir sind Schweizer, das ist der Unterschied.

Ma sicuro. Aber was bedeutet das?

Wir haben eine ganz andere politische, soziale und wirtschaftliche Kultur als Italien. Das siehst du im politischen Alltag, bei den Arbeitslosen, in organisatorischen Fragen. Fast jeder Tessiner beherrscht mindestens eine zweite Sprache, das ist bei Italienern eher selten der Fall. Es gibt auch Gemeinsamkeiten. Im Tessin wie in Italien ist die Familie viel wichtiger als im Norden. Das gemeinsame Essen zum Beispiel, mittags wie abends, das war für uns immer eine familiäre Zeremonie, bei der die Nahrungsaufnahme nur Nebensache ist. Am Tisch wurde stundenlang palavert, das waren für mich immer schöne Momente. Oder die lateinischen Mamas – die umsorgen ihre Kinder, selbst wenn sie längst erwachsen sind, bis zum letzten Atemzug. Das ist mehr als nur ein Klischee.

Nördlich der Alpen bist du viel präsenter als in deiner Heimat. Woran liegt das?

Das Tessin ist einfach sehr klein, die Mittel des Fernsehens sind sehr beschränkt. Grosse Samstagabend-Kisten oder andere Eigenproduktionen gibt es hier kaum.

Italien?

Uhhh – schwierig. Mir ist wohl in der Schweiz, ich bleibe vorläufig, wo ich bin.

Kürzlich hattest du einen fulminanten Auftritt in der «Arena», wo du für die zweite Röhre am Gotthard plädiert hast. Viele waren überrascht, dass du zu einer derart brisanten Frage Stellung nimmst. Überraschend war auch die rhetorische Schärfe und Brillanz deines Auftritts. Geht Christa in die Politik?

Nein. Mein Auftritt in der «Arena» war ein spontaner Entscheid, ich wurde am Vortag, also nicht einmal 24 Stunden vor der Sendung, von der Redaktion angefragt. Natur-



«Ich habe null Verständnis für Leute, die die Gastfreundschaft missbrauchen»: Ex-Miss-Schweiz Rigozzi.

lich ist es heikel, wenn man sich in meiner Stellung politisch äussert – man muss ja immer damit rechnen, die eine oder andere Seite zu verärgern, egal, welche Position man vertritt. Trotzdem habe ich aus meiner Meinung nie ein Hehl gemacht, allerdings nur, wenn ich wirklich etwas zu sagen habe, und das immer mit Respekt für die andere Meinung. Insofern ist das nicht neu. Ob ich nun für die eine oder die andere Partei stimme, ist meine private Sache. Aber zum Gotthard habe ich als Tessinerin und Automobilistin, die oft auf der Strecke unterwegs ist,

etwas zu sagen. Mein Engagement galt im Übrigen auch den Urnern. Es ist ja nicht so, dass bei einer Schliessung der Gotthard-Autobahn nur das Tessin von der Inner-schweiz abgeschnitten wäre – die Urner wären ebenso von uns abgeschnitten. Wir haben viele Gemeinsamkeiten.

Vor der Sendung gab es Kritik, die nachher aber ziemlich schnell verstummte.

Zwei Nationalräte meinten, ich sei vielleicht schön, aber dumm und blond, ich sollte mich gefälligst nicht zu ernsthafteren Dingen äussern. Das machte mich richtig wütend. Ich

fand das unglaublich arrogant. Immerhin habe ich im Gegensatz zu einem dieser Politiker den Uni-Abschluss geschafft.

Du meinst SP-Nationalrat Cédric Wermuth?

Ja, genau den. Der ist nun schon seit neun Jahren an der Uni und bezieht einen Politikerlohn. Der Auftritt in der «Arena» war meine Antwort auf diese Polemik. Das hat mich angespornt. (*Lacht*)

Als studierte Kriminalistin hast du sicher auch eine Meinung zur Ausschaffungsvorlage und als Tessinerin zur Masseneinwanderungsinitiative. >>>

(Lacht) Ich werde dir nicht sagen, wie ich abgestimmt habe, das ist Privatsache. Aber so viel sage ich dir: Die Schweiz ist offen und gastfreundlich, das ist schön, ich habe viele Freunde aus aller Welt. Ich finde es gut, wenn Leute zu uns kommen, hier arbeiten, Familien gründen, unsere Kultur aufnehmen. Aber sie sollten diese Chance nutzen, unsere Regeln und Gesetze respektieren. Ich habe null Verständnis für Leute, die die Gastfreundschaft missbrauchen. Deutlich genug?

Sag mal – stimmt es, dass du in Erinnerung an das Miss-Schweiz-Jahr 2006 ein Krönlein auf den Nacken tätowiert hast?

(Lacht) Ja, das ist so. Es war eine schöne Erfahrung, und sie hat mein Leben geprägt.

Hast du schon damals daran gedacht, Karriere als TV-Moderatorin zu machen?

Überhaupt nicht. Es war für mich auch wichtig, nach dem Missen-Jahr mein Studium abzuschliessen. Warum ich mich damals bei der Miss-Wahl beworben habe, kann ich dir nicht genau sagen, es war ein instinktiver Entscheid. Ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete. Es war alles improvisiert. Man musste ein Foto einschicken, also habe ich meinen Vater gebeten, eines zu knipsen; er spannte ein Leintuch auf, meine Mutter stellte sich mit dem Föhn neben mich, um einen Windeffekt in meine Haare zu zaubern. Später beim Casting habe ich dann gesehen, dass andere Mädchen professionelle Shootings, ja ganze Fotobücher mitbrachten. Da dachte ich: «Okay, das war's, da hast du keine Chance.» Doch mein Foto sorgte für Furore, der rote Föhn, den man am Rand noch sah, wurde zum Running Gag. Meine direkte, unkomplizierte Art erwies sich als Erfolgsrezept.

Und heute verdienst du damit so viel wie ein Bundesrat.

Woher willst du das wissen?

Ich habe etwas recherchiert. Insider schätzen deinen Marktwert auf gut 400 000 Franken pro Jahr.

Die Zahl kommentiere ich nicht. Ich kann dir nur sagen: Geld stand für mich nie im Zentrum. Ich arbeite gerne, ich arbeite hart, und wenn ich etwas mache, bin ich mit hundertprozentigem Engagement dabei. Ich bin sehr pingelig und pünktlich. Und: Ich bin keine Diva. Das käme in der Schweiz nicht gut an.

Du wirkst natürlich und glaubwürdig. Du stehst für eine gesunde und natürliche Welt, bist mit beiden Füßen auf dem Boden – danach sehnen sich heute viele Menschen.

Da ist wohl was dran – ich bin eine völlig normale Frau, ich liebe meine Familie, das tun die meisten Menschen, der einzige Unterschied ist der, dass man diese Normalität bei mir in der Öffentlichkeit sieht. Ich bin nicht

«Um anderen Menschen zu helfen, muss man nicht Miss Schweiz sein. Das kann jeder tun.»

perfekt, das wäre langweilig, aber ich muss keine Skandale produzieren, keinen Stindefinger oder Strings zeigen, um Aufmerksamkeit zu haben. Ich möchte durch meine Arbeit wirken, und die macht mir Spass, ob ich bei «Bauer, ledig, sucht ...» moderiere oder in «Das Zelt» auftrete. Ich muss mich nicht anstrengen, um gute Laune zu verbreiten, das kommt bei mir automatisch, wenn ich auf der Bühne stehe. Wenn es nicht so wäre, würde ich sofort aufhören.

Apropos Familie – wie steht es mit dem eigenen Nachwuchs?

Ich bin nicht schwanger. Aber wir haben zwei Kinderzimmer. Wenn die Zeit dafür reif ist, werden Kinder kommen.

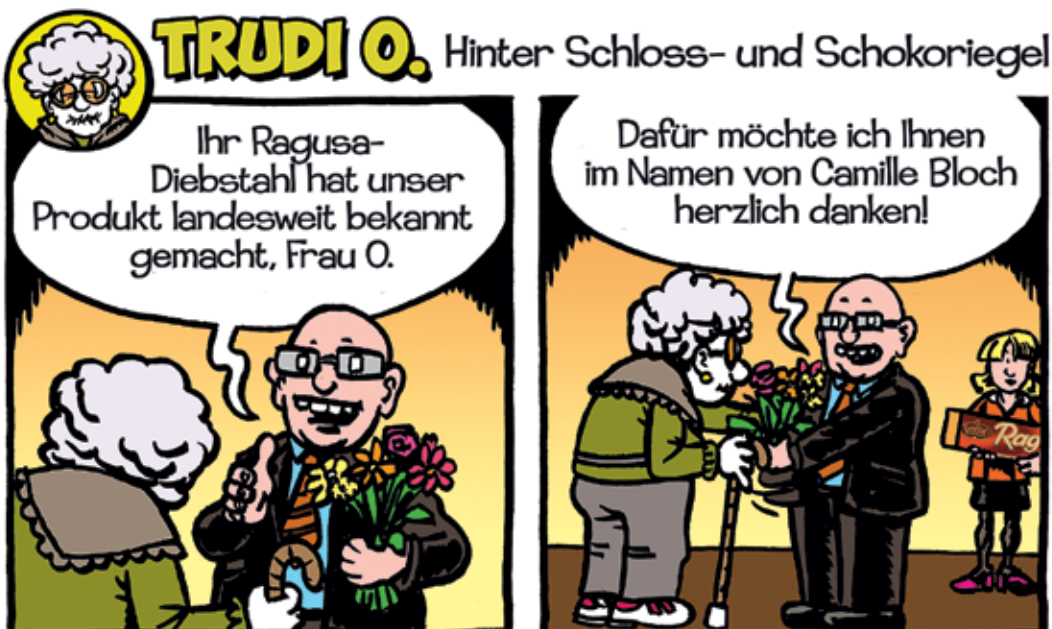
Bei der Miss-Schweiz-Wahl steht eine Neuorientierung an, nachdem das Schweizer

Fernsehen vor drei Jahren die Übertragung abgesetzt hat. Bei SRF gab es damals Leute, die meinten, die Miss-Wahlen gehörten der Vergangenheit an – Frauen wollten heute nicht mehr über ihre physischen Reize wahrgenommen werden. Was denkst du?

Das ist Unsinn. Sollen wir zehn Demonstranten ernst nehmen, die bei der letzten Miss-Wahl auf dem Bundesplatz «gegen den Fleischmarkt» protestiert haben? Das ist doch bedeutungslos, diese Leute leben in einer anderen Welt. Die Show war ja so was von züchtig, beim Badekleider-Durchgang hatten die Kandidatinnen Grossmami-Bikinis an, wo man wirklich nichts sieht. Frauen wollen nun mal schön und attraktiv sein, das wird sich nie ändern. Wo ist das Problem? Die Wahl hat schon an Prestige verloren, seit sie von SRF abgesetzt worden ist. Das Problem ist aber nicht die Miss-Wahl an sich, man hätte viel früher das Konzept auffrischen müssen. Es wäre jammerschade, wenn dieser Anlass verloren ginge, der über alle Alters- und Sprachbarrieren hinweg das ganze Land einbindet. Wir haben ja auch nicht so viele nationale Prominenz in der Schweiz. Die diesjährige Show im «Swiss Dome» auf dem Bundesplatz gibt mir Anlass zu Hoffnung. Ich glaube, die Miss Schweiz hat nichts an Aktualität eingebüsst, sie muss bloss um ihren Platz kämpfen, und das ist gar nicht schlecht.

Damit wären wir bei den famosen «inneren Werten», die angeblich die Miss ausmachen. Du hast, zusammen mit Melanie Winiger, die Kandidatinnen bei den Castings gecoacht. Dein Eindruck?

Ich habe diese Frauen alle sehr gut kennengelernt – alle haben etwas im Kopf. Damit meine ich nicht unbedingt einen Uni-Abschluss, aber eine Persönlichkeit muss da sein. So musste zum Beispiel jede Kandidatin einen Vortrag zu einem Thema nach freier Wahl halten. Da kamen beachtliche Leistungen



gen. Eine Miss Schweiz soll ja nicht bloss schön zum Anschauen sein, dafür gibt es Models, sie sind Botschafterinnen einer neuen Generation. Die Miss Schweiz war nie wie die Miss America vor zwanzig Jahren, wo Teenager mit Silikonbusen über den Laufsteg wackelten und bloss sechs Worte beherrschen mussten: «Ich will Frieden auf der Welt.» Die Schweiz hat ganz andere Missen hervorgebracht. Viele von ihnen haben später Karriere gemacht.

Hast du das Gefühl, dass sich «Miss Schweiz» unter Guido Fluri, dem neuen Besitzer der Marke, in die richtige Richtung entwickelt?

Wichtig ist, dass es eine Entwicklung gibt. Die Pre-Shows sind sicher gut, das Publikum wird mit den Persönlichkeiten vertraut. Über einzelne Aspekte kann man sicher diskutieren. Ich frage mich etwa, ob diese starke Betonung des Karitativen das Gelbe vom Ei ist. Die Stiftung Corelina von Herzchirurg Thierry Carrel ist sicher eine topseriöse Organisation. Charity gehörte immer zu den Aufgaben einer Miss, aber das war nicht an eine bestimmte Organisation gebunden, die Frauen konnten wählen, wo sie sich engagieren wollten. Ich engagierte mich zum Beispiel für die Unicef, Amnesty International und später für die Stiftung Wunderlampe. Aber das ist nur glaubwürdig, wenn sich Missen für Themen engagieren, die ihnen auch naheliegen. Die amtierende Miss Schweiz, Laetitia Guarino, studiert Kindermedizin, das passt zu Corelina, das ist authentisch, aber das ist wohl eher ein Zufall. Die Miss-Wahl ist in erster Linie eine Schönheitswahl, das Miss-Jahr hat viel mit Marketing zu tun, mit Sponsoren, das ist ein Geschäft, da muss man ehrlich sein. Um anderen Menschen zu helfen, muss man nicht Miss Schweiz sein. Das kann jeder Bürger und jede Bürgerin tun. So ist das, sorry.

Wie sieht es mit deiner Zukunft aus?

Im Moment bin ich voll bei «Die grössten Schweizer Talente» dran, zusammen mit DJ Bobo, Sven Epiney und Gilbert Gress, das wird eine tolle Show, ab dem 21. Februar auf SRF. Die Castings sind abgeschlossen, es bewarben sich 1200 Leute, wir haben ein super Niveau. Dann ist nächstes Jahr wieder «Rock Circus» angesagt. Ein Höhepunkt wird 2015 sicher die Moderation beim «Swiss Award». Und dann sehen wir, wie es weitergeht.

Christa Rigozzi, 31, wurde in Monte Carasso geboren, wo sie auch aufgewachsen ist. Sie studierte in Bern und Freiburg Kriminologie und Publizistik. 2006 wurde Rigozzi zur Miss Schweiz gewählt. Danach machte sie Karriere als TV-Moderatorin. 2015 wird sie in der Jury der Castingshow «Die grössten Schweizer Talente» mitwirken. Rigozzi lebt mit ihrem Ehemann Giovanni Marchese in Monte Carasso.

Berchtoldstag-Veranstaltung

Freitag, 2. Januar 2015, 11.00 Uhr

Volkshaus Basel – Grosser Festsaal - Rebgasse 12-14 – Basel

Christoph Blocher

Würdigung dreier Basler Persönlichkeiten



Hans Holbein d. J.

(1497/98-1543)

Der grosse
Porträtist



**Johann Rudolf
Wettstein**

(1594-1666)

Errang die Schweizer
Unabhängigkeit



Karl Barth

(1886-1968)

„Gott ist Gott“

und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz

Türöffnung: 10.00 Uhr – Beginn Vortrag: 11.00 Uhr

Eintritt frei – musikalische Umrahmung – im Anschluss wird ein kleiner Imbiss offeriert

Parkplätze in den Parkhäusern „Räbgass“ und „Messe“ in der Nähe. Mit Tram Nr. 8 vom Bahnhof SBB bis Claraplatz

Weitere Informationen: www.svp-basel.ch
SVP Basel-Stadt und SVP Basel-Land



«Eine Art gegenseitigen Respekt»

Willy Schaffner schleuste sich in den 1980er Jahren als Fahnder in die linksautonome Szene ein. Heute steht er der Überwachungsmentalität dieser Zeit sehr kritisch gegenüber. Auch persönlich zieht er einen eindeutigen Schluss: «Ich würde es nicht mehr machen.» *Von Alex Baur und Maya Wipf (Bild)*

Herr Schaffner, wir haben hier ein Foto aus dem Jahr 1981 vor uns, das Sie mit Vollbart, langen Haaren und verwaschenem T-Shirt zeigt. Sie spionierten damals als verdeckter Polizei-Ermittler die linksautonome Szene in Zürich aus. Was geht Ihnen bei diesem Bild durch den Kopf?

Tempi passati, das ist für mich Geschichte. Ich verdränge das nicht, deshalb rede ich hier mit Ihnen offen darüber, aber für mich persönlich ist diese Zeit ein vorzeitig abgeschlossener Lebensabschnitt. Ich habe das gemacht, dazu stehe ich, und ich glaubte damals, das Richtige zu tun.

Und was glauben Sie heute?

Ich kann diese Frage nicht so einfach mit Ja oder Nein beantworten. Im Rückblick erscheint die Bedrohung, die man damals sah, übertrieben, aber man wusste ja nicht, was noch kommen würde.

Wie kamen Sie zu Ihrem Job?

Ich hatte ursprünglich eine KV-Lehre im Kanton Uri absolviert, wo ich herkomme. 1973 entschied ich mich, zur Polizei zu wechseln. Ich hatte mehrere Optionen, entschied mich dann für die Stadtpolizei Zürich, und das war eine sehr gute Wahl. Das war und ist ein modernes, professionelles Korps, und es hat mich in den fast 39 Jahren bis zu meiner Pensionierung immer sehr gut behandelt. Zuerst war ich bei der Streife, dann kam die Anfrage vom damaligen politischen Kriminalkommissariat (KK III). Ich nahm das spontan an, ohne lange zu überlegen. Ich wusste nicht wirklich, worauf ich mich einliess. So wurde ich Spitzel in der linksautonomen Szene.

Sie sagen «Spitzel».

(Lacht) Die offizielle Bezeichnung war «Insider». Aber es machte mir keine Mühe, die Dinge beim Namen zu nennen. Ich war ja lange genug in der Szene drin, da ist man nicht so zimperlich. Für mich selber muss ich sagen: Ich würde es nicht mehr machen. Der Preis, den ich bezahlte, war relativ hoch.

Inwiefern?

Ich lebte fünf Jahre lang mit einer falschen Identität, von 1980 bis 1985 – das war einfach zu lang. Das war eine enorme Belastung, vor allem für die Familie. Einen derartigen Job können Sie am Feierabend nicht einfach ablegen, der dauert 24 Stunden, das geht weit ins Privatleben hinein und führt auch zu Veränderungen in der Persönlichkeit. Ich hatte das riesige Glück, dass ich ei-

ne Frau habe, die immer voll zu mir stand und steht, bis heute. Das Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag ist zumindest fraglich.

Ganz so harmlos, wie das heute dargestellt wird, war die linksautonome Szene der 1980er Jahre nicht. Es gab Beziehungen zur deutschen und zur italienischen Terroristenszene, namentlich die RAF versuchte, in der Schweiz Fuss zu fassen. Es gab kleinere Sprengstoff- und Brandanschläge in der Schweiz, ich erinnere an den Anschlag auf alt Bundesrat Friedrich in Winterthur.

Ja, sicher, aber da müssen wir ehrlich sein: Es gelang mir nie, in diese Kreise vorzudringen, die sich extrem konspirativ verhielten. Ich kannte meine Grenzen und wusste genau, wie weit ich gehen konnte. Die regelmässige Teilnahme an nichtöffentlichen Sitzungen in der Autonomenszene war oberste Stufe. Die Szene, mit der ich mich befasste, war weit vom Terrorismus entfernt, obwohl es punktuell Kontakte zu Terroristen im Ausland gab. Das war bekannt. Doch auch in diesem Punkt muss man ehrlich sein: Es war mir nie möglich, irgendwelche Verbrechen zu verhindern oder Straftäter zu überführen. Ja, man war recht gut informiert über eine Szene von 400 bis 500 Leuten, die regelmässig an zum Teil illegalen Demos teilnahmen – aber das war's dann.

«Die meisten Autonomen von einst haben später normal Karriere gemacht.»

Mit dem Ende des Kalten Krieges und der Fichenaffäre wurde die politische Polizei Anfang der 1990er Jahre abgeschafft. Aus Polizeikreisen hört man hinter vorgehaltener Hand, dass man heute kaum noch wisse, was sich im Untergrund zusammenbraue. Dabei haben wir mit dem Islamismus heute wieder eine echte Bedrohung.

Sicher, der islamische Fundamentalismus ist eine Bedrohung, nur ist dafür der Nachrichtendienst des Bundes zuständig. Bleiben wir auf dem Boden. Wir haben in Zürich keine Terrorlage, sondern ab und zu, ereignisbedingt, eine besondere Situation. Nicht jeder Extremist wird zum Terroristen, dazwischen sind Welten. Ich finde es gut, dass man heute nicht mehr so ziellos überwachen kann wie vor 1990. Es gibt heute andere Methoden, die ich nicht näher erläutern will, und ich

meine, man hat das ganz gut im Griff. Die gesetzlichen Grundlagen für den Nachrichtendienst werden zurzeit ja überarbeitet, dort wird klar geregelt, was unter welchen Umständen überwacht werden darf.

1986, ein Jahr nachdem Sie die verdeckte Tätigkeit aufgegeben hatten, wurden Sie vom damaligen Woz-Journalisten Jürg Frischknecht geoutet. Wie war das?

Das war eine sehr schwierige Phase, vor allem auch für meine Familie. Ich musste meinen Sohn vorübergehend aus dem Kindergarten nehmen. Ich hadere allerdings nicht mit Jürg Frischknecht – er machte seinen Job, ich machte meinen. Der Enthüllungsbericht in der Woz war happig. Mir wurde gar vorgeworfen, als Agent provocateur gewirkt zu haben, was eindeutig nicht stimmte und später auch widerlegt wurde. Auf der anderen Seite verstehe ich die Wut in der linken Szene über den «Maulwurf». Vielleicht wäre es klüger gewesen, wenn man von Seiten der Polizei schon damals Stellung genommen hätte, statt zu schweigen. Ein paar Jahre später habe ich Frischknecht dann getroffen, es entwickelte sich so etwas wie gegenseitiger Respekt.

Das ist ja das Erstaunliche: Nach Ihrem Outing blieben Sie bei der Stadtpolizei weiterhin für Ausschreitungen und Demonstrationen zuständig. Wie der Tages-Anzeiger kürzlich schrieb, wurden Sie zu einer Art Vermittler zwischen Polizei und Demonstranten, zu denen Sie offenbar einen guten Draht behielten. Können Sie das erklären?

Jetzt wird's heikel, ein ganz diffiziler Punkt. Sagen wir es so: Ich wusste immer, auf welcher Seite ich stehe, aber wenn man so lange in einer Szene verkehrt, entwickelt man eine gewisse Affinität für sie. Ich habe ein gesundes Rechtsempfinden, ich akzeptiere keine Straftaten, und wo solche begangen werden, muss man sie konsequent verfolgen. Aber ich habe auch gelernt, dass wir es auf der Gegenseite nicht nur mit gewalttätigen Rabauken zu tun haben. Ich sah es zusehends als meine Aufgabe an, deeskalierend zu wirken. Das bereitete einigen Leuten auf unserer Seite gelegentlich Mühe, aber wir konnten mit unseren Methoden ein paar schöne Erfolge verbuchen. Das haben auch viele Autonome begriffen, obwohl ich für sie ein *Schmierlappe*, also ein Vertreter des verhassten Systems, blieb – es gab doch eine Art gegenseitigen Respekt. Das kommt bei der Polizeiarbeit übrigens auch in anderen Bereichen vor. Sie selber ha-

ben ja schon über den ebenfalls kürzlich pensionierten Fahnder Fredi Hafner geschrieben, der Tausende von Verhaftungen vornahm, in der Zürcher Halb- und Unterwelt aber trotzdem eine hochrespektierte Persönlichkeit war. Der Gesetzesbrecher weiss, dass der Polizist nicht das Gesetz ist, sondern dieses nur anwendet. Wenn der Polizist seine Aufgabe mit Anstand, Konsequenz und Augenmass erfüllt, wird das in der Regel respektiert.

Ihr Job war auch gefährlich. Die Gewaltbereitschaft der autonomen Szene ist enorm. Es ist erstaunlich, dass es nicht mehr schwerverletzte Polizisten gab oder gar Tote.

Die Gewalt ist tatsächlich erschreckend und inakzeptabel. Stein- und Flaschenwürfe gegen Polizisten gehören leider bei vielen Demos und Sportveranstaltungen zur Tagesordnung, dahinter steckt eine gewaltige kriminelle Energie, vor allem wenn die Angriffe aus der Anonymität der Masse heraus erfolgen. Wo Täter schwere Verletzungen oder gar Todesopfer in Kauf nehmen, ist meines Erachtens nicht nur konsequentes Durchgreifen angezeigt, die Strafen müssten auch spürbar härter sein. Aber wenn Sie die Sache objektiv anschauen, gab es unter den Demonstranten mehr schwere Verletzungen als bei der Polizei. Das rechtfertigt nichts, man soll es einfach nicht vergessen.

Stimmt es, dass Sie auf Ihre Pensionierung hin aus der Szene Ihrer Gegner anerkennende Glückwünsche erhalten haben?

Ja, das ist so. Ich treffe immer wieder mal alte Bekannte aus der autonomen Szene, allerdings aus dem gemässigten Umfeld. Von Freundschaften zu reden, wäre übertrieben, man ist nach wie vor kritisch, aber man kennt sich halt. Einige wenige der einstigen Aktivisten sind auf die schiefe Bahn geraten, Drogen waren ein Thema, einige sind leider gestorben. Doch die meisten Autonomen von einst haben später normal Karriere gemacht, arbeiten zum Teil beim Staat, zahlen Steuern und haben Kinder und Familie.

Jahrelang haben Sie geschwiegen, jetzt reden Sie sehr offen. Warum?

Wenn ich etwas zur gegenseitigen Verständigung und Aufklärung beitragen kann, dann noch so gerne. Vielleicht werde ich die Geschichte eines Tages als Buch niederschreiben, ich weiss es nicht. Vorerst werde ich nun ausgiebiger meinem Hobby frönen, dem Angeln.

Willy Schaffner, 64, arbeitete fast 39 Jahren bei der Stadtpolizei Zürich. 1980 bis 1985 wirkte er als verdeckter Ermittler in der linksautonomen Szene, ein Jahr nach seinem Rückzug wurde er von der *Wochenzeitung* geoutet. 1999 geriet Schaffner noch einmal kurz ins Rampenlicht, als er sich bei der Besetzung des griechischen Generalkonsulats durch kurdische Aktivisten in Zürich freiwillig als Geisel zur Verfügung stellte.



«Nicht jeder Extremist wird zum Terroristen»: Ex-V-Mann Schaffner.

«Wir sind keine Einflüsterer»

Ob Asyl oder Rassismus, Ausschaffungsinitiative oder Menschenrechtskonvention: Völkerrechtsprofessor Walter Kälin ist eine gewichtige Stimme in der Schweizer Ausländerpolitik – auch wenn er seinen Einfluss gerne herunterspielt. *Von Markus Schär*

Herr Kälin, was hat Sie dieses Jahr am meisten gefreut?

(Denkt lange nach) Es ging so schnell vorbei.

Ist das ein Grund zur Freude?

Nein, ich muss einfach überlegen, was dieses Jahr, was letztes Jahr war. Am meisten freut mich, dass wir bei einem Teil meiner gegenwärtigen Arbeit Fortschritte machten: bei der «Nansen-Initiative», einer norwegisch-schweizerischen Initiative, die sich mit Bevölkerungsbewegungen aufgrund von Naturkatastrophen und Klimawandel beschäftigt, also mit dem, was die Medien als Klimaflüchtlinge bezeichnen. Es geht darum, unter den betroffenen Staaten einen Konsens zu bilden, wie wir mit dem Problem umgehen; da hatten wir viele gute Reaktionen in Ostafrika, Südostasien, Zentralamerika.

Und was hat Sie am meisten geärgert?

Dass sich in der Schweiz das Diskussionsklima weiter verschärft hat, mit Gehässigkeiten auf allen Seiten. Das brauchen wir nicht.

Es gibt seit dem 9. Februar ja die grosse Aufregung, auch bei Ihnen?

Nein, eine grosse Aufregung ist es nicht. Das war ein Entscheid mit einer knappen Mehrheit, ein Entscheid, bei dem sich vor allem die Frage stellt, wie wir ihn verstehen. Es gibt einfach die beiden Positionen: Geht es darum, eine Initiative wortwörtlich umzusetzen? Oder darum, eine Initiative, wie andere Verfassungstexte auch, im Rahmen der gesamten Verfassung anzuschauen? Das ist eine politische Aufgabe für den Bundesrat und das Parlament.

Mit Einflüsterern aus der Akademie.

Wir sind keine Einflüsterer. Es war in der Schweiz immer unsere Rolle, nicht im Elfenbeinturm zu verharren, sondern in der Gesellschaft Verantwortung wahrzunehmen. Sie könnten uns nur als Einflüsterer bezeichnen, wenn wir das geheim machen würden; aber in dieser Diskussion herrscht ja Transparenz.

Viele Akademiker, die Ihnen nahestehen, greifen eifrig in die Debatte ein. Sie nicht.

Nein, bei diesem Thema nicht. Ich befasse mich derzeit schwergewichtig mit anderen Fragen.

Es gibt ja den aufgeregten Diskurs, die Schweiz schotte sich von der Welt ab. Erleben Sie das wirklich so?

Nein, ich erlebe die Schweiz als gespalten. Ein Teil neigt dazu, sich abzuschotten.

Die ganzen 50,3 Prozent, die ja stimmten?

In diesem Fall nicht, nein. Ich empfand diese Abstimmung nicht als fremdenfeindlich; zum Ausdruck kam viel Unbehagen gegenüber importierten Managementmethoden, gegenüber dem wenig verantwortungsvollen Umgang der Wirtschaft mit der Einwanderung.

Halten Sie sonst die Vorwürfe, die Schweizer seien xenophob und rassistisch, für berechtigt?

Es gibt solche Tendenzen. Ich sprach kürzlich mit einer dunkelhäutigen Schweizerin, die wie ich in der Innerschweiz aufgewachsen ist. Als Tochter einer Schweizer Mutter und eines afrikanischen Vaters erlebt sie durchaus Rassismus.

Wie zeigt er sich?

Sie erzählte mir, sie habe letzthin mit ihren dunkelhäutigen Kindern in einem Dorf im Neuenburgischen zu Mittag gegessen. Laut der Freundin, die sie besuchte, erzählte deren Nachbarin im Dorf herum, sie habe die Türe abschliessen müssen, weil sich Schwarze her-

«Ich erlebe die Schweiz als gespalten. Ein Teil neigt dazu, sich abzuschotten.»

umgetrieben hätten. Aber wir dürfen nicht verallgemeinern. Die pauschalen Behauptungen, alle Schweizer seien Rassisten oder – andererseits – es gebe in der Schweiz keinen Rassismus, dienen dem sachgerechten Umgang mit diesem Problem nicht.

Wie kommt es bei Ihnen an, wenn im Uno-Menschenrechtsrat Kuba, Syrien oder Simbabwe die Schweiz kritisieren?

Das ist in meinen Augen ein Fortschritt, auch wenn es absurd tönt. Jeder Staat, der die Schweiz kritisiert, muss ja akzeptieren, dass gewisse Regeln universell gelten. Das Projekt Menschenrechte lässt sich nur verwirklichen, wenn wir weltweit einen Konsens finden.

Die Schweiz nimmt, zusammen mit Schweden, mit Abstand am meisten Asylbewerber auf. Müssen wir noch mehr machen?

Es gibt ein doppeltes Problem in Europa, auch für die Schweiz, unabhängig davon, ob wir bei Dublin und Schengen dabei sind: Einerseits die Lage im Mittelmeerraum nach dem Zusammenbruch von Law and Order in Libyen, was Schlepperorganisationen ausnützen; andererseits die Fehlkonstruktion des Dublin-Systems, das jenem Land die Zuständigkeit

zuweist, das als erstes mit dem Asylsuchenden in Kontakt kommt. Wenn die Schweiz an der Aussengrenze läge, würden wir genau gleich reagieren wie Italien: Warum müssen wir alle aufnehmen? Solange es kein faires Verteilungssystem in Europa gibt, leiden auch wir in der Schweiz unter dem Problem.

Wir sind europaweit die Einzigen, die Deserteure aus Eritrea als Flüchtlinge anerkennen und zumindest vorläufig aufnehmen.

Nein, das sind wir nicht. Europaweit liegen die Anerkennungsquoten für Eritreer zwischen sechzig und achtzig Prozent. Und wir nehmen sie auch nicht als Deserteure auf. Schauen Sie die Entscheide des Bundesverwaltungsgerichtes genau an, die immer zitiert werden: Sie sagen klar, Desertieren sei kein Asylgrund, wohl aber die Art, wie Eritrea mit den Deserteuren umgeht. Das ist ein wichtiger Unterschied.

In der Praxis nicht.

Ja, auch in vielen anderen europäischen Staaten nicht.

Aber die Schweiz oder auch Europa können ja nicht ganz Eritrea aufnehmen.

Nein, wir nehmen auch nicht alle Eritreer auf. Ende 2013 hielten sich 86 Prozent der Flüchtlinge in Ländern der Dritten Welt auf. Und das Hauptproblem ist der Umgang von Eritrea mit den eigenen Leuten.

Eben. Kann man nichts dagegen machen?

Man könnte schon. Die internationalen Menschenrechtsorgane, die Uno und die EU müssten massiv Druck auf Eritrea ausüben.

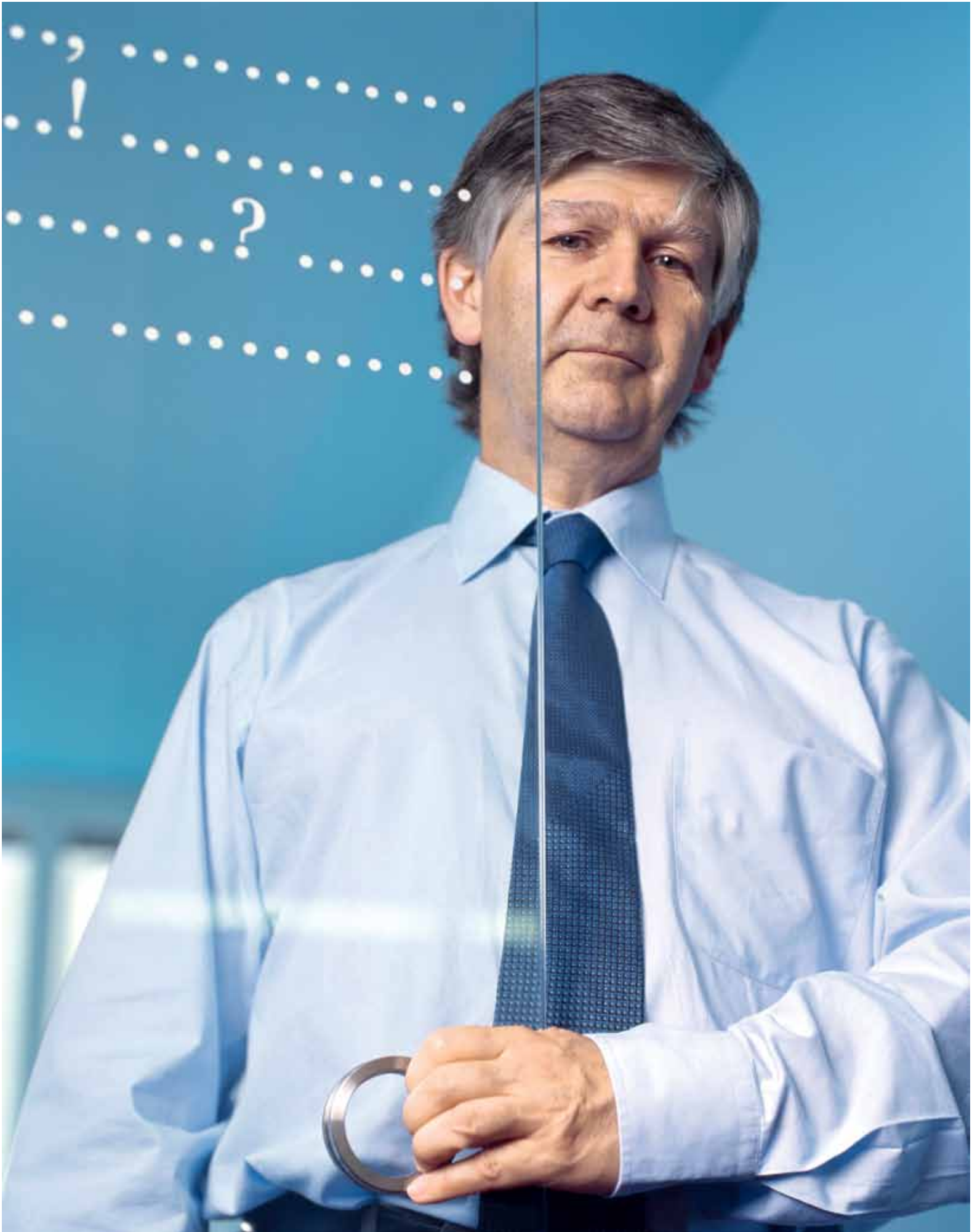
Warum machen sie es nicht?

Weil zu wenig Interesse daran besteht. Es gibt gegenwärtig derart viele Krisen, die Ressourcen und Energie absorbieren: Irak, Syrien, IS – *you name it*.

Da stellt sich die gleiche Frage: Sollen wir Flüchtlinge aus Syrien nach Europa holen?

Es ist richtig, dass wir beim Flüchtlingsproblem im Irak und in Syrien mithelfen. Angesichts der Belastung der Nachbarländer – gut ein Viertel der Bevölkerung im Libanon sind Flüchtlinge – können wir uns nicht beklagen. Wie nach dem Vietnamkrieg müssten alle Staaten bei Umsiedlungsprogrammen mitmachen; es geht also darum, einen Teil der Lasten mitzutragen. Die schweizerische Innensicht: «Alle kommen in die Schweiz, müssen wir alle aufnehmen?», ist für mich einfach eine falsche Frage.

Die richtige Frage heisst doch: Wo erzielt die Schweiz mit ihrem überdurchschnittlichen



«Wir können ja die Kriege im Irak und in Syrien nicht stoppen»: Völkerrechtsprofessor Kälin.

Anteil an Hilfsgeldern die grösste Wirkung?

Das können wir nur zum Teil beeinflussen. Wenn es ein internationales Gouvernanz-System für den Umgang mit Flüchtlingen gäbe, könnten wir uns die Frage so stellen. Aber weil es das nicht gibt, tauchen die Flüchtlinge einfach an der Grenze auf. Wir können sie doch nicht zurück ins Mittelmeer werfen.

Wir würden mit den Milliarden für das Asylwesen vor Ort hundertmal so viel erreichen.

Wir können ja nicht die Kriege im Irak und in Syrien stoppen.

Aber in Jordanien oder im Libanon helfen, was wir schon jetzt grosszügig tun.

Auch in diesen Ländern gibt es Grenzen der Aufnahme-fähigkeit. Wenn wie im Libanon rund ein Viertel der Bevölkerung Flüchtlinge sind, würden wir ebenfalls sagen: Danke für die zusätzlichen Franken, aber wir sind überlastet. Europa beherbergt nicht einmal fünf Prozent der syrischen Flüchtlinge.

Ihr Eintrag bei Wikipedia – den es nur auf Englisch gibt – preist Sie als «preeminent humanitarian». Wie soll ich das übersetzen?

(Lacht) Der Eintrag stammt offenkundig nicht von mir. Ich verdanke diese Bezeichnung wohl meiner Arbeit für die intern Vertriebenen; da hatte ich als Repräsentant des Uno-Generalsekretärs eine prominente Funktion und habe wohl auch einiges erreicht. Sie sehen da: Besserer Schutz für intern Vertriebene ist ein gutes Mittel, um die Menschen vor Ort zu halten, sogar in ihrem Heimatstaat. Die meisten gehen nicht freiwillig weg, sondern erst, wenn sie alle Hoffnung verloren haben. Auch unter diesem Aspekt empfand ich meine Arbeit als sehr sinnvoll.

Wir haben aber immer noch keine Übersetzung.

Sagen wir: jemand, der im humanitären Bereich eine wichtige Rolle spielt.

Sie leiten jetzt das Kompetenzzentrum für Menschenrechte. Warum braucht die Schweiz ein solches Zentrum?

Ob sie es braucht, wird der Bundesrat entscheiden; wir sind ein Pilotprojekt. Wenn ich sehe, was für Aufgaben wir als Dienstleistungszentrum bekommen, dann glaube ich an einen Bedarf.

Sie schreiben: «Die volle Realisierung der Menschenrechte bleibt eine Herausforderung für die Schweiz.» Warum?

Weil es für jedes Land eine Herausforderung ist. Bei den Menschenrechten geht es um Grundbedürfnisse von uns allen, und diese sind in jeder Gesellschaft gefährdet. Die Menschenrechte braucht es erst nicht mehr, wenn wir in der idealen Gesellschaft leben, also im Paradies.

So weit sind wir in der Schweiz nicht davon entfernt. Was gibt es hier für Sie noch zu tun?

Wir zeigten beispielsweise im Auftrag der Nationalen Kommission zur Verhütung von Folter die internationalen Standards für Zwangsmassnahmen bei Ausschaffungsflügen auf. Oder wir arbeiteten zum Thema Sicherheitshaft; danach ergriffen einige Gefängnisse Massnahmen. Es geht bei solchen Aufträgen immer darum, die internationalen Standards darzustellen, also nicht nur das, was verboten, sondern auch das, was erlaubt ist.

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) hat der Schweiz mehrfach verboten, kriminelle Ausländer auszuschaffen, weil sie ihre Schweizer Kinder gelegentlich sehen wollen. Warum gilt das Recht von Kriminellen auf Familienleben mehr als das Recht der Schweizer auf öffentliche Sicherheit?

Sie müssen diese Urteile genau anschauen – einige, das muss man sagen, waren auch nicht unproblematisch. Gerade im vieldiskutierten Fall eines Nigerianers machte der Gerichtshof aber klar: Es geht um die Rechte von Schweizern, also der Kinder. Und der Mann hatte sieben Jahre lang nicht das geringste Delikt begangen; also ging es nicht um die Sicherheit der Schweizer. Im Einzelfall lassen sich durchaus unterschiedliche Gewichtungen vertreten, aber das Abwägen ist wichtig und übrigens nicht neu: Der erste EMRK-Fall betraf 1959 Belgien.

Finden Sie es richtig, dass sich der EGMR als «Motor der Menschenrechte» versteht?

Da müssen wir sehen, wie die Menschenrechtskonvention entstand. Sie enthält keine Definitionen, sie schreibt also beispielsweise nicht fest, was als Schutz des Familienlebens gelten soll. Das war die Absicht: Der Gerichtshof soll die Bestimmungen auslegen, im Licht der Rechtsentwicklung in Europa.

Aber soll er den Standard vorgeben?

Jein. Der Gerichtshof sah bei der Frage des Kruzifixes in italienischen Schulen, dass es in Europa keine einheitliche Auffassung zu religiösen Symbolen im Schulraum gibt. Darum sprach er kein Verbot aus. In anderen Fällen kommt er aber nach einer Analyse zum Schluss: Doch, da gibt es einen Standard; also müssen sich auch die wenigen Staaten, die ihn nicht akzeptieren, daran halten.

Warum soll das Urteil von sieben Richtern, womöglich mit vier zu drei Stimmen, mehr gelten als der Entscheid von 1,4 Millionen Schweizer Stimmbürgern wie bei der Ausschaffungsinitiative?

Weil wir *checks and balances* brauchen; das ist für jede Gesellschaft wichtig: die historische Leistung der Aufklärung. Natürlich führt es zu Spannungen, wir müssen sie aushalten. Bei der Ausschaffungsinitiative stellt sich einfach die Frage, wie wir sie umsetzen.

Die Initiative verletzt angeblich zwingendes Völkerrecht. Dabei kann niemand sagen, was zwingendes Völkerrecht ist.

Doch, das sagen letztlich die Staaten: Völkerrecht ist Konsens. Und jene können es sagen, die für diese Aufgabe eingesetzt sind, also der Internationale Gerichtshof in Den Haag. Wir Völkerrechtsprofessoren bringen dann die Botschaft und stecken die Kritik dafür ein.

In der Durchsetzungsinitiative schrieb die SVP fest, was als zwingendes Völkerrecht gelten soll, nämlich was in der EMRK, im Uno-Pakt und seit 1999 auch in der Bundesverfassung steht. Da sagte der Bundesrat: «Ätsch, gerade wer das zwingende Völkerrecht definiert, verletzt zwingendes Völkerrecht.»

Nein, das Problem war die abschliessende Aufzählung.

Warum soll das nicht gehen?

Weil ganz wichtige Bestimmungen fehlen, wie Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Sie wollen doch nicht sagen, ein Staat könne festschreiben: Bei uns ist das erlaubt. Nochmals: Die Staaten legen im Konsens fest, was sie als zwingendes Völkerrecht anerkennen. Dieser Prozess ist nicht abgeschlossen.

Heisst das, dass Völkerrechtsprofessoren irgendetwas erfinden können, was auch noch zum zwingenden Völkerrecht gehören sollte?

Nein, Völkerrechtsprofessoren können Argumente bringen. Sie sind nur eine Stimme in einem Chor von Stimmen. Aber sie haben den Anspruch, eine Stimme im Chor zu sein.

Sie forderten dieses Jahr in einem Aufsatz, das Verhältnismässigkeitsprinzip solle zum zwingenden Völkerrecht gehören, obwohl diese Frage – wie Sie schreiben – in der Politik und der Wissenschaft noch nie aufgeworfen worden ist. Wie kommen Sie dazu?

Weil ich finde, die Diskussion über neue Schranken beim Initiativrecht ist kein guter Ansatz. Wir sollten bei dieser Diskussion, die wir führen müssen, den Ausgleich im Rahmen des geltenden Rechts suchen. Ich will ja nicht jede Initiative, die das Verhältnismässigkeitsprinzip verletzt, für ungültig erklären, sondern ich habe gesagt, der vollständige Verzicht auf die Verhältnismässigkeit sei unzulässig. Ich anerkenne, dass die Stimmbürger mit der Ausschaffungsinitiative eine härtere Praxis forderten. Aber die Frage ist: Müssen wir das auch im krassen Härtefall hinnehmen? Wollen wir auch einen Dritte-Generation-Ausländer, der ein Paar Jeans gestohlen hat, nach Eritrea ausschaffen? Wie können wir, jenseits der parteipolitischen Auseinandersetzungen, an dem festhalten, was in unserem Land immer galt: nicht Automatismen, sondern gesunder Menschenverstand?

Walter Kälin, 63, lehrt Staats- und Völkerrecht an der Uni Bern. 2004 bis 2010 wirkte er als Repräsentant des Uno-Generalsekretärs für die Menschenrechte intern Vertriebener. Seit 2011 sitzt er im Uno-Menschenrechtsausschuss. Der Professor mit Weltruf greift gerne in die Schweizer Politik ein, dieses Jahr als Berater des Parlaments bei der Umsetzung der Ausschaffungsinitiative.

Es gibt nicht die Belegschaft.
Es gibt nicht das KMU.



Jedes Unternehmen ist einzigartig. Deshalb bieten wir Ihnen passgenaue Versicherungslösungen, die Sie vor den finanziellen Folgen krankheits- oder unfallbedingter Abwesenheiten schützen.

Lassen Sie sich von uns beraten
per Telefon 058 277 18 00 oder
auf www.css.ch/unternehmen.
Ganz persönlich.



«Ein sehr realistisches Porträt»

«House of Cards» ist das Fernsehereignis des Jahres. Selbst Präsident Barack Obama wartet fiebrig auf die neuen Intrigen seines TV-Doubles Francis Underwood. Hauptdarsteller Kevin Spacey über amerikanische Politik, Serienpartnerin Robin Wright und seinen Mentor Jack Lemmon. *Von Jan Janssen*

Mr Spacey, ist Francis Underwood der Typ des skrupellosen Politikers, den es vielleicht braucht, wenn man in der Politik etwas erreichen will?

Viele Politiker, die als so verschlagen und machtbesessen wahrgenommen werden, haben in ihrer Karriere sehr viel erreicht. Lyndon B. Johnson ist ein sehr gutes Beispiel. Er war ein brutaler und raffinierter Manipulierer, aber er hat für Amerika historisch sehr bedeutsame bürgerrechtliche und sozialpolitische Reformen durchgesetzt.

Sind Sie stolz darauf, in einer Zeit zu leben, in der Drama- und andere Serien auf neue Weise im Internet verbreitet werden?

Man muss neue Möglichkeiten finden, grosse Dramen zu schaffen. Das traditionelle Fernsehen hat sich viel zu lange nicht bewegt, und in der jüngsten Zeit erleben wir, dass wunderbare Sachen von kleineren Sendern produziert wurden. Nicht alle Protagonisten müssen unbedingt sympathisch sein. Die Hauptfigur kann ein Schurke sein oder ein Antiheld. Wir brauchen innovative, neue Inhalte. Und «House of Cards» ist eine dieser Serien, die zusammen mit Netflix die Grundlage für eine wahrhaft neue Filmwelt schaffen.

Was ist aus dem Hollywood der Sechziger und Siebziger geworden, in dem so viele grandiose Dramen produziert wurden?

In den letzten fünfzehn Jahren ist Hollywood dazu übergegangen, Filme mit Superhelden oder auf der Grundlage von Cartoons zu produzieren, von denen man annimmt, dass das Publikum sie sehen will, jedenfalls ein Teil des Massenpublikums in den Kinos. Dazu kommt, dass die alten grossen TV-Sender seit mehr als zehn Jahren einen Niedergang erleben, weil sie sich gegen Innovation wehren und daran festhalten, was früher war. Aber die neueren Fernsehkanäle haben zu Serien wie «The Sopranos», «Six Feet Under», «Dexter», «Mad Men», «Game of Thrones» und «Breaking Bad» geführt. Die Fernsehsender und Filmstudios verfolgen natürlich dasselbe Ziel – Geld verdienen, aber die kleineren Sender haben gelernt, dass man Risiken eingehen muss, wenn man Erfolg haben will. Es war also unvermeidlich, dass die Drehbuchschreiber, die eigentlichen Geschichtenerzähler, die den Trend

zu Cartoonfilmen und Reality-TV und solchen Sachen frustrierend fanden, sich dem Fernsehen zugewandt haben.

Ist das ein Paradigmenwechsel für Filmserien?

Hoffentlich! Es ist eine Tragödie, dass sich das Fernsehen über Jahre hinweg selbst zerstört hat, indem es immer weniger anspruchsvolle Filme produziert hat. Mit HBO und den anderen kleinen TV-Kanälen und nun auch Netflix haben wir die Zeit und den Raum, komplexe Figuren zu kreieren und herausragende Filme zu machen. Der Erfolg dieser Shows zeigt, dass viele Leute den ganzen Schrott, den die grossen Studios auf den Markt werfen, nicht sehen wollen. Das Fernsehen ist sozusagen in das dritte Alter eingetreten, das finde ich gut.

«Sie machen sich keine Vorstellung, wie es in Washington zugeht!»

Was sagen Sie dazu, dass Präsident Obama ein Fan von «House of Cards» ist?

Ihm gefällt an unserer Serie wohl vor allem, wie Underwood die Dinge anpackt und durchzieht. Regierung und Parlament sind schon lange dysfunktional, ganz besonders seit Obamas Amtsantritt, und natürlich würde der Präsident gern in einem politischen Umfeld arbeiten können, das sehr viel pragmatischer und praxisorientierter ist. Zwischen dem Weissen Haus und dem Kongress hat es immer wieder Streit gegeben, aber sie haben jedes Mal Wege gefunden, sich zu einigen. Heutzutage gibt es diese Bereitschaft nicht mehr – aus ideologischen Gründen wird alles blockiert.

Macht es Ihnen Spass, eine Figur wie Francis Underwood zu spielen und Teil dieser Serie zu sein?

Es ist immer interessant, eine sehr komplexe und vielschichtige Figur zu spielen. Als Schauspieler hat man da sehr viel mehr Möglichkeiten als sonst. Für mich ist der Arbeitsprozess genauso interessant wie das Ergebnis, wenn nicht interessanter.

Sehen Sie Underwood als Schurken, wie ihn die Zuschauer lieben?

Überhaupt nicht! (*Lacht*) Underwood ist ein charmanter Bösewicht, ein genialer Politiker und Manipulierer. Ich will nicht bestreiten, dass er manchmal etwas Dämonisches

an sich hat, aber letztlich strahlt er die Aura eines sehr geschickten und ehrgeizigen Politikers aus. Wir bewundern die Skrupellosigkeit und die Unbedingtheit, mit der er seine Ziele verfolgt. Für mich ist er ein diabolischer, ehrgeiziger Macher. Er erreicht etwas. **Welche Gemeinsamkeiten gibt es zwischen Underwood und Shakespeares Richard III., der die ursprüngliche BBC-Produktion inspiriert hat?**

Sie haben die gleichen Motive: Macht, Intrige, Verrat und Rache. Und beide sprechen direkt zum Publikum.

Gibt es ein perverses Element in der Beziehung zwischen Frank und seiner Frau Claire?

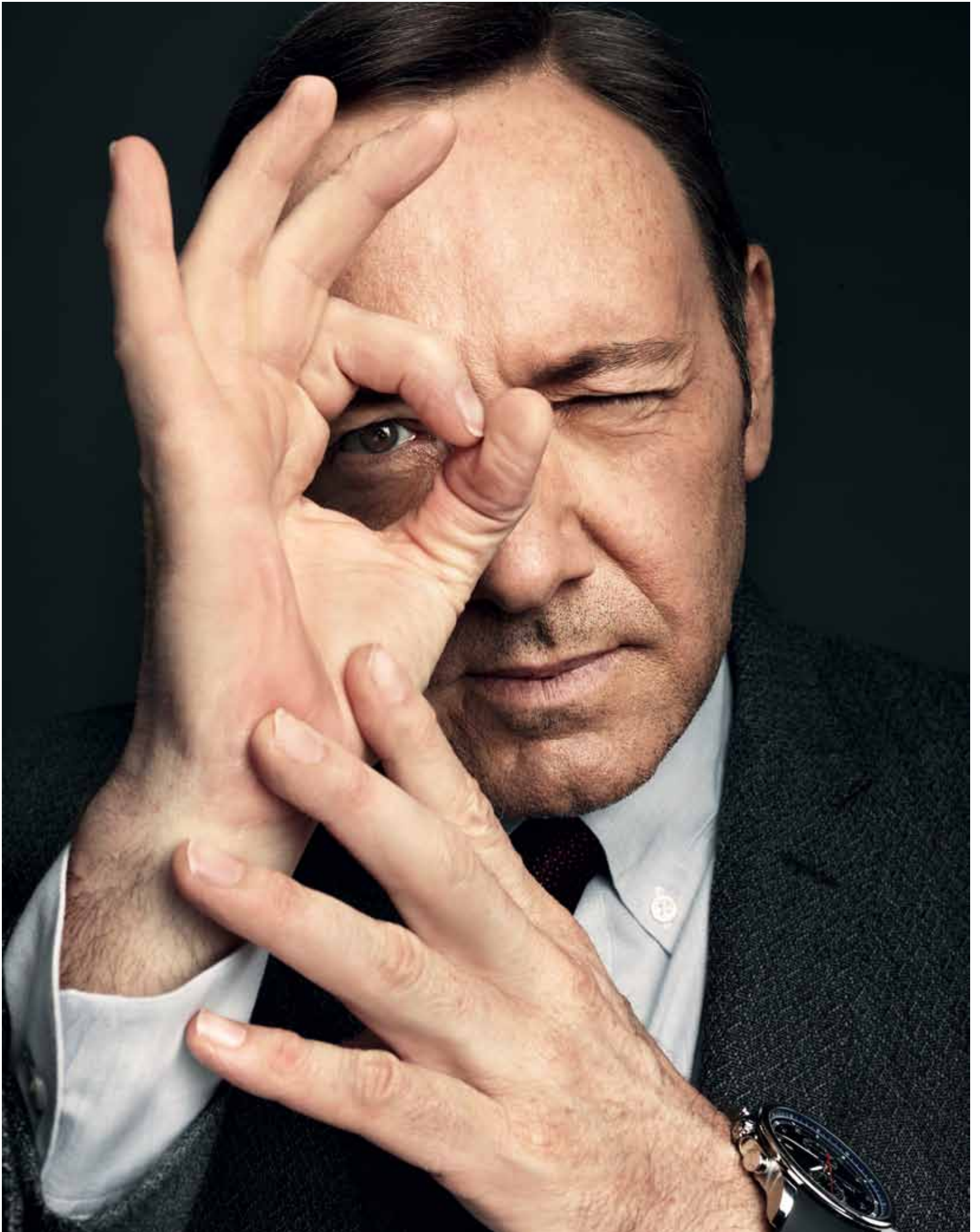
Nein. Die meisten meiner Freunde, die die Serie verfolgen, finden, dass sie eine sehr verführerische Beziehung haben. Ich würde das auch so sehen. Robin spielt die Figur wirklich fantastisch, sie hat viel Anerkennung verdient. Sie ist grossartig, sie bringt eine subtile Schärfe mit ins Spiel, die ein Gegengewicht zu Francis' Art ist.

Finden Sie, dass «House of Cards» in der Darstellung des politischen Lebens in Washington zu weit geht?

Es ist ein sehr realistisches Porträt der amerikanischen Politik. Ich kenne das Umfeld. Als ich auf der Highschool war, habe ich Briefumschläge für Jimmy Carter zugeklebt. Ich habe für John Anderson, Ted Kennedy und Bill Clinton gearbeitet. Ich bin ihnen im Wahlkampf im Bus gefolgt, und ich war oft im Weissen Haus. Sie machen sich keine Vorstellung, wie es in Washington zugeht! (*Lacht*)

Erzählen Sie uns etwas über die Kevin Spacey-Stiftung!

Wir bilden Schauspieler aus und unterstützen Schauspielschüler mit Stipendien. Als Kind habe ich gern gelesen und bin gern ins Theater gegangen. Dieses Umfeld wird mich immer inspirieren. Bis Herbst 2015 werde ich auch für das Old Vic tätig sein. Aber ich habe mit der Stiftung angefangen, weil ich einen Rahmen schaffen wollte, um anderen Schauspielern zu helfen, so wie ich als Anfänger gefördert wurde. Die Kultur des Theaters und der Schauspielausbildung sollte kein Luxus sein. Wir organisieren auch Workshops, bei denen junge Schauspieler mit grossen bekannten Schauspielern zusammenkommen und von ihnen lernen können. >>>



«Macht, Intrige, Verrat, Rache»: Schauspieler Spacey.



«Das Fernsehen ist in das dritte Alter eingetreten»: Spacey als Francis Underwood in «House of Cards».

Wer hat Sie eigentlich zur Schauspielerei gebracht?

Jack Lemmon war mein Lehrer und eine Vaterfigur. Er hat mich spielen sehen, als ich dreizehn war. Er hat gesagt: «Du bist sehr gut, du solltest in New York auf eine Schauspielschule gehen.» Das habe ich dann getan. Ich konnte lange mit Jack zusammenarbeiten, er war als Lehrer wirklich eine Ausnahmeerscheinung. Das ist ein Beispiel, dass man im Leben manchmal ein bisschen Glück braucht. Jack hat mich

unter seine Fittiche genommen und mich geformt und angespornt, das Beste aus mir herauszuholen. Jeder braucht irgendwann so eine Hilfe.

Sehen Sie Ähnlichkeiten zwischen Underwoods Ehrgeiz und Ihrem?

Ich war zu Beginn meiner Karriere sehr ehrgeizig und habe dann das meiste erreicht, was mir vorschwebte. Und dann wollte ich meinem Leben noch eine andere Wendung geben, ich beschloss, nach London zu gehen und zu schauen, was ich am Old Vic errei-

chen kann. Das war eine meiner schönsten Erfahrungen.

Sind Sie genauso arrogant oder zielstrebig wie Underwood?

Ich würde mich nicht so beschreiben, aber ich habe in der Tat die Arroganz, die man

«Ich habe in der Tat die Arroganz, die man ausstrahlt, wenn man weiss, was man kann.»

ausstrahlt, wenn man weiss, was man kann und dass man Arbeit auf dem höchsten Niveau bieten kann. Wer diese Arroganz nicht hat, wird kaum Erfolg haben, egal wo.

Sie haben in vielen wunderbaren Filmen mitgewirkt. Was ist Ihr Lieblingsfilm?

Ich hoffe, dass alles noch vor mir und nicht hinter mir liegt. Eine lange Karriere aufrechtzuerhalten, ist nicht leicht, und meist denke ich überhaupt nicht daran, wie lange ich das alles schon mache. Und dann wird mir klar, dass ich das wirklich schon sehr, sehr lange mache. Und ich finde es noch immer aufregend, morgens aufzustehen und zur Arbeit zu gehen. Das ist doch fantastisch!

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf radiocentral.ch**



RadioCentral

So empfangen Sie Radio Central: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • www.radiocentral.ch

Man muss noch Ziele haben im Leben!



«Die Linken rütteln uns wach»

Der 42-jährige Unternehmer Philippe Gaydoul hat ein aufwühlendes Jahr hinter sich. Hier spricht er über seinen berühmten Grossvater Karl Schweri, über die Schweiz und die Frage, warum ein talentiertes, kostspieliges Eishockeyteam ins Schlingern geraten kann. *Von Roger Köppel und Tom Haller (Bild)*

Herr Gaydoul, wie sieht Ihre aktuelle Stimmung Ende Jahr aus?

Ich bin ein positiv denkender Mensch, auch wenn ich es immer wieder schaffe, Problemfelder um mich herum zu schüren. Offensichtlich brauche ich das. Mit meinem Sportverein, den Kloten Flyers, erlebe ich nicht gerade den totalen Höhenflug. Im Geschäft haben wir sehr gut gearbeitet, leiden aber etwas unter dem harzigen Herbst. Ich bin zuversichtlich, dass der Jahresendspurt gut kommt.

Was bedeutet Weihnachten für Sie?

Das ist ein ganz traditioneller Anlass. Jahrzehntlang wurde Weihnachten im Kreis der engsten Familie gefeiert. Leider starb kürzlich meine Grossmutter, so fehlt uns der Ort, an dem wir uns immer getroffen haben. Ich wurde katholisch erzogen und finde es schade, dass dieser Tag des Innehaltens so sehr verkonsumiert wird.

Was ist die wichtigste Botschaft an Weihnachten?

Man ist zusammen. Man geht in die Kirche. Ganz früher gingen wir auch in die Mitternachtsmesse. Es war einer jener seltenen Tage, an denen die ganze Familie beisammen war mitsamt unserem Grossvater Karl Schweri.

Sie stammen aus einer sehr wohlhabenden Familie. Man konnte sich alles leisten. Gab es Regeln, was man einander schenkt?

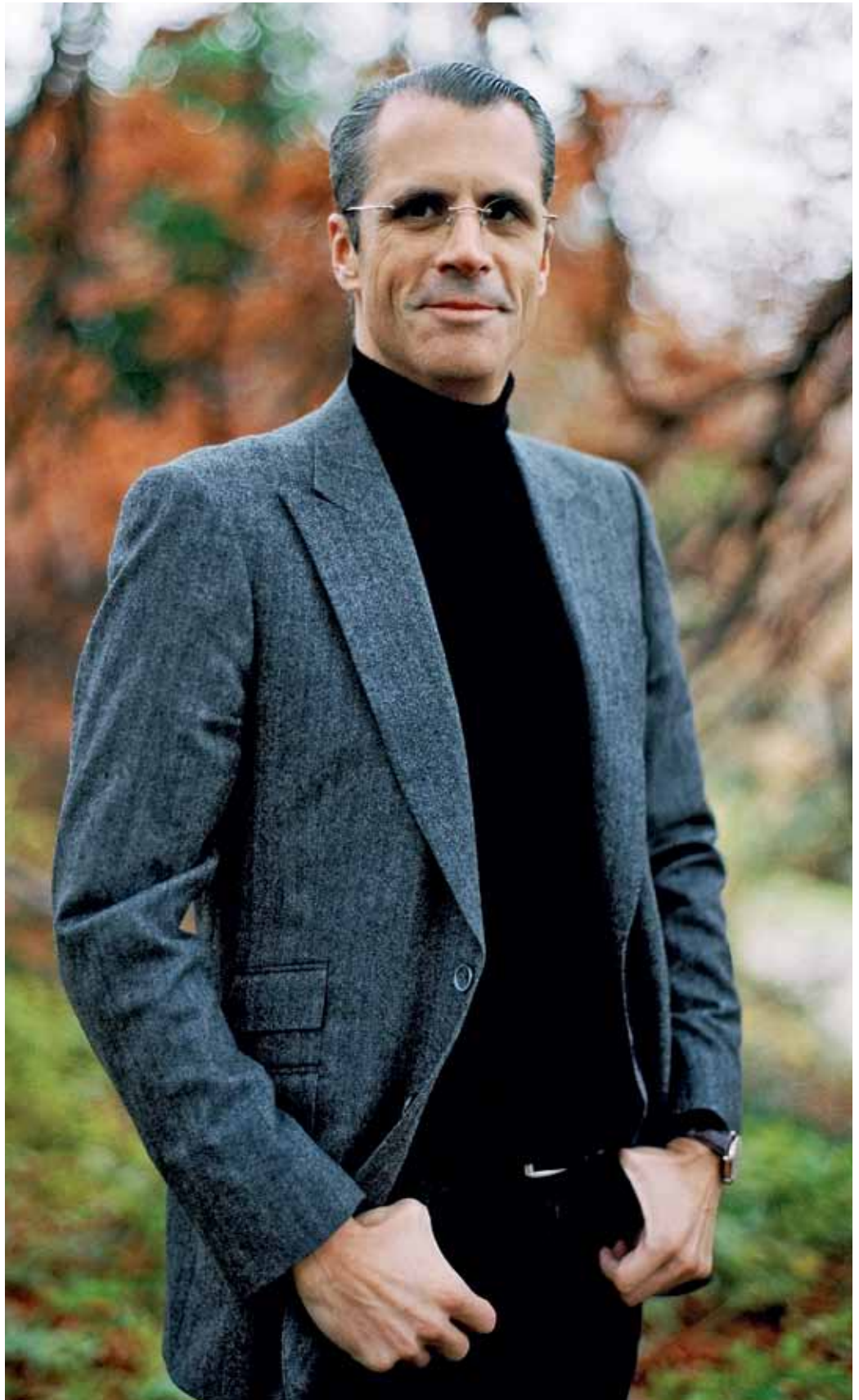
Überfluss war nie das Thema. Dem Grossvater bastelten wir etwas, was die Grossmutter dann aufstellte. Wir Kinder bekamen ein, zwei Geschenke. Man schaute auch, dass es nicht zu teure Geschenke waren. Ich bekam sicher weniger als mein Sohn heute von mir.

War Weihnachten der Tag, an dem auch der Denner-Gründer Karl Schweri das Geschäft vergessen konnte?

Da wir unseren Grossvater sonst nie gesehen haben, war Weihnachten für uns Kinder sehr speziell. Er kam immer direkt aus dem Büro. Es wurde gearbeitet wie an jedem anderen Tag auch.

Wenn der grosse Patron und Milliardenunternehmer Karl Schweri den Raum betrat, welche Stimmung stellte sich ein? Ehrfurcht? Oder war er der ganz normale Grossvater?

Das nicht. Es herrschte sicher eine ehrfurchtsvolle Stimmung. Das Stimmungsbarmometer hing direkt mit seiner Laune,



«Aus unserem Wohlstand wächst manchmal Übermut»: Unternehmer Gaydoul.

seinem Befinden zusammen. Er war gewiss nicht der normale Grosspapi.

Sie haben es geschafft, eine sehr enge Beziehung zu Ihrem Grossvater aufzubauen. Was war der Grund?

Ich musste mir das Vertrauen durch Leistung erarbeiten. Geschenkt wurde mir nichts. Das finde ich auch in Ordnung. Ich hatte mit ihm eine Geschäftsbeziehung, die immer besser wurde.

Sind Sie als reicher Mensch misstrauischer gegen andere, weil man immer vermuten muss, dass die anderen einen nur wegen des Geldes schätzen?

Nein. Im Gegenteil. Ich hätte vielleicht manchmal eher vorsichtiger sein sollen. Aber ich habe mehr gelernt, weil ich mich nicht abgeschottet habe. Ich halte mich nicht für besser oder speziell.

Gab es bei den Schweris einen wichtigen Erziehungsgrundsatz?

Disziplin, Durchhaltewillen, Selbstbeherrschung, Bescheidenheit, auch die Kraft, gegen den Strom zu schwimmen, Unabhängigkeit: Das lebte mein Grossvater vor. Loyalität ist wichtig. Mein Grossvater war sehr streng. Ich erziehe meinen Sohn entspannter.

Welche Eigenschaften des Grossvaters haben Sie weniger inspiriert?

Er war vielleicht a priori kein absoluter Menschenfreund. Er war sehr misstrauisch. Kontrolle war das wichtigste Schlagwort. Mit dem Kopf wollte er durch jede Wand. Ich lasse es bleiben, wo ich sehe: Da ist kein Durchkommen.

Was ist das grösste Problem der Schweiz?

Der Erfolg, den sie sich in den letzten Jahren erarbeitet hat: Der Hunger lässt nach.

Und was ist die grösste Qualität?

Der Erfolg, den sie sich in den letzten Jahren erarbeitet hat: Wir haben ein Vorbild, an das wir uns halten können.

Blick auf die Weltkugel: Müssen wir uns auf gute oder schlechte Entwicklungen einstellen?

Momentan wird die Weltordnung kritisch hinterfragt. Das kann es geben. Ich hoffe auf die Weitsicht der Akteure. Panik befällt mich nicht, aber einfach so locker werden wir nicht durch die nächsten Jahre kommen.

Was ist Ihr Eindruck von Putin?

Putin repräsentiert ein uraltes Spannungsverhältnis zwischen Russland und dem Westen. Man darf das nicht moralisch sehen. Es geht um unterschiedliche Interessen. Wir haben im Westen die Vorstellung, dass die Russen etwas Böses wollen. Das halte ich für falsch.

Wird Putin dämonisiert?

Ja.

Welchem ausländischen Politiker sollte man sofort das Schweizer Bürgerrecht

übertragen, damit er hier positiv wirken kann?

Wir brauchen keinen. Wir sollten auch keinen Schweizer Politiker ins Exil schicken. Ich finde, wir sollten mehr Respekt vor den Politikern haben. Sie setzen sich ein und bekommen immer weniger Anerkennung dafür. Es ist ein undankbarer Job. Was man auch macht, es ist nie recht.

Was müsste der Bundesrat jetzt konkret unternehmen, dass es der Schweiz bessergeht?

Es braucht keine Massnahme. Aber es braucht mehr Selbstvertrauen. Handkehrum: Aus unserem Wohlstand wächst manchmal Übermut. Man glaubt, sich bestimmte Dinge leisten zu können. Der Bundesrat hat Vorbildfunktion. Ist man sich dessen bewusst?

Sie denken bürgerlich. Wofür sind Sie den Linken dankbar?

Es braucht sie. Sie rütteln uns wach. Und sie testen unsere Argumente. Manche Ideen mögen extrem sein, aber sie erinnern uns daran, dass es nicht allen so gut geht in der Schweiz.

Wo suchen Sie Trost, wenn es nicht gut läuft?

Familie, Freunde, meine Partnerin, Sport. Ich

«Ich bewege gern und übernehme gern Verantwortung. Das ist mein Antrieb. Durchhalten.»

fresse nicht alles in mich rein. Vieles muss man aber allein lösen.

Sie müssten gar nicht arbeiten. Sie haben genug Geld. Eine dumme Frage: Warum arbeiten Sie?

Ich arbeite gern. Ich bewege gern und übernehme gern Verantwortung. Das ist mein Antrieb. Durchhalten.

Was sind Ihre wichtigsten Führungsprinzipien?

Man muss Vorbild sein, fleissig. Respekt, Effizienz, Weitsicht, Klarheit, Vertrauen, Glaubwürdigkeit. Man muss mit den Leuten reden.

Sie haben einen Sohn. Was ist Ihr wichtigster Erziehungsgrundsatz?

Liebe. Spass haben, ein offenes Ohr. Ich möchte ihm eine gute Ausbildung ermöglichen.

Ihnen gehört einer der traditionsreichsten Eishockeyklubs der Schweiz, die Kloten Flyers. Es läuft nicht so gut. Was unternehmen Sie dagegen?

Zuerst muss man die Probleme verstehen. Ich bin kein Freund überstürzter Entscheide und symbolträchtiger Oberflächlichkeit. Ich glaube an mein Team.

Wie ist es möglich, dass eine teure, erfahrene Mannschaft auf die schiefe Bahn gerät?

Wir waren letzte Saison allenfalls zu gut. Erfolg blendet. Aber: Im Sport menschelt es, nicht alles lässt sich ergründen.

Spitzeneishockey kostet viel Geld. Wie viel Geld sind Sie bereit auszugeben?

Unser System ist krank. Alle Vereine zahlen viel zu hohe Löhne. Die Einnahmemöglichkeiten aber sind begrenzt. Das kann auf Dauer nicht funktionieren. Man muss für eine Zeit die Ausgaben festschrauben, damit sich alle Klubs transparent sanieren können.

Sie haben den Klub finanziell gerettet, dafür aber auch Kritik und Missfallen geerntet. Ist Undank der Welt Lohn?

Es gab doch viel Dankbarkeit. Es gab auch Nörgelei. Aber wir haben auch nicht alles richtig gemacht.

Welche Schlagzeile über Sie hat Sie am meisten geärgert?

Man bezeichnet mich gern als Denner-Erbe, so als ob ich eines Morgens aufgewacht wäre und mir der Denner gehört hätte, den ich gleich darauf verkaufte. Falsch. Ich wurde wohl in eine privilegierte Situation hineingeboren, aber ich habe viele Jahre hart gearbeitet, um die Firma in jene Position zu bringen, in der sie so erfolgreich verkauft werden konnte.

Was ist Ihre grösste Stärke?

Dass ich meine Schwächen kenne. Und: Ich gebe Vertrauen und honoriere Loyalität. Loyalität ist mir wichtiger als Leistung.

Was bedeutet Ihnen Geld?

Man darf es weder unter- noch überschätzen. Ich habe mich nie an Geld orientiert. Man muss dem Geld Sorge tragen. Ich könnte auch mit viel weniger Geld auskommen.

Je mehr Geld man hat: desto grösser wird die Entspannung – oder die Angst, alles zu verlieren?

Ich habe keine Angst, Geld zu verlieren. Ich muss mein Geld nicht mit ins Grab nehmen. Ich würde aber auch nicht 200 Franken ausgeben für eine Flasche Wein im Restaurant.

Was ist Ihr wichtigstes Ziel im Leben?

Gesundheit, Zufriedenheit, Freude an der Arbeit, mit sich im Reinen sein.

Was fehlt heute konkret zu Ihrer Zufriedenheit?

Nichts. Aber es gibt Optimierungspotenzial. Die letzten drei Jahre lief es nicht so optimal, aber ich will meine Unternehmen zum Fliegen bringen. Ich schaue nach vorne.

Ihre Partnerin, Christine Maier, ist eine bekannte Journalistin. Wie sieht die beziehungsinterne Arbeitsteilung aus?

Wir beide haben ein sehr gutes Gefühl für Diskretion und Verschwiegenheit.

Was haben Sie sich für 2015 vorgenommen?

Beruflich stimmt die Richtung. Gesund bleiben. Mit dem Rauchen aufhören.

Philippe Gaydoul ist Chef der Gaydoul Group, zu der unter anderem das Modeunternehmen Navyboot und der Strumpfwarenhersteller Fogal gehören. Gaydouls Karriere begann mit einer KV-Lehre bei Denner, dem von seinem Grossvater Karl Schweri gegründeten Discounter. 2001 übernahm er dort die Gesamtverantwortung; 2007 konnte er das Unternehmen an die Migros verkaufen. Seit Sommer 2012 ist er zudem Mehrheitsaktionär und Präsident beim Eishockeyklub Kloten Flyers.

«Das Herz redet mit dem Hirn»

Professor Thomas Lüscher, international bekannter Chefarzt der Herzklinik am Zürcher Universitätsspital, kontert die Kritik der *Weltwoche*. Ausserdem spricht er über Forschungsfeindlichkeit, den wichtigsten Muskel des Menschen und den Sinn des Lebens. Von Roger Köppel und Christian Aeberhard (Bild)

Herr Prof. Lüscher, die *Weltwoche* hat Ihnen im Zusammenhang mit einem Lehrbuch im letzten Winter vorgeworfen, Autorenrechte missachtet zu haben. Was sagen Sie im Rückblick dazu?

Ihre Vorwürfe waren massiv übertrieben. Bei dem von Ihnen hochgespielten Fall handelt es sich um die zwanzigste Auflage eines Lehrbuchklassikers aus den fünfziger Jahren. Bei einigen der Kapitel wurde viel umgeschrieben, bei anderen weniger. Die früheren Autoren sind immer erwähnt worden. Und mit Verlaub: Ich habe mehr Lehrbücher herausgegeben als viele andere Mediziner in der Schweiz. Es liegt mir daher fern, mich auf Kosten von Kollegen zu profilieren.

Immerhin wurden Sie von der Uni gerügt.

Das fand ich ungerecht, aber letztlich habe ich es akzeptiert. Das lag wohl auch an einem gewissen öffentlichen Druck aufgrund Ihrer Berichterstattung. Ich will niemandem böse Motive unterstellen, aber in Zürich herrscht eine unglaubliche Überversorgung mit Herzspezialisten und zu vielen Herzzentren. Das führt leider zu einer Stimmung, in der sich die Ärzte bisweilen gegenseitig vermehrt schlechtzumachen versuchen.

Ein anderer Vorwurf der *Weltwoche* betraf Ihren Umgang mit einem Artikel über Betablocker in einer Zeitschrift, deren Herausgeber Sie sind. Sie haben den Artikel aus dem *European Heart Journal* geworfen und gleichzeitig einen eigenen Artikel zum Thema publiziert. Das wurde als, zurückhaltend formuliert, unelegant empfunden.

Sie sehen das falsch. Der besagte Artikel verglich das Risiko von Betablocker-Einsätzen bei Operationen mit den Opfern der Terrorherrschaft von Diktatoren wie Pol Pot oder Mengistu. Das fand ich derart geschmacklos und polemisch, dass ich den Artikel nach einer irrtümlichen Publikation durch den verantwortlichen Redaktor der *News section* «Cardio Pulse» im Heft online zurückzog und eine balancierte Darstellung bringen musste, weil die Leser verunsichert waren. Die Autoren Cole und Francis haben sich inzwischen bei mir entschuldigt für den Vergleich und für die Schwierigkeiten, die mir dadurch entstanden seien.

Und noch ein Streitfall: Sie haben 2013 eine Herzoperation durchgeführt, die live an einen Ärztekongress in Paris übertragen

wurde. Die Patientin musste wiederbelebt werden, es gab Kritik und sogar eine Anzeige gegen Sie. Da ist doch vieles falsch gelaufen.

Zunächst: Es ist schlimm, wenn man von einem Kollegen anonym angezeigt wird für etwas, was ein bekanntes Eingriffsrisiko ist und allen Herzchirurgen passieren kann und auch passiert – dass nämlich während einer Operation ein Patient wegen einer vorübergehenden Rhythmusstörung kurz wiederbelebt werden muss. Die Staatsanwaltschaft, die den Fall untersuchte, wies alle Vorwürfe scharf zurück und sprach von einer missbräuchlichen Anzeige. Wir haben die Situation im Team hervorragend gemeistert.

Aber Sie müssen sich doch fragen, warum Sie wiederholt zur Zielscheibe wurden.

Nobody is perfect, aber solche Angriffe werden leider in der Schweiz besonders gern gemacht. Deshalb gehe ich öfter ins Ausland, um mich zu erholen. (*Lacht*) Die Schweiz hat vielleicht etwas Mühe mit Leuten, die erfolgreich sind. Ich darf sagen, dass wir mit der Herzmedizin in Zürich international beachtet werden. Wir haben Einfluss, werden zitiert, meine Mitarbeiter und ich werden an bedeutende Universitäten eingeladen wie zuletzt als Gastprofessor nach Harvard. Wir platzieren immer wieder Mitarbeiter als Chefarzte im Ausland wie kürzlich an der Charité in Berlin und am Karolinska in Stockholm. Ich selber habe viele in- und ausländische Patienten, die offenbar zufrieden sind. Das Universitätsspital Zürich ist ein interna-



«Frauen sind ganz klar im Vorteil»: Herzchirurg Lüscher.

tional beachtetes medizinisches Zentrum und eine Kaderschmiede. Das löst auch Neid aus. Als ich hier als Chef anfang, stand ich plötzlich über früheren Oberärzten. Das war eine heikle Ausgangslage und löste zu Beginn sehr viele Emotionen aus. Mein Ziel aber ist, dass Zürich eine Spitzenadresse für Herzmedizin ist.

Haben Sie Ihr Ziel erreicht?

Zürich war in der Herzmedizin immer eine hervorragende Adresse. Zum Beispiel wurde hier die Herzchirurgie durch Senning mitentwickelt und die Ballondilatations-Methode durch Grüntzig erfunden. Heute gehören wir beim Thema Gefässerkrankungen zu den weltweit bekannten Stationen und sicher zu den Top Ten in Europa.

Was sind die grössten aktuellen Herausforderungen?

Das Finanzielle ist wichtig geworden. Ich habe ein enges Budget. Wir müssen sehr profitabel arbeiten, um andere, weniger profitable und dennoch wichtige Bereiche des Uni-Spitals zu unterstützen. Wir erarbeiten im Herzzentrum einen guten Teil des Gesamtgewinns. Gerade deshalb muss

hart gerechnet werden. Alles wird besser, aber es wird auch teurer.

Wie sieht es auf der medizinischen Seite aus?

Die Herzmedizin ist stark beim Behandeln, aber von einem eigentlichen Heilen sind wir noch weit entfernt. Viele Patienten kommen immer wieder zurück. Das treibt die Kosten hoch. Wir müssten in Zukunft in der Lage sein, das Herz zu regenerieren, nicht bloss zu stabilisieren. Hier wird die Stammzellenforschung eine wichtige Rolle spielen. Leider hat sich die Forschungsfeindlichkeit in der Schweiz massiv verstärkt. Es ist unglaublich, welche Steine jungen Forschern in den Weg gelegt werden, durch überlastete Ethikkommissionen oder komplizierte Regulierungen des Tierschutzes.

Können Sie das etwas ausführen?

Forschung am Menschen bewegt sich zwischen dem wichtigen Schutz des Patienten und dem Anliegen, Neues für die Zukunft zu untersuchen. Das birgt immer Risiken, die gering gehalten werden müssen. Das Ausmass der Bürokratie, die mit einer Einreichung einer Studie vergesellschaftet ist, die komplizierten formellen Anforderungen und Auf-

lagen sind heute enorm. Nicht alles dient dem Schutz des Patienten. Die Bewilligungszeiten sind im internationalen Vergleich sehr lang geworden, was für den Forschungsplatz Schweiz nicht von Vorteil ist. Gleiches gilt für Tierversuche, die umsichtig geplant werden müssen – auch hier ist die Güterabwägung wichtig. Ganz ohne Tierversuche geht es nicht. Die administrative Regulierung ist

«Die Schweiz hat vielleicht etwas Mühe mit Leuten, die allzu erfolgreich sind.»

heute so stark, dass bei geringsten Änderungen des Forschungsplans, wie sie häufig aufgrund von Zwischenresultaten erforderlich sind, erneut ein Gesuch eingereicht werden muss, was oft Wochen in Anspruch nimmt. Der Bewilligungsaufwand für Forschung ist für unseren Nachwuchs zermürend.

Wie gefährlich ist heute eigentlich ein Herzinfarkt noch?

Die medizinischen Fortschritte der letzten Jahrzehnte sind überwältigend. US-Präsident Eisenhower erlitt 1955 beim Golfspielen einen Herzinfarkt. Alles ging schief. Sein Arzt merkte es erst 24 Stunden später. Das Elektrokardiogramm musste aus einem anderen Spital geholt werden. Die Börse brach ein, Milliardenverluste resultierten. Damals starben fünfzig Prozent aller Infarktpatienten, weil man nichts machen konnte. Eisenhower aber hatte Glück, er überlebte. Noch gab es keinen Defibrillator gegen das Kammerflimmern, es gab keine Betablocker und keine Medikamente gegen Blutgerinnsel in den Herzgefässen. In Zürich wurde 1977 die Ballonkatheter-Methode erfunden, die man aber erst mit Hilfe neuer Medikamente wirksam einsetzen konnte. Dank diesen Innovationen liess sich die Sterblichkeit von 50 Prozent auf heute 5 Prozent senken.

Gibt es heute eine sichere Methode zur Vermeidung oder wenigstens zur Minderung von Infarktrisiken?

Grundsätzlich ist das eine für Menschen typische Erkrankung. Bereits bei altägyptischen Mumien erkennt man die Gefässverkalkung und Spuren von Infarkten. Ramses II. litt unter Arteriosklerose – obwohl es damals noch kein Fastfood gab. Die Gefässverkalkung ist genetisch im Menschen angelegt. Ausschlaggebend ist das Cholesterin: Der Mensch hat einen dreimal höheren Cholesterinspiegel als Primaten, einen fünfmal höheren als Hunde. Von daher kommt das grössere Infarktrisiko. Dieses lässt sich heute mit cholesterinsenkenden Medikamenten und Aspirin um etwa die Hälfte reduzieren.

Der Mensch ist eine Fehlkonstruktion?

So kann man das nicht deuten. Man vermutet, dass der hohe Cholesterinspiegel sich als



Infektschutz in der Evolution herausgebildet hat. Cholesterin bot Überlebensvorteile, als man noch nicht so alt wurde wie heute. Inzwischen haben wir weniger Infekte, dafür spüren wir die Risiken des Cholesterins. Dieser Nachteil wird evolutionär nicht beseitigt, weil er meistens erst beim alten Menschen auftritt, wenn Partnerwahl und Kinder keine Rolle mehr spielen. Ohne Cholesterin gäbe es praktisch keinen Herzinfarkt.

Bringt es etwas, sich cholesterinarm zu ernähren?

Leider nicht sehr viel. Das Cholesterin wird zu einem kleinen Teil – etwa 20 Prozent – im Darm aufgenommen, das meiste wird in der Leber produziert. Der Spiegel ist stark genetisch vorgeprägt. Man kann es modifizieren, mediterrane Ernährung ist hilfreich, aber man kann alles richtig machen und trotzdem an einem Herzinfarkt sterben.

Das Herz ist ein zentraler Muskel der Menschen. Inwiefern prägt uns dieser Muskel?

Die Philosophen und Dichter sahen im Herzen den Sitz der Gefühle. Das ist eine Illusion. Der Sitz der Gefühle ist das Hirn, aber das Hirn hat sehr viele Nerven zum Herzen, deshalb wird das Herz stark vom Hirn beeinflusst, übrigens auch negativ. Es gibt Stressmuskelerkrankungen. Das Hirn redet mit dem Herzen, und das Herz redet mit dem Hirn.

Wirkt das Herz auf die Persönlichkeit?

Nein. Das haben wir von den Herztransplantationen gelernt. Wenn das Herz ausgewechselt wird, bleibt man der gleiche Mensch. Das Herz ist nicht die Heimat der Seele. Das Herz ist eine reine Pumpe, emotional aber stark vernetzt. Und beeindruckend: Aristoteles schrieb zu Recht: «Das Leben beginnt mit dem ersten und es endet mit dem letzten Herzschlag.» Dazwischen schlägt das Herz ungefähr drei Milliarden Mal. Es ruht nie aus, ausser in jenem Bruchteil einer Sekunde, da es jeweils stillsteht.

Verlängert Ausdauersport mein Leben?

Wer einen tieferen Puls hat, lebt länger. «Deine Haare sind gezählet», heisst es in der Bibel, aber eigentlich sind die Herzschläge gezählt. Die Schildkröte hat mit 24 eine weit tiefere Herzfrequenz als die Radfahrerlegende Indurain. Deshalb wird die Schildkröte über hundert Jahre alt. Die Maus hingegen kommt mit 600 Herzschlägen pro Minute auf nur zwei, drei Jahre. Der Mensch steht dazwischen.

«Fass dir ein Herz»: Was hat das Herz mit Mut zu tun?

Nichts. Entschlossenheit entsteht im Hirn, im Sympathikus, dem vegetativen Nervensystem. Es braucht ihn, damit wir rennen, jagen oder fliehen können. Das war fürs Überleben sehr wichtig, ist es heute aber auch im hektischen Alltag.

Sind Mut oder Angst angeboren?

Solche Grundhaltungen sind angeboren, aber man kann sie durch Training beeinflussen.

Kann man sich auf seine angeborene Ängstlichkeit testen lassen?

Die Neuropsychologen können das. Die Frage ist, ob man es wissen will.

Wie unterscheidet sich das Herz der Frau vom Herzen des Mannes?

Frauen sind im fruchtbaren Alter besser geschützt. Infarkte sind bei ihnen ganz selten, etwa bei Diabetes oder genetischen Defekten. Frauen sind hier gegenüber Männern ganz klar im Vorteil, deshalb leben sie auch länger. Da das weibliche Herz etwas kleiner ist und im Alter noch kleiner und steifer wird, häufen sich dann allerdings gegenüber dem Mann die Beschwerden.

Was ist das beste Training fürs Herz?

Velofahren oder Crosstrainer. Jogging ist für den Kreislauf gut, aber schlecht für Bänder,

«Wenn das Herz ausgewechselt wird, bleibt man der gleiche Mensch.»

Sehnen und Gelenke. Wichtig: Man darf nicht zu viel trainieren. Die hervorragend trainierten schwedischen Langläufer haben häufiger Vorhofflimmern, weil der Herzvorhof durch die anhaltende Belastung grösser wird, das ist wie bei Rennpferden. Also: Dynamisches Training wie Velofahren ist günstig, im Alter auch massvolles Krafttraining zur Erhaltung der Muskelmasse.

Was ist für Sie persönlich die Faszination des Herzens?

Die Herzmedizin ist sowohl fürs Hirn wie für die Hand interessant. Faszinierend ist zum einen die Forschung mit ihrer unglaublichen Entwicklung der letzten Jahre, zum anderen hat man als Operateur grosse therapeutische Möglichkeiten. Als Neurologe beispielsweise können Sie viel verstehen, aber weniger tun. In der Kardiologie können Sie viel verstehen und viel machen.

Sie sind politisch liberalkonservativ, freisinnig im klassischen Verständnis. Warum haben Sie immer an öffentlichen Spitälern und nie im privaten Sektor gearbeitet?

Wenn man die Medizin forschend mitgestalten will, kann man das nur an einer Uniklinik tun. Ich habe sicher auch Unternehmmergeist. Den muss man hier einfach anders einsetzen. Es braucht mehr Geduld. Auf der anderen Seite dürfen wir Dinge tun, die keinen Gewinn abwerfen müssen.

Sie kennen die USA sehr gut: Plädieren Sie im Sinne der Spitzenmedizin für privat finanzierte Universitäten?

Ja, sehr – zumindest zum Teil. Die besten amerikanischen aber auch die besten briti-

schen Universitäten stützen sich stark auf private Donationen ab. Ich staune, wie weit es die Schweiz ohne wesentliche Donationen gebracht hat. Naturwissenschaftliche Disziplinen kosten heute sehr viel. In Europa war die von Altkanzler Gerhard Schröder lancierte «Exzellenzinitiative» hervorragend. Deutschland wird in der Medizin eine noch bessere Position erreichen.

Soll man einen Greis mit Herzinfarkt noch aufwendig operieren?

Als ich Assistent war, wurden Herzpatienten über 65 nicht mehr operiert. Das ist heute anders. Kürzlich kam ein Neunzigjähriger mit Infarkt in den Notfall, alle Gefässe waren verschlossen ausser einem kleinen Ast. Ich habe ihn gefragt, von wo er gekommen sei. Er antwortete: «Von zu Hause.» Dann fragte ich ihn, ob er noch täglich Zeitung lese, was der Patient bejahte. Daraufhin operierte ich ihn, obwohl vorübergehend ein Einsatz eines künstlichen Herzens notwendig war. Man darf niemanden aufgrund seines Alters diskriminieren. Wenn ältere Menschen in guter Verfassung und selbständig sind, dann lohnen sich auch aufwendige Eingriffe.

Der Arzt entscheidet über Leben und Tod.

Dieser Verantwortung müssen wir uns stellen. Heute gilt die Faustregel: Je älter ein Patient ist, desto stärker müssen wir eine mögliche Verbesserung seiner Beschwerden gewichten. Bei jüngeren Patienten steht die Verlängerung der Lebenserwartung im Vordergrund.

Welchen Grundsatz haben Sie in Ihrer Laufbahn bis zum Chefarzt immer beachtet?

Man muss sich eine sinnvolle Tätigkeit suchen, die einen erfüllt. Ich habe Freude an meiner Arbeit und finde es grossartig, dass ich dafür bezahlt werde. Es braucht Mut, genau das anzustreben, was einen wirklich fasziniert. Ich sage den jungen Leuten, dass sie diesen Mut aufbringen sollen.

Sie haben auch Philosophie studiert. Was ist der Sinn des Lebens?

Man kann die Antwort nur im Leben selber finden. Wenn man am Schluss zurückblickt und sagt: «Ich habe für mich und für andere etwas Vernünftiges gemacht.» Deshalb habe ich Freude an unserer Kadenschmiede, die junge Leute, die ganz anders ticken, aus der ganzen Welt anzieht.

Thomas Lüscher, 62, ist Professor und Klinikdirektor der Kardiologie am Universitätsspital Zürich und Leiter des Center for Molecular Cardiology der Universität Zürich. Er hat über 400 Originalarbeiten und Review-Artikel verfasst. Vom Institute for Scientific Information wurde er als einer der meistzitierten Wissenschaftler weltweit klassifiziert, und er hat zahlreiche Forschungspreise erhalten. Lüscher hat er drei Start-up-Firmen gegründet, die sich mit der Entwicklung eines Blutdruckgerätes, der Durchführung klinischer Forschung mit internationalen Multicenter-Studien und dem klinischen Management von ausländischen Patienten beschäftigen.

Dem Hintern sei Dank

Kim Kardashians Allerwertester spuckt Gold wie einst Grimms Goldesel. Kardashians Kehrseite bricht alle Internetrekorde. In der multikulturellen Warengesellschaft kommt das Sehen vor dem Reden und ganz sicher vor dem Denken. *Von Regula Stämpfli*

Gemeinhin gilt der «Arsch der Welt» nicht gerade als der Platz, an den es einen zieht. Besitzt man hingegen *den* Arsch der Welt, besuchen ihn Millionen (na ja, wenigstens virtuell). Die Dame erzielt mehr Klicks als der Islamische Staat, Angela Merkel und Udo Jürgens zusammen (allein über 96 Millionen auf einer einzigen Webseite). Grund genug, dem kulturphilosophischen Potenzial von Kardashians Kehrseite nachzuforschen. Im Jargon von Immanuel Kant meinen wir nämlich, dass der Podex im digitalen Fokus mehr über uns und unsere Anschauung erzählt als über das Ding an und für sich.

Blicken wir zurück: Schon vor 200 Jahren begeisterte ein üppiges Hinterteil die Salons von London und Paris. Damals war es die «Venus aus dem Hottentottenland», Sarah Baartman. Ihre als «abnorm» apostrophierte Anatomie sorgte für einen öffentlichen Wirbel, den 96 Millionen Klicks von heute durchaus nicht unähnlich. Der grosse Publikumserfolg damals wie heute gründet in der expliziten Darstellung weiblicher Geschlechtsmerkmale. Damals war er eindeutig rassistisch, heute eher versteckt. Doch damals wie heute ist unklar, inwieweit hier an dieser Front die «entwürdigten» Frauen (zeitgenössischer O-Ton zu Sarah Baartman) mitunter die eifrigsten Mittäterinnen sind.

Leitmedien war gestern

Kim Kardashian jedenfalls gehen solche Interpretationen sprichwörtlich völlig am Arsch vorbei. Ihrem Hintern sei Dank, klingelt ihre schon üppige Kasse. Und ganz ehrlich? Wäre ich wieder sechzehn Jahre alt und allein Geld meine Motivation, ich entschiede auch bewusst, ob ich jetzt in meine Körbchengrösse und meinen Hintern oder in mein Hirn investieren soll.

Kardashians Selbstentblödung, Pardon, -entblössung ist freiwillig und bringt wesentlich mehr ein als eine politologische Expertise. Der postindustrielle Kapitalismus bietet Frauen mittlerweile einen sehr lukrativen



«Körperoptimierungsideologie»: Kim Kardashian.

Markt: denjenigen für Körperteile. Bei den Apple- und Facebook-Managerinnen inklusive diverser «feministischer» Professorinnen oder Ethikerinnen sind es die Gebärmütter, die Eier, bei Kardashian nun halt der Hintern.

Wer Kim Kardashian deshalb verurteilt – obwohl Kim Kardashians schlichtes Gemüt durchaus das Potenzial hat, jeden denkenden Menschen in kulturpessimistische Depressionen zu stürzen –, liegt ziemlich daneben. Schliesslich berichten nicht nur Boulevardmedien, sondern auch die *Süddeutsche Zeitung* und die *NZZ* genüsslich über ihren Hintern. Leitmedien war gestern, heute heisst es: möglichst unter der Gürtellinie.

Wie in den *freakshows* vergangener Zeiten, als Zwerge und Mutanten allein schon durch ihre Existenz dem Publikum dessen schein-

bare «Normalität» bescheinigten, soll nun Kardashians Hinterteil gleichzeitig «Norm» als auch «Abnorm» inszenieren.

Die mediale Schlacke von schiefgegangenen Botoxbehandlungen, abartig aufgespritzten Lippen, lächerlich grossen Silikonbrüsten oder eben beeindruckenden Hinterteilen verweist alle Frauen dorthin, wo die multikulturelle Warengesellschaft sie gern positioniert: Im Zentrum steht das Sehen, nicht das Reden und mit Bestimmtheit nicht das Denken.

Die Klickruhm-Gesellschaft lebt von Paradoxen. Wer heutzutage wirklich Kohle verdienen will, kann dies nicht nur mit einer superglatten Oberfläche, sondern erreicht dies spektakulär mit ans Monströse grenzender Inszenierung. War es vor sieben Jahren noch der Blick auf die glattrasierte Vulva, steht nun der geölte Hintern im Zentrum. Mit Arthur Schopenhauers «Auch das Zufälligste ist nur ein auf entferntem Wege herangekommenes Notwendiges» meine ich: «Zeigen Sie mir den Arsch, und ich erkläre Ihnen die Welt.»

Wahrheiten auf der Toilette

Der slowenische Philosoph Slavoj Žižek musste sich vor Jahren noch mit Toiletten begnügen. Er verglich er in gut phänomenologischer

Manier französische, angloamerikanische und deutsche Toiletten und kam zum präzisen Schluss: «Die Deutschen wollen die Scheisse, die sie produzieren, auch noch sehen.» Heute wird diese nicht nur gesehen, sondern ist durchaus gesellschaftsfähig.

So ist es sicher kein Zufall, dass Kardashians Arscherfolg mit dem zauberhaften Buch und Millionseller «Darm mit Charme» der Deutschen Autorin Giulia Enders korrespondiert. Die Körperoptimierungsideologie bringt nun also auch die Ausscheidungen ins Rampenlicht. Millionen von Menschen wollen alles über ein «unterschätztes Organ» wissen, da darf ja auch die Hülle in voller Grösse nicht unbeachtet bleiben. Und da jede Bewegung eine visuelle Ikone braucht, ist Kardashians Po mehr als genug. ○

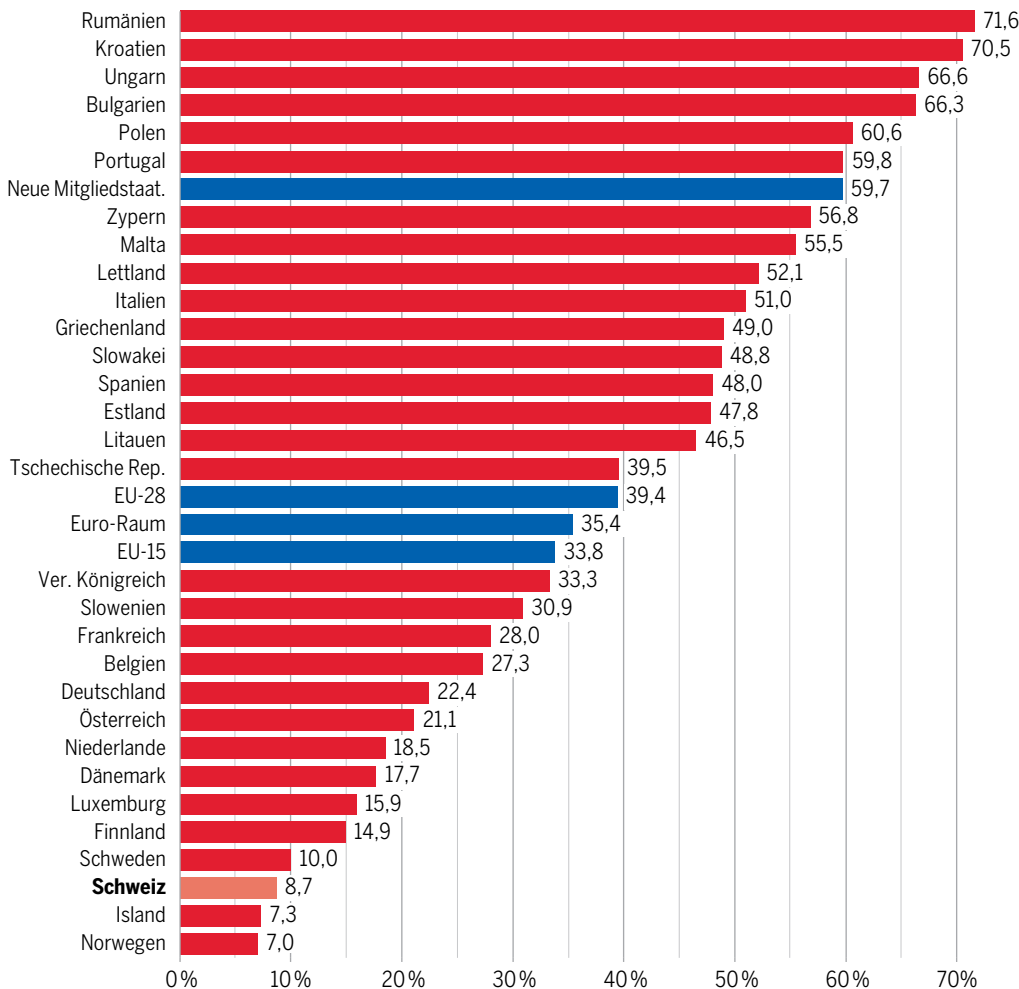
Das Jahr in sieben Statistiken

Wie viele Schweizer können sich keine Ferien leisten? In welchem Alter wird geheiratet? Wie hoch ist der monatliche Lohn? Wie viele Ausländer sind in Haft? Von Peter Keller

1 WOHLSTAND

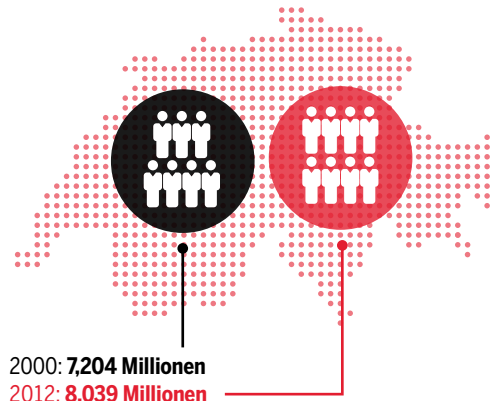
Auch 2013 gehörte die Schweiz zu den Ländern mit dem höchsten Lebensstandard in Europa. Trotz hohen Preisniveaus ist die finanzielle Situation der Schweizer Bevölkerung im (kaufkraftbereinigten) Vergleich sehr gut: 1,7-mal höher als in Italien und 1,3-mal höher als in Deutschland oder Frankreich.

Zu tiefes Einkommen – kein Geld für Ferien. Anteil Personen, die in einem Haushalt leben, der nicht in der Lage ist, eine Woche Ferien pro Jahr weg von zu Hause zu finanzieren, 2013

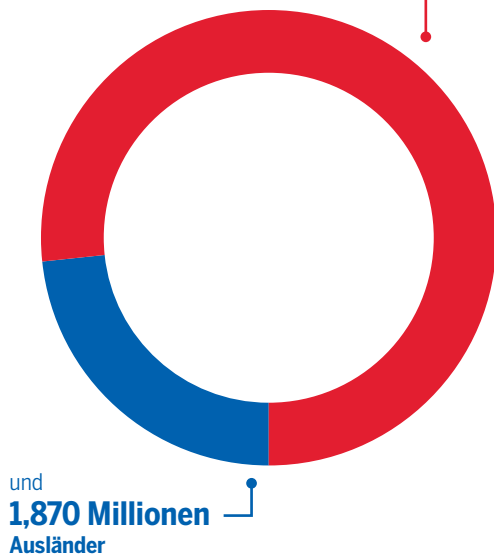


3 BEVÖLKERUNG

Stand 2012



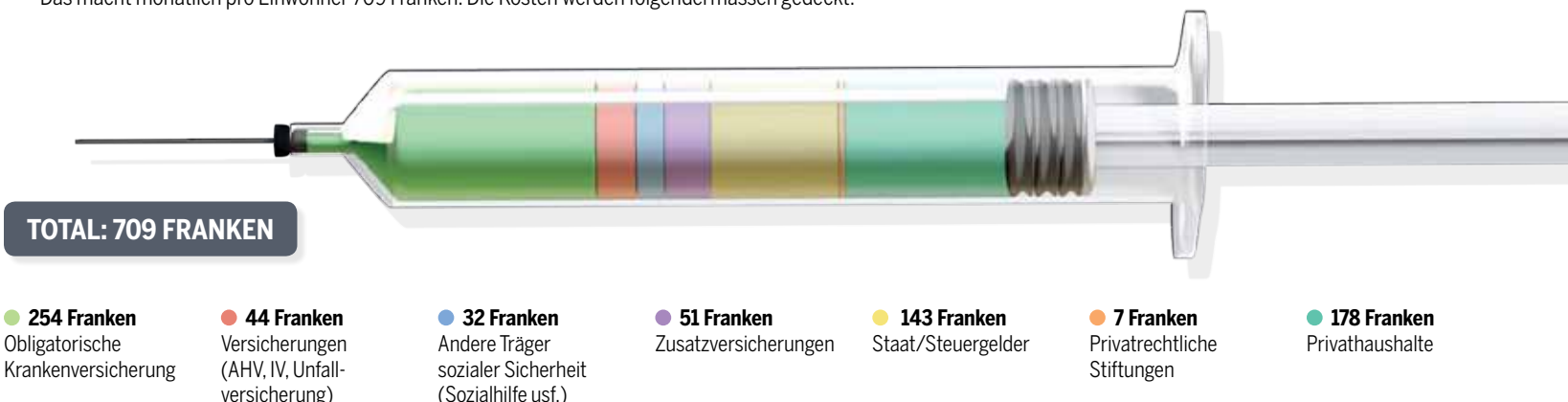
Davon waren
6,169 Millionen
Schweizer



QUELLE: EUROSTAT - EU-SILC 2013

2 GESUNDHEITSKOSTEN

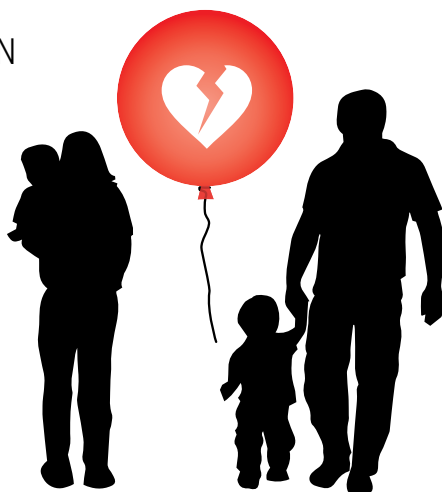
Mehr als jeder zehnte Franken in der Schweiz fliesst ins Gesundheitswesen: 11,5 Prozent des Bruttoinlandprodukts oder 68 Milliarden Franken. Das macht monatlich pro Einwohner 709 Franken. Die Kosten werden folgendermassen gedeckt:



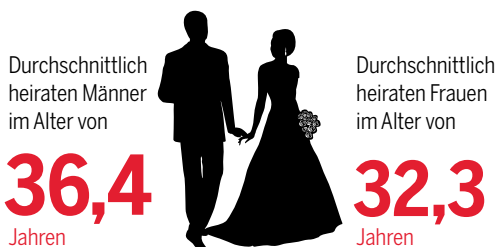
4 HEIRATEN, SCHEIDUNGEN, GEBURTEN 2012

2012 gaben sich 42 654 Paare das Jawort

Im gleichen Jahr wurden 693 gleichgeschlechtliche Partnerschaften eingetragen



17 550 Ehen wurden geschieden und 126 gleichgeschlechtliche Partnerschaften wieder aufgelöst.

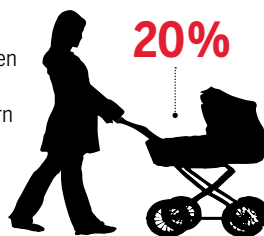


2012 haben sich 6321 Paare einem Verfahren der medizinisch unterstützten Fortpflanzung unterzogen. Bei mehr als einem Drittel der Behandlungen kam es zu Schwangerschaften, die zu rund 2000 Geburten führten.

Total kamen 82164 Kinder auf die Welt.
► Schweizer: 59 684 ► Ausländer: 22 480

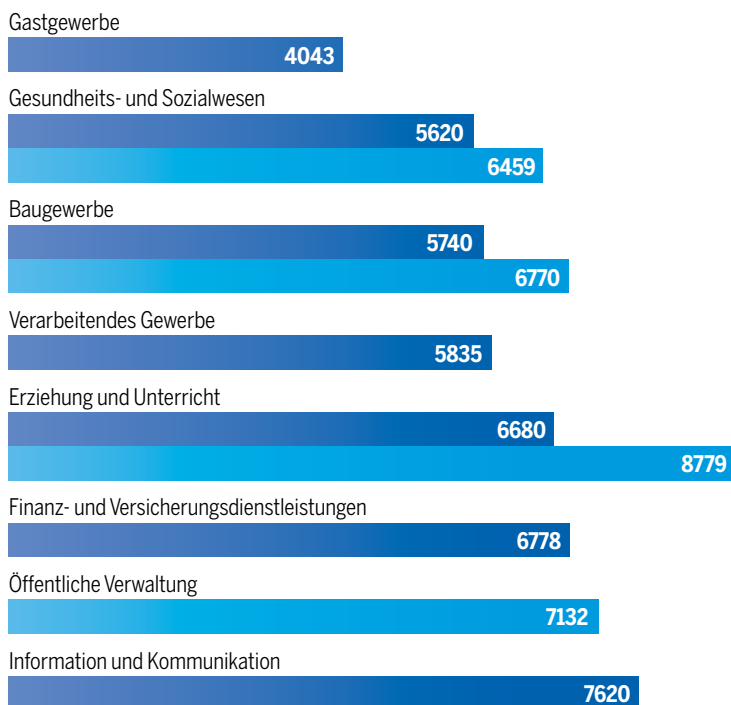
Rund ein Fünftel aller Kinder werden von nicht-verheirateten Müttern geboren.

1980 waren es lediglich 4,7%



5 MONATLICHER BRUTTOLOHN Nach Wirtschaftszweig (ohne Kaderfunktionen), in Franken

■ Privater Sektor ■ Öffentlicher Sektor



Baugewerbe:
Unterschied 1030 Franken

Erziehung und Unterricht:
Unterschied 2099 Franken



6 KRIMINALITÄT Zahlen und Fakten 2013

725 687 erfasste Straftaten 2013

REKORD:
3667
Insassen
2013

Verurteilte Personen im Straf- und Massnahmenvollzug 1999 bis 2013
+35%

2104 Personen in Untersuchungs- oder Sicherheitshaft

Am Stichtag (4.9.2013) befanden sich 2104 Personen in Untersuchungs- oder Sicherheitshaft: Über die Hälfte der Personen waren Ausländer ohne Aufenthaltsbewilligung, ein Fünftel Ausländer mit Aufenthaltsbewilligung, 8 Prozent Asylsuchende und 18 Prozent Schweizer.

7 ARBEIT

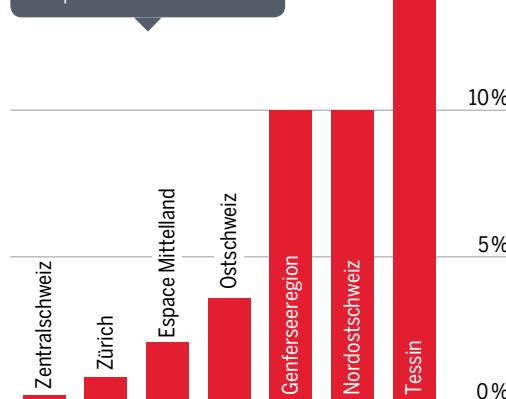
Im 3. Quartal 2014 zählte die Schweiz insgesamt 4,925 Millionen Erwerbstätige. Die Erwerbslosenquote lag bei 4,8 Prozent:

- Schweizer: 3,9 Prozent
- Ausländer aus EU-28/Efta: 5,7 Prozent
- Ausländer aus Drittstaaten: 12,4 Prozent

Rund 34 Prozent der Erwerbstätigen arbeiten Teilzeit, davon sind 78 Prozent Frauen.



Ende 2013 waren in der Schweiz insgesamt 278 500 ausländische Grenzgänger tätig. Seit 2008 (216 400 Grenzgänger) ist die Anzahl um 28,7 Prozent gestiegen. Im Jahr 2000 waren es noch rund 150 000. Allein das Tessin zählt 59 807 ausländische Grenzgänger, was jedem vierten Arbeitsplatz entspricht.



«Was bringt Musik, die niemand mag?»

Melanie und Annemarie Oesch eilen mit der Familienband Oesch's die Dritten von Erfolg zu Erfolg. Sie sind mindestens 300 Tage im Jahr zusammen. Wie hält man diese engen Familienbande aus? Ein intimes Gespräch mit Mutter und Tochter. Von Philipp Gut und Stephan Bösch (Bilder)

Was bedeutet Familie für Sie?

Melanie Oesch: Sehr viel. Wir hatten schon immer einen engen Zusammenhalt. Ich habe schon als Kind viel gemeinsam mit den beiden Brüdern unternommen. Die Eltern hatten bis im Jahr 2006 einen Bauernbetrieb. Ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als auf einem Bauernhof aufzuwachsen, weil man einfach sehr viele Freiheiten hat. Wir wurden aber auch in bestimmte Arbeitsprozesse integriert.

Kinderarbeit?

Keine Angst, wir waren keine Sklaven! Es machte mich stolz, Teil eines funktionierenden Ganzen zu sein. Ich lernte früh, wie wichtig es ist, einen guten Zusammenhalt zu haben – sei es zu Hause, im Betrieb, auf der Skipiste oder in der Musik. Das hat mich bis zum heutigen Tag geprägt.

Das gemeinsame, harmonische Musizieren gründet also im familiären Alltag?

So bekam es auch Tiefgang. Wir haben nicht einfach gesagt, es wäre jetzt noch cool, wenn wir etwas Musik machen könnten, sondern es wuchs alles auf beinahe natürliche Weise.

Was Ihre Tochter da erzählt, klingt alles perfekt. Ist die Einschätzung realistisch?

Annemarie Oesch: Dass man als Familie so viele Dinge gemeinsam macht und so viel Zeit miteinander verbringt, mag für Ausenstehende utopisch und klischeehaft scheinen. Aber es ist so. Wir sind nicht nur eine Familie, wir waren stets auch ein Team.

Sie betonen das harmonische Familienleben. Doch Sie, Melanie, sind der Star: Alle reden nur von Ihnen, Sie stehen überall im Zentrum. Führt das nicht auch zu Spannungen? Gibt es Neidgefühle?

Doch, auf jeden Fall. Das ist ein schwieriger Punkt, der uns täglich herausfordert. Zu Beginn war der Fokus sogar noch stärker auf mir als heute. Es war schwierig für uns, in der Öffentlichkeit eine Familie, eine Band zu sein. Es haben alle gesagt, das gehe nicht, ich müsse es allein machen oder mit den Brüdern zusammen. Aber ich habe mich gegen diesen Weg entschieden, weil wir wissen, was wir aneinander haben. Es war klar: so oder gar nicht.

Auch Journalisten wollen meist nur Sie interviewen.

Interviews sind das eine, ich bin ja auch so etwas wie das Sprachrohr der Familie. Krasser ist es bei Fernsehshows, wo oft nur von

mir die Rede ist und nicht von den Brüdern Kevin und Mike. Wer schon einmal an einem Konzert war, der weiss, dass alle wichtig sind.

Annemarie Oesch, spüren Sie manchmal bad feelings bei der übrigen Familie?

Das gibt es schon. Etwa bei Fotogeschieden, wo es heisst, man könne nur eine Person auf der Titelseite haben. Oder drei, aber nicht fünf. Da gibt es schon Kämpfe. Wir heissen ja auch nicht Melanie Oesch und Band, sondern Oesch's die Dritten.

Mütter können es oft besser mit Söhnen als mit Töchtern. Ist das bei Ihnen auch so?

Annemarie: Nein, ich habe es sehr gut mit meiner Tochter.

Melanie: Wir sind zwar sehr verschieden, uns verbindet aber auch sehr viel. Wir haben viele gleiche Interessen. Oder manchmal die gleichen Ideen. Wir sprechen oft gleichzeitig dasselbe aus. Es gibt manchmal Tage, an denen wir dieselben Farben tragen oder dieselben Dinge kaufen, ohne uns vorher abgesprochen zu haben.

Annemarie: Melanie hat die gleichen musikalischen Vorlieben wie ich, sie hört Dinge, die ich früher auch gern hörte.

Zum Beispiel?

Melanie: Die Anfänge der Rockmusik, den Woodstock-Sound. Solche alten Sachen.

In der Freizeit hören Sie keine Volksmusik?

Doch, das auch. Ich habe eine grosse Vorliebe für den Naturjutz, aus allen Regionen der Schweiz. Ich höre gern Country, finde auch Blues, Folk sehr spannend. Es gibt ja Leute, die sagen, wir seien die Kelly Family der

«Ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als auf einem Bauernhof aufzuwachsen.»

Volksmusik. Wir hätten auch in den 1960er Jahren leben können – und es hätte gepasst.

Könnten Sie sich vorstellen, in dieser Richtung etwas zu machen?

Es fliessen immer wieder solche Elemente ein. Auf dem neusten Album hat es eine Blues- und eine Rock-'n'-Roll-Version. Leute, die uns live nicht kennen, finden dann, was das solle. Wenn sie aber an einem Konzert sind und es im Kontext des ganzen Programms erleben, dann fragt niemand mehr. Jeder von uns bringt halt seine ganz persönlichen Vorlieben mit rein, Farben und Ideen. Das verschmilzt dann zu einem Ganzen.

In jeder Familie gibt es Allianzen, eingespielte Muster, die sich wie ein Naturgesetz wiederholen. Wie ist das bei den Oesch's?

Annemarie: Musikalisch gibt es diese enge Verbindung zwischen meinem Mann und Melanie, vor allem, wenn es um den Jutz geht. Sie verstehen sich blind. Administration und Buchhaltung liegen bei uns Frauen.

Wie verteilen Sie die Einnahmen?

Annemarie: Wir sind ein KMU, das in dieser Hinsicht ganz normal funktioniert: Jeder bekommt seinen Lohn.

Was passiert mit dem Gewinn?

Melanie: Es kommt drauf an, ob es Gewinn gibt. (Lacht) Wir investieren sehr viel, zum Beispiel im technischen Bereich. Wir sind da sehr fortschrittlich und versuchen, das Maximum herauszuholen.

Gibt es nie Streit ums Geld?

Nein.

Worüber streiten Sie denn?

Annemarie: Eher um kreative Dinge. Im Team und in der Familie gibt es ganz heisse Diskussionen. Ohne Konflikt, ohne Diskussion kann nichts Neues entstehen.

Wo liegt das grösste Konfliktpotenzial?

Melanie: Bei Anfragen für Auftritte und Projekte. Das ist oft eine Generationenfrage. Was für den Vater manchmal gar nicht wichtig erscheint, ist für meine Brüder und mich sehr wichtig. Hier einen Konsens zu finden, ist manchmal schwierig. Social Media zum Beispiel: Das kann er nicht nachvollziehen.

Wer gibt eigentlich den Takt an? Musikalisch und überhaupt?

Melanie: Es kommt darauf an, in welchem Bereich, aber über alles gesehen, bin ich das wahrscheinlich.

Annemarie: Musikalisch, kreativ, strategisch sicher der Vater und Melanie. Wir anderen sind mehr der ausführende Teil. Wir geben aber auch gern unseren Senf dazu.

Gibt es harte Kritik?

Melanie: Zum Teil schon. Ich habe manchmal gewisse schräge Ideen, bei denen sie finden, das sei völlig unnötig und gehe nun gar nicht. Manchmal braucht es einfach etwas mehr Zeit und interne Überzeugungsarbeit. Ich wollte beispielsweise seit vielen Jahren eine Vinyledition zu machen. Seit Beginn dieses Jahres sind wir nun bei Universal Music unter Vertrag, und dort wurde mein Wunsch erhört. Es hat mehr als ein halbes Jahr gebraucht, um alle Familienmitglieder zu überzeugen. Ich musste sie wirklich *überschnure*.



«Kelly Family der Volksmusik»: Annemarie und Melanie Oesch (vorne) mit Familie.

Worin liegt die Stärke einer Familienband, die auch ein Familienunternehmen ist?

Annemarie: Wir sind aus dem gleichen Holz geschnitzt. Wir ticken gleich, nicht immer zwar, aber das Grundgerüst ist dasselbe.

Melanie: Wir haben dieselbe Philosophie. Wir gehen in dieselbe Richtung. Manchmal ist es schwierig, jemand Aussenstehendem zu erklären, wie wir genau funktionieren.

Sie verstehen sich sehr schnell, auch non-verbal. Ein Problem für Urs Meier, den Akkordeonisten, der nicht zur Familie gehört?

Melanie: Urs hat sich sehr gut integriert, sowohl als Person und Freund als auch musikalisch. Aber es gibt trotzdem immer wieder Momente, wo es mehr Worte braucht, als wir es gewohnt sind.

Melanie, Sie haben die Musik quasi mit der Muttermilch eingesogen und sind

schon als zehnjähriges Mädchen auf der Bühne gestanden. Haben Sie nie daran gedacht, auszubrechen, einen anderen Weg zu gehen?

Nein. Die Musik ist etwas ganz Zentrales in meinem Leben, und alles, was ich erlebt habe, steht im Zusammenhang mit Musik. Ich könnte mir höchstens vorstellen, irgendwann auch einen eigenen musikalischen Weg zu gehen oder vielleicht parallel noch etwas zu machen.

Frau Oesch, erinnern Sie sich an den ersten Jutz Ihrer Tochter?

Ich weiss noch, dass sie schon sprach, bevor sie gelaufen ist. Kommunikativ war sie schon immer! Sie hat sogar gesungen, als sie noch nicht einmal laufen konnte. Damals ist mir das nicht speziell aufgefallen, weil Musik bei uns immer dazugehörte. Wenn wir übten, schlief sie daneben.

Wie war Melanie eigentlich als Kind?

Sehr vorbildlich. Sie hat nie pubertiert, aber vielleicht kommt das ja noch, wenn sie älter wird. *(Lacht)* Als Kleinkind war sie sehr vorsichtig. Sie ist ehrgeizig und gewissenhaft. Sie verlangt viel von sich, aber auch von ihrem Gegenüber. Das ist manchmal anstrengend.

Mit Ihrem neuen Album «Wurzeln und Flügel» schafften Sie es auch dieses Jahr wieder auf die vordersten Plätze der Hitparade. Manche Puristen rümpfen die Nase über Ihre freie Interpretation der Jodeltradition. Stört Sie das noch? Oder macht der Erfolg immun?

Melanie: Es gab eine Zeit, als es sehr an mir nagte, weil man auch meine Art zu jodeln kritisierte. Ich habe schon früh als Solo-Jodlerin an Wettbewerben teilgenommen und gemerkt, dass mir das zusagt. Ich realisierte aber auch, dass dies allein nicht reicht und dass ich mich musikalisch anders ausleben musste, damit es für mich stimmt. Das habe ich ge-

macht, ohne Rücksicht auf andere. Bis zum heutigen Tag.

Sie lagen auch im Clinch mit dem Eidgenössischen Jodlverband.

Der Verband schränkt den Jodelstil ein bisschen ein, so wird die Silbe «i» beispielsweise ungern gehört, anders als in Österreich und Bayern. Gewisse Techniken sind vorgegeben. Manchmal halte ich mich daran, und manchmal halt nicht. Ein Jodel aus dem Tirol, aus Grossbritannien oder aus Australien hat mich genauso fasziniert wie ein traditioneller Schweizer Naturjutz. Ich habe bald gemerkt, dass mir das

Switchen relativ leichtfällt und auch das Showelement. So habe ich angefangen, alles wild zu kombinieren.

Annemarie: Wir haben uns nie in eine Schublade stecken lassen. Wenn man erfolgreich ist, spielt es letztlich keine Rolle, wie man es macht. Das Etikett «volkstümlich» finde ich das schlimmste.

Wie würden Sie Ihren Stil bezeichnen?

Wir machen Volksmusik, *musique populaire*.

Melanie: Ich würde sagen, wir machen einfach Oesch-Musik. Von Volksmusik über Schlager bis zum Blues. Wir suchten nie den Weg über einen Verband, sondern über die Bühne und das Publikum.

Sie füllen Konzertsäle in halb Europa, sogar in den USA. Welche Unterschiede stellen Sie fest?

Jenseits der Schweizer Grenze nehmen uns die Leute als viel traditioneller wahr.

Wie ist es in Amerika?

Für den Amerikaner ist das Jodeln absolut faszinierend, er ist schon ab dem ersten Ton begeistert.

Und im deutschen Sprachraum?

Die Leute sind in Deutschland oder in Österreich, ich will nicht sagen: unanständiger, aber sie kommen mehr aus sich heraus.

Annemarie: Sie verlangen auch mehr. Sie sind besitzergreifender. Der Schweizer ist zurückhaltender. Manche kennen gar nichts. Das macht der Schweizer nicht.

Melanie: Man kann es nie voraussagen, es kann sehr gesittet sein und dann plötzlich völlig chaotisch.

Stellen Sie Unterschiede zwischen Welsch- und Deutschschweiz fest?

Annemarie: Unbedingt! Der Romand hat weniger Vorurteile, er geht einfach Musik hören und möchte einen schönen Abend haben. Der Deutschschweizer bildet sich



«Das Einfache wird übersehen»: Oesch's die Dritten in Wattwil SG.

meistens schon vor dem Konzert eine Meinung, er hat ein klares Bild, das sich erfüllt oder nicht.

Was bedeutet Heimat?

Annemarie: Heimat ist für mich dort, wo ich mich wohl fühle, meine Umgebung, wo ich mich zurückziehen kann, wo meine Wurzeln sind. Die Berge. Dort, wo wir zu Hause sind.

Melanie: Heimat ist für mich ein Ort oder ein Umfeld, wo ich mich nicht erklären muss.

Als musikalisches Exportprodukt stehen Sie auch für Schweizer Werte. Welches Bild macht man sich im Ausland von der Schweiz? Welches sind Ihre Erfahrungen?

Die Leute reden immer gern von den Schweizer Gegenden, die sie selber besucht haben.

Annemarie: Die Natur ist sehr wichtig. Dann bestimmte Grundwerte und Qualitäten, wie die Pünktlichkeit, die für uns normal sind.

Sie sind für viele eine Art Projektionsfläche für das rustikale Glück einer heilen Alpenwelt. Wie gehen Sie damit um, wenn sich die Realität widerspenstiger zeigt?

Melanie: Ich fühle mich eher geehrt, wenn wir das ein Stück weit verkörpern dürfen! Wir versuchen, mit unserer Musik den Alltag etwas zu verschönern. Im Leben passiert sehr viel anderes: Probleme und Sorgen in der Arbeitswelt und anderswo. Es ist wichtig, dass man das einmal vergessen und gute Momente geniessen kann.

Was schätzen Sie besonders, wenn Sie von einer längeren Tournee zurückkehren?

Das Essen.

Annemarie: Ja, definitiv.

Was denn genau?

Kaffee.

Melanie: Das Brot finde ich in der Schweiz einmalig. Salatsauce. Rivella. Schoggi.

Wie sehen Sie die Zukunft der Schweizer Volksmusik? Gibt es da einen Trend?

Die Schweizer Volksmusik ist sehr breit aufgestellt. Die Szene ist lebendig. Im Moment boomt die innovative Volksmusik, die ganzen Ethno-Elemente. Es finden sehr viele Vermischungen statt. So wie es ein Bligg macht und andere.

Eine gute Phase?

Eine sehr gute! Die Menschen haben gemerkt, wie das verbindet. Das ist vielleicht der Schlüssel. Man sucht manchmal zu weit, das Einfache wird übersehen. Am Ende kommt es darauf an, wer auf der Bühne steht. Wenn du mit einfachen Elementen etwas bewirken kannst und der Funke überspringt, dann ist es gut. Wenn man etwas Kompliziertes spielt, das niemanden interessiert, ist das weniger

gut. Was bringt eine Musik, die niemanden anspricht?

Gibt es auch Konzerte, an denen es nicht läuft? Was machen Sie dann?

Das gibt es. Es ist gefährlich. Man muss dann aufpassen, dass man sich nicht hintersinnt und sich nicht verrennt. Wir treten manchmal an Firmenanlässen als Überraschungs-Act auf. Wenn wir dann auf der Bühne stehen, merkt man sofort, dass einige das nicht so toll finden. Am Schluss kommen sie aber und sagen: «Ich würde nie eine CD kaufen, aber es war cool.» Ein schönes Kompliment. Wenn man Leute begeistern kann, ohne dass ihnen der Musikstil eigentlich gefällt.

Hat es in den letzten Jahren eine Weihnacht oder einen Silvester gegeben, an denen Sie nicht irgendwo auf der Bühne standen?

Annemarie: Letztes Jahr kamen wir am 23. Dezember nach Hause. Weihnachten ist heilig. Silvester muss manchmal weichen.

Wie viele Tage im Jahr sind Sie insgesamt mit der Familie zusammen?

Melanie: Dreihundert. Mindestens.

Wo finden Sie Freiräume, Auszeiten von der Familienbande?

Annemarie: Diese Freiräume muss man sich nehmen, das musste auch gelernt werden. Und sei es nur im Bus oder im Hotelzimmer.

Melanie: Das ist einer der schwierigsten Punkte im ganzen Gebilde: das Private und das Berufliche zu trennen.

Wird es dereinst Oesch's die Vierten geben?

Keine Ahnung.

Annemarie: Ich kann das nicht beeinflussen. Das liegt nicht in meiner Macht.

Melanie, 27, und Mutter Annemarie Oesch, 51, sind die Sängerinnen der Volksmusikgruppe Oesch's die Dritten aus Schwarzenegg im Berner Oberland. Aktuelles Album: «Wurzeln und Flügel» (Universal)

Innovationsträger mit fortschrittlicher Technik.



Der neue Passat. So souverän wie Sie.

Wer im neuen Passat Platz nimmt, ist jederzeit souverän unterwegs. Neben dem sportlichen Äusseren und dem grosszügigen Inneren begeistert er mit Innovationen wie dem Active Info Display – dem ersten komplett digitalen Cockpit in einem Volkswagen. Weitere Highlights sind intelligente Assistenzsysteme wie der Stauassistent, die 360°-Umgebungsansicht Area View oder die mobilen Online-Dienste Car-Net. Bereits für Fr. 31'300.–* bei Ihrem Volkswagen Partner. Erleben Sie den neuen Passat souverän bei einer Probefahrt. Mehr Informationen: www.passat.com



Das Auto.

«Ich verteidige unser System»

Seit April ist Mark Branson oberster Bankenaufseher der Schweiz. Wie will der ehemalige UBS-Kadermann den Finanzplatz vor Krisen schützen? Und wie reagiert er auf Kritik aus dem Ausland?
Von R. James Breiding, Florian Schwab und René Ruis (Bild)

Mehr als alle anderen Wirtschaftszweige gründet der Bankensektor auf Vertrauen. Im letzten Jahrzehnt hat der Ruf der Bankiers gelitten, nicht nur bei Kunden und Aktionären, sondern auch bei der Bevölkerung. Der Wiederaufbau des verlorenen Vertrauens obliegt auch den Aufsichtsbehörden. Sie müssen Ursachen finden und versuchen, sie zu beseitigen. Doch was für Leute sind diese Aufseher?

Wir treffen Mark Branson, Chef der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma), in den Zürcher Büros seiner Behörde in der Nähe des Stauffachers. Das unglamouröse Umfeld kontrastiert mit dem nur wenige Fahrminuten entfernten Bankenzentrum an der Bahnhofstrasse. Dort war der Brite früher erfolgreich als UBS-Manager tätig. Vor vier Jahren wechselte er als Leiter der Bankenaufsicht zur Finma und wurde im Frühling zum Nachfolger Patrick Raaf laubs berufen. Branson, ausgerüstet mit einem Kugelschreiber mit Schweizerkreuz-Emblem, begrüsst uns. Er wirkt aufgeräumt und gibt in tadellosem Deutsch Auskunft. Durch den Schleier der trockenen Regulierungsmaterie blitzt hier und dort sein feiner Humor.

Herr Branson, vor ein paar Wochen hatten wir den Eindruck, dass die Finma gegenüber der UBS ein nicht ganz überzeugendes Exempel statuiert hat. Es ging um den Vorwurf unlauterer Praktiken im Devisenhandel.

Gleichzeitig haben vier Untersuchungsbehörden weltweit ihre Verfahren abgeschlossen. Auch die britische Finanzmarktaufsicht hat Sanktionen gegen fünf Banken verhängt, und deren tiefste Busse in diesem Fall geht stärker ins Geld als ihre höchste Libor-Busse. Das zeigt, dass die Praktiken überall als gravierende Marktmanipulation wahrgenommen wurden.

Bringen solche Rekordbussen etwas?

Sie treffen nur sehr indirekt diejenigen, die ein Problem verursacht haben. Wir haben keine Bussenkompetenz. Wir ergreifen Massnahmen, die langfristig wirken. Das ist anspruchsvoller. Bei der UBS versuchen wir, einen nachhaltigen Effekt zu erzielen, indem wir auf Anreizsysteme einwirken.

Kürzlich kam der Ökonom Ernst Fehr in einer Studie zum Ergebnis, dass Banker weniger ehrlich sind als der Rest der Bevölkerung. Sie waren selber in den wilden



«Wenn etwas schiefliegt, merkt man das sofort»: Finma-Chef Branson.

2000er Jahren bei der UBS. Sind Sie mit dieser Aussage einverstanden?

Das ist ein klassisches Huhn-Ei-Problem: Zieht ein Anreizsystem bestimmte Leute an oder löst es Verhaltensweisen aus, die in einem anderen Umfeld nicht vorkämen?

Warum sind Sie vor fünf Jahren von der UBS zur Finma gewechselt?

Als sich die Gelegenheit bot, wurde mir klar: Hier kann ich viel mehr lernen als bei einer anderen Bank. Es gibt vielleicht fünf bis sechs Positionen auf der Welt, in denen Sie die Verantwortung für die Aufsicht über einen wichtigen Finanzplatz haben. Zudem war natürlich das Umfeld nach der Finanzkrise sehr fordernd. Das hat mich gereizt.

Hatten Sie damals schon die Perspektive, Nachfolger von Patrick Raaflaub zu werden?

Ganz und gar nicht.

Als Finma-Chef steht man beständig in der Kritik. Wie gehen Sie damit um?

Der Druck gehört dazu. Wenn die Branche unter Druck steht und die Aufsichtsbehörde eine wichtige Rolle spielen muss, dann sind wir unter Beobachtung. Für die einen sind wir zu streng, für die anderen zu wenig streng. Keine Kritik würde bedeuten, dass wir etwas falsch machen oder dass das Umfeld sehr langweilig ist. Faire Kritik bringt uns ja auch weiter.

Welche Kritik empfanden Sie als unfair?

Die Spanne reicht von unfair bis absurd...

Zum Beispiel, dass Sie eine Art angelsächsischer Agent auf dem Finanzmarkt seien?

Manchmal hiess es US-Agent, manchmal britischer Agent. Die Doppelagent-Theorie gehörte für mich auf jeden Fall in die Kategorie «amüsant».

Woran messen Sie Ihren Erfolg?

Unser Erfolg besteht darin, grössere Probleme zu verhindern. Das ist per definitionem unsichtbar. Wir wissen ja nicht, welche Gefahren entstanden wären ohne unsere Interventionen. Und notabene, ohne dass diese Einflussnahme öffentlich bekannt wird. Von dem her ist bei verhinderten Ereignissen die Erfolgsmessung nicht einfach. Wenn etwas schiefgeht, merkt man das dagegen sofort, und sehr schnell kommt die Frage: Wo war die Aufsicht?

Sie werden sehr dafür gelobt, dass sich die Finma mehr als früher bemühe, nicht nur vom Schreibtisch aus zu qualifizieren. Deckt sich das mit Ihrer Zielsetzung?

Ja. In der Bankenaufsicht haben wir in den letzten fünf Jahren sehr viel verändert in Richtung einer direkteren, weniger theoretischen Aufsicht. Das bedeutet mehr Präsenz und mehr Austausch vor Ort. Wir wollen mehr wissen über die Risiken der Unternehmen und der Branche – kein Vergleich zur Situation vor der Krise von 2008.

Das heisst: Unter Ihrem wachsameren Auge kann jetzt keine Krise mehr entstehen?

Nein. Die nächste Krise kommt bestimmt. Die Frage ist: Wie können wir als Finma den Finanzplatz und die Beaufsichtigten so beeinflussen, dass sie am wenigsten anfällig darauf sind. Dabei kann ein vorausschauender Blick helfen.

Wie zuversichtlich sind Sie für den Schweizer Finanzplatz?

Es gibt nicht nur einen Finanzplatz, sondern verschiedene. Der Versicherungsplatz beispielsweise ist stark und wächst. Auch für den Bankenplatz bin ich zuversichtlich, weil hier grosse Stärken vorhanden sind und es genügend Firmen gibt, die vorwärtsschauen.

«Wir wissen ja nicht, welche Gefahren entstanden wären ohne unsere Interventionen.»

en. Die grössten Herausforderungen liegen immer noch in der Vermögensverwaltung, wo sich die Rahmenbedingungen rasch verändern. Manche trauern noch den alten Zeiten nach, aber diese Stimmen überwiegen nicht. Ich bin davon überzeugt, dass wir ein wichtiges Vermögensverwaltungszentrum bleiben können.

Ihr Vorgänger hat einmal gesagt, es sei nicht die Aufgabe der Finma, die Wettbewerbsfähigkeit des Finanzplatzes zu fördern. Sehen Sie das ebenso?

Für die Wettbewerbsförderung im Sinne von Standortmarketing muss der Impuls von der Branche selber kommen. Wo es Sinn macht, können wir eine Rolle spielen. Einen signifikanten Beitrag zur Wettbewerbsfähigkeit des Finanzplatzes leisten wir durch unsere Glaubwürdigkeit. Ohne glaubwürdige Aufsicht hätten es die exportorientierten Banken sehr schwer, aus unserem kleinen Land heraus im Ausland tätig zu sein. Das sollte man nicht unterschätzen.

Man wird also nicht erleben, dass Sie wie Ihre Kollegen von der Liechtensteiner oder Singapurischer Aufsicht an Roadshows teilnehmen, um die Vorteile der Schweiz in die Welt hinauszutragen?

Über unsere Teilnahme an Veranstaltungen wird im Einzelfall entschieden. Standortmarketing ist nicht unsere erste Aufgabe. Man muss aufpassen, dass man als Aufsichtsbehörde nicht die eigene Glaubwürdigkeit bei den internationalen Partnerbehörden aufs Spiel setzt. Das wäre kontraproduktiv.

Sehen Sie die Gefahr einer Überregulierung der Schweizer Finanzbranche?

Ich bin ein Verteidiger der eher liberalen Tradition in der Schweiz. Die zwingenden Bestimmungen der Finanzplatzregulierung füllen nur rund 1500 Seiten – das schliesst die brancheninterne Selbstregulierung mit ein.

Nur besteht die Schwierigkeit, dass viele ausländische Bestimmungen auch extraterritorial wirken. Wenn sich die Schweiz dem komplett verschliesst, dann gibt es sicher Nachteile. Die ganz schwierige Frage ist: Wie weit geht die Schweiz in ihrer Regulierung, um den Zutritt ihres sehr exportorientierten Finanzsektors zu anderen Märkten nicht zu gefährden? Dabei ist die Schweiz manchmal gezwungen, weiter zu gehen, als aus unserer Optik vielleicht sinnvoll wäre.

Wollen Sie die Finma in den nächsten Jahren grundlegend verändern?

Wenn die Politik sich nicht entscheidet, der Finma neue Kompetenzen zu übertragen: nein. Ich bin sehr zufrieden mit unserem schlanken Aufsichtsmodell. International sind wir zwar ein Sonderfall. Laut dem Internationalen Währungsfonds (IWF) ist es das «am stärksten prinzipienbasierte» Regulierungsmodell der Welt – und das ist nicht positiv gemeint. Ich persönlich bin aber überzeugt, dass wir mit diesem Modell keine schlechteren Resultate erzielen.

Der IWF sagt auch, Sie hätten zu wenig Leute.

Bei der Finma haben wir 480 Vollzeitstellen und allein rund 270 Banken – daneben beaufsichtigen wir Versicherer, Fonds, Börsen. Zum Vergleich: In Grossbritannien beaufsichtigen die beiden Finanzbehörden etwa 160 Bankinstitute – neben den anderen Aufgaben –, beschäftigen aber 3500 Leute. Unsere vergleichsweise bescheidenen Ressourcen rufen international Kritik hervor. Ich bin aber ein Verteidiger unseres Systems. Wir investieren in Qualität. Unser Ziel ist eine möglichst intelligente Aufsicht. Unser Modell ist zwar anders als in den meisten Ländern, aber es funktioniert gut.

Man konnte lesen, Sie hätten einen Schweizer Pass beantragt. Wo stehen Sie damit?

Ich würde ihn sehr gerne beantragen. Zuerst muss ich aber die gesetzlichen Bestimmungen erfüllen, also für eine bestimmte Zeit am neuen Wohnsitz gelebt haben.

Sie haben zwei Kinder. Wie färbt Ihre Aufgabe als Bankenerzieher auf die Kinder ab?

Die Wirkung geht eher in die umgekehrte Richtung.

Wie lange möchten Sie den Job bei der Finma noch machen?

Ich habe erst vor fünf Jahren bei der Finma angefangen und bleibe sicher noch eine Zeit.

Bis zur Pensionierung?

Nichts ist ausgeschlossen.

Mark Branson, 46, hat Mathematik an der Universität Cambridge studiert. Er war in leitender Funktion bei der Credit Suisse in London tätig, später bei der UBS. Seit April ist er Direktor der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma).

R. James Breiding ist Autor des Buchs «Swiss Made. The Untold Story Behind Switzerland's Success». Für seine Forschung über die sozioökonomische Geschichte der Schweiz nahm ihn das Center for International Development der Universität Harvard als Fellow auf.

«Blues ist Überlebenskampf»

Der Thuner Blues-Musiker Philipp Fankhauser wurde von seinem Gitarrenlehrer als «talentfrei» bezeichnet und kämpfte sich hoch. Nach bewegten Jahren steht er am Höhepunkt seiner Laufbahn. Nur wenige kennen seine tragische Familiengeschichte. *Von Roger Köppel und Holger Salach (Bild)*

Philipp Fankhauser, sind Sie mit dem abgelaufenen Jahr zufrieden?

Absolut. Es gehört zu meinen besten.

Warum?

Weil mir mit meinem Album «Home» eine Art Reise zu mir selbst gelungen ist. Es gehört ja immer auch ein bisschen Glück dazu, so ein Werk zu vollenden. Ich bin kein Chaos, aber auch nicht der grösste Strategie.

Sie sind eben fünfzig geworden. Traurig?

Im Gegenteil. Ich erlebe eine euphorische Depression oder eine depressive Euphorie. Wie Sie wollen. Mit vierzig kann man die Jugend ziehen lassen, mit fünfzig ist man nicht mehr beunruhigt, wenn man hinter der Bar gesiezt wird. Man hat nicht mehr den Wahn: «Ich darf keinen Bauch haben.» Gelassenheit kehrt ein. Handkehrum spüre ich jeden Tag meine Knochen. Das wäre die depressive Seite.

Warum steigen Sie auf die Bühne?

Es ist der Versuch, die eigenen Selbstzweifel zu überwinden. Meine Vermutung: Wer das Rampenlicht sucht, hat ein eher reduziertes Selbstwertgefühl, das kompensiert werden muss.

Was ist die Botschaft Ihrer Musik?

Blues macht froher, hilft Wunden heilen. Ich will die Leute berühren. Nachdem sie mein Konzert besucht haben, soll es ihnen besser gehen. Musik ist Energiezufuhr.

«Home» heisst Ihre neue Platte, Heimkehr.

Können Sie das etwas ausführen?

Mein grosses Glück ist: Ich kann als Blues-Musiker in der Schweiz gut leben. Ich habe schon das Volkshaus oder das KKL in Luzern gefüllt, ohne dass es eigentlich eine Schweizer Blues-Szene gibt. Die letzten Jahre waren für mich sehr erfolgreich. Musikalisch erreichte ich eine gewisse Popularität sogar bis in den Mainstream. Dann wurde ich Juror bei «The Voice of Switzerland», das machte mich auch bei vielen Jungen bekannt. «Home» offenbart aber meine wahre Identität: Ich bin Blues-Musiker. Es ist eine Heimkehr zu mir selbst.

Warum sind Sie ausgerechnet Blues-Musiker geworden?

Als Teenager habe ich *Bravo* gelesen und hörte wie alle die Bands Sweet und Smokie. Ich war leicht schwermütig und etwas phlegmatisch, auf dem Fussballplatz sah man mich nicht. Ich hatte einen alten Lenco-Plattenspieler. Dann hörte ich mit elf, zwölf zum ersten Mal Sunnyland Slim. Das

war ein alter schwarzer Blues-Pianist. Es hat mich sehr berührt, und ich wusste sofort: Das ist meine Musik, meine Gefühlswelt.

Wie würden Sie den Blues definieren?

Man muss das Wort im Plural verwenden: «die Blues». Ein berühmtes Zitat von Willie Dixon besagt: «The blues are the true facts of life.» Blues ist das Leben in seiner konkreten Alltäglichkeit. Alles, was dich bewegt. Musik tröstet mich, macht mich froher.

Woran liegt das?

Interessanterweise bieten Blues-Songs keine Lösungen an. Es wird lediglich über die Situation sinniert, in der man sich gerade befindet. Im besten Fall lacht man über sich selbst. Für mich war das als Kind so, dass hier etwas oder jemand ist, der meine Traurigkeit, meine Melancholie versteht.

Ihr erster Gitarrenlehrer soll Sie als nicht besonders talentiert beurteilt haben.

Als «talentfrei», ja. Er hatte nicht einmal unrecht. Es gibt bei mir keine direkte Verbindung zwischen Ohr und Fingern. Meine Motorik verunmöglicht mir gewisse Bewegungen. Das aber ist der Grund dafür, warum

«Mein Produzent sagte mir, ich sei der zweitschlechteste Gitarrist, den er je getroffen habe.»

ich mich beim Spielen ab und an selbst über- rasche. Manchmal gelingen mir wundervolle Dinge, die ich leider meist gleich wieder ver- gesse. Ich kann kein einziges berühmtes Solo nachspielen. Mein Produzent Dennis Walker sagte mir vor zwanzig Jahren, ich sei nach Lowell Fulson der zweitschlechteste Gitarrist, den er je getroffen habe. Zum Glück – das hat mich motiviert, meinen eigenen Stil, meine Identität zu entwickeln.

Was sagten die Eltern, als Sie ihnen sagten, Sie wollten Blues-Musiker werden?

Mein Vater sagte: «Kommt überhaupt nicht in Frage!» Meine Mutter fand es, so glaube ich, lustig. Sie schenkte mir eine Gitarre, als ich elf, zwölf war. Mit zwanzig stieg ich auf die Bühne mit der Überzeugung, ich sei jetzt Blues-Musiker.

Haben Sie daran geglaubt oder sich das nur eingeredet?

Es war einfach so. Es ging nicht anders.

Sie haben die neunziger Jahre mehrheitlich in den USA verbracht. Was macht den amerikanischen Blueser aus?

Du musst gut sein, oder du gehst unter. Viele können nicht auf einen gelernten Beruf zurückgreifen, wenn es nicht klappt. Blues ist in ihrem Leben nackter Überlebenskampf.

Was ist Ihre grösste Stärke?

Ich glaube, ich habe die Gabe, mich mit Leuten zu umgeben, die mich wie eine Muschel umfassen. Ich kann meine gefühlte Mittelmässigkeit nicht übertünchen, aber ich kann sie kompensieren. Ich bin ein ehrlicher Musiker.

Einer Ihrer Mentoren war der berühmte amerikanische Blues-Gitarrist Johnny Copeland. Was haben Sie von ihm gelernt?

Er war ein Gentleman. Einmal sahen wir auf der Bühne eine weder attraktive noch talentierte Sängerin. Ich fand ihre Performance ärgerlich. Johnny war aufgebracht: «Don't praise the talent, praise the effort!» Man lobt nicht das Talent, man lobt die Bemühung. Er meinte, man müsse die Sache immer aus verschiedenen Winkeln betrachten.

Warum kamen Sie in die Schweiz zurück?

Um die Jahrtausendwende stürzte ich während einer Tour mit einer Harley und brach mir das Sprunggelenk. In San Diego brachten sie mich in ein öffentliches Spital. Ich wurde zwar ordentlich operiert, aber die Pflege danach – so stelle ich mir Somalia vor. Da merkte ich: Jetzt ist es Zeit zu gehen.

Was unterscheidet die USA von der Schweiz?

Die Unterschiede sind riesig, die Schweiz ist geradezu ein Paradies. In der Schweiz ist das soziale Gefälle weit weniger krass. Die Tradition des Kompromisses und der Machtteilung in der Politik ist die grösste Errungenschaft. Der soziale Frieden ist unbezahlbar.

Litten Sie nie an der sogenannten Bünzli-Schweiz?

Im Gegenteil. Das Kleinkarierte hat eben auch etwas mit der hiesigen Lebensqualität zu tun. Jemand kümmert sich hier sogar um die Abfallsäcke. Man beobachtet sich nicht nur, man sorgt sich eben auch umeinander.

Wie sind Sie aufgewachsen?

In Thun und im Tessin. Meine Mutter stammt aus einer sehr vermögenden jüdischen Nürnberger Familie, den Levis. Ihr Vater war deutscher Jude, die Mutter christliche Luzernerin. Sie verloren – wie Millionen andere – alles im Zweiten Weltkrieg. Mein Vater war Gymnasiallehrer in Thun, und als ich zwei Jahre alt war, liessen sich meine Eltern scheiden. Ich wurde vom Vater gutbürgerlich erzogen, mit Werten wie Respekt, Anteilnahme, Aufrichtigkeit. Von Mamas Seite, die eher dem Exis-



«Ich pflege die Monokultur»: Blues-Musiker Fankhauser.

tenzialismus zugetan ist, lernte ich eine gewisse Unbekümmertheit, Freiheit.

Was haben die Levis gemacht?

Mein Grossvater besass eine grosse Buntmetallgiesserei. Er wurde ins Konzentrationslager Dachau deportiert, war aber als Fabrikherr so wichtig für Hitlers Rüstungsindustrie, dass ihn die Nazis nach fünf Montaten rausliessen. Meine Schweizer Grossmutter erreichte beim Konsulat, dass Opa Igo einen Schweizer Pass bekam. So flohen sie mittellos in die Schweiz.

Sie sind bekanntermassen homosexuell. Die Blues-Szene, vor allem in den USA, ist sehr machohaft, penetrant männlich. Das muss Spannungen gegeben haben.

Es war natürlich der Super-GAU (*lacht*), aber ich habe mich nie über meine Sexualität definiert. Insofern musste ich mich auch nicht zwingend outen. Ich war wegen den Blues in den USA. Schwul oder nicht hatte für mich keine Relevanz.

Mussten Sie Ihre sexuelle Prägung geheim halten?

Man könnte meinen, Blues und Schwulsein passen nicht zusammen, doch ich beweise offensichtlich das Gegenteil. Wer genau

hinhört, entdeckt den «he» und nicht die «she» in meinen Texten. Trotzdem oder deswegen habe ich viele weibliche Fans. Ich bin ungefähr gleich lange schwul wie ich Blues singe, zirka 38 Jahre. Es ist eigentlich müssig, darüber zu sprechen. Ich bin schwul und darob bin ich froh und dankbar.

Aber Sie haben Ihre Homosexualität in den USA nicht offen ausgelebt?

Russland ist extrem schwulenfeindlich, und die USA sind da leider nicht viel besser, obwohl man sich dort offener gibt. In San Francisco, New York oder Chicago schwul zu sein, ist kein Kunststück – in Boise, Idaho, oder Mobile, Alabama indes grenztesan Gotteslästerung. Johnny Copeland hat mich nie nach meiner sexuellen Orientierung gefragt, ich könnte mir aber vorstellen, dass es für ihn kein Problem gewesen wäre. Ich habe ihn als besonnen in seiner Weltanschauung und respektvoll im Umgang mit anderen erlebt. Es gab Tage und Nächte, die ich alleine in New York verbrachte. Ich kam nicht zu kurz.

Wie sehen Sie die Zukunft?

Die grosse Frage ist: In welcher Form kann man weiterhin Musik verkaufen? Mit den Konzerten läuft es gut, aber man darf sich

nicht täuschen lassen. Mit den Tonträgern ist es eine Reise ins Ungewisse. Musik wird gehört wie nie zuvor, aber dafür Geld ausgeben mögen immer weniger.

Wollen Sie noch einmal etwas ganz anderes anpacken?

Beunruhigenderweise nicht. Ich pflege die Monokultur, eine Konzentration der Kräfte. Ich hätte gerne Shakespeare gelesen, das habe ich bis jetzt verpasst. Ich habe es versäumt, mich an verschiedenen Orten zu bilden. Es besteht die Hoffnung, dass ich das im Alter nachhole. Vorderhand ist jetzt mal noch Blues angesagt.

Wie lautet Ihr Lebensmotto?

«Es geht immer irgendwie» – das hätte ich vor ein paar Jahren gesagt. Im Moment habe ich nur den läppischen, aber umfassenden Satz: «Leben und leben lassen.»

Was bedeutet Ihnen Weihnachten?

Früher gab es oft Spannungen, weil meine Eltern geschieden sind. Man war am einen Tag beim Vater, am nächsten bei der Mutter. Heute schätze ich diese Tage wieder mehr.

Philipp Fankhauser, 50, ist der erfolgreichste Blues-Musiker der Schweiz. Fankhauser veröffentlichte über ein Dutzend Alben, als letztes erschien «Home» (2014).

«Die Kultur, aus der ich schöpfe»

Meir Shalev kommt aus einer grossen Schriftstellerfamilie, gilt als eine der gewichtigsten Stimmen Israels. Wie steht es um die Friedensaussichten im Nahen Osten? Warum hält sich Benjamin Netanjahu so lange an der Macht? Welche Bedeutung hat die Bibel in seinem Werk? *Von Pierre Heumann und Michal Chelbin (Bild)*

Herr Shalev, Mitte März wählt Israel eine neue Regierung. Was glauben Sie: Wie wird der nächste Premier heissen?

Ich sehe in der israelischen Politik niemanden, der mehr Chancen hätte, gewählt zu werden, als Benjamin Netanjahu.

Seit zwei Jahrzehnten ist er eine der dominierenden Figuren in der israelischen Politik, wurde wiederholt als Regierungschef gewählt. War er bisher so gut?

Ganz und gar nicht. Netanjahu hat keine Strategie. Er wird von radikalen Kräften in seiner eigenen Partei oder von einigen seiner Koalitionspartner getrieben. In all den Jahren, in denen er an der Macht gewesen ist, hat er nichts Bleibendes vollbracht. Er kümmerte sich vor allem darum, Regierungschef zu bleiben. Wie ein römischer Kaiser lebt er in beständiger Angst, dass ihn jemand absetzen oder umbringen will.

Wenn sein Leistungsausweis so schlecht ist: Weshalb hat er sich all die Jahre gehalten?

Ich kann das Phänomen seiner Popularität nicht erklären. Am Anfang mochten die Leute vielleicht seine Selbstsicherheit und seine Intelligenz. Ihnen imponierten möglicherweise seine militärische Vergangenheit und sein sehr gutes amerikanisches Englisch. Nach und nach wurde aber klar, dass er eine Show ohne Inhalt bietet. Doch wie gesagt: Ich sehe heute leider keine Alternative.

Ist der Job eines Premierministers so unattraktiv, dass ihn sonst niemand will?

Durchaus nicht. Politik hat in Israel zwar einen schlechten Ruf ...

... angesichts der zahlreichen Skandale ist das ja auch kein Wunder.

Es geht tiefer. Bereits in der Bibel wird die Politik als etwas Unwichtiges geschildert. Wollen Sie dazu eine Fabel hören?

Ich bitte darum.

Im Buch der Richter erzählt Jotam die Geschichte von den Bäumen, die einen König der Bäume salben wollten. Sie fragten zunächst den Olivenbaum. Der wollte nicht. «Ich soll den Leuten mein gutes Olivenöl vorenthalten und stattdessen Müssiggang betreiben?», begründete er seine Absage. Danach fragten die Bäume den Feigenbaum und den Weinstock, ob sie König der Bäume werden wollten. Beide lehnten ab. Statt König zu sein und den ganzen lieben Tag nichts zu tun, zogen sie es wie der Olivenbaum vor, die Menschen mit ihren

Früchten zu erfreuen. Am Ende fragte man den Dornstrauch, der keine Früchte produziert, ob er König der Bäume sein wolle.

Was sagte er?

Er willigte ein. Sehen Sie: Die drei wichtigsten Bäume aus der biblischen Zeit lehnten mit der Begründung ab, sie hätten eine grosse Aufgabe und sie würden nicht darauf verzichten wollen. Das heisst: Ernsthafte Menschen, die etwas Wichtiges machen, gehen nicht in die Politik.

Das ist reichlich verallgemeinert.

Ja, aber die Fabel reflektiert eine Einstellung, die wir seit biblischen Zeiten haben. Juden haben seit je Gott als ihren König gesehen. Sie verstehen zwar, dass es auf der Erde einen Herrscher oder einen Regierungschef braucht, aber man achtet sie nicht wirklich. Es sei denn, es handle sich um wirklich grosse Politiker wie etwa einen David Ben-Gurion oder einen Jitzhak Rabin.

«Ernsthafte Menschen, die etwas Wichtiges machen, gehen nicht in die Politik.»

Es gebe keine Alternative zu Netanjahu, sagen Sie. Das tönt fast so, als wäre er ein Premier auf Lebenszeit.

Nein, er wird sich wohl aus der Politik zurückziehen, sobald er merkt: Israel muss besetzte Gebiete räumen und Jerusalem teilen.

Danach sieht es derzeit aber nicht aus.

Die EU und die USA werden uns dazu zwingen. Das ist die einzige Chance, dass die Zweistaatenlösung realisiert wird. Andererseits sehe ich heute niemanden, der über genügend Rückhalt im Volk verfügt, der genügend Charisma hat und ausreichend begabt ist, um diesen Schritt zu vollziehen.

Vor sieben Jahren sagten Sie in einem Interview, die Zeit, in der Frieden möglich sei, gehe zu Ende.

Genau das ist ja jetzt unser Thema. Damals war das vielleicht noch etwas spekulativ, heute empfinde ich es als Realität. Das bedeutet, dass wir noch Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte gegen unsere Nachbarn kämpfen müssen.

In Europa und selbst in den USA kann Israel je länger, je weniger mit Verständnis für seine Politik rechnen.

Journalisten, die wenig Geduld mit uns haben, sage ich jeweils: «Ihr kommt aus einem

Europa, in dem der Zweite Weltkrieg vor siebzig Jahren zu Ende ging, und jetzt führt ihr euch so auf, als ob Europa ohne Unterbruch in Frieden gelebt hätte. Dem ist nicht so. Vor dem Zweiten Weltkrieg herrschte in Europa während tausend Jahren Krieg, es gab keine ruhigen Momente. Ob in Frankreich, Spanien, Deutschland oder England: Immer habt ihr gekämpft. Und nicht zu vergessen: Ihr habt die Kreuzritter in mein Land geschickt. Wie kommt ihr jetzt dazu, uns Moralpredigten zu halten?»

Ausgerechnet Sie, der für linke Ansichten bekannt ist, greifen Israels Kritiker an?

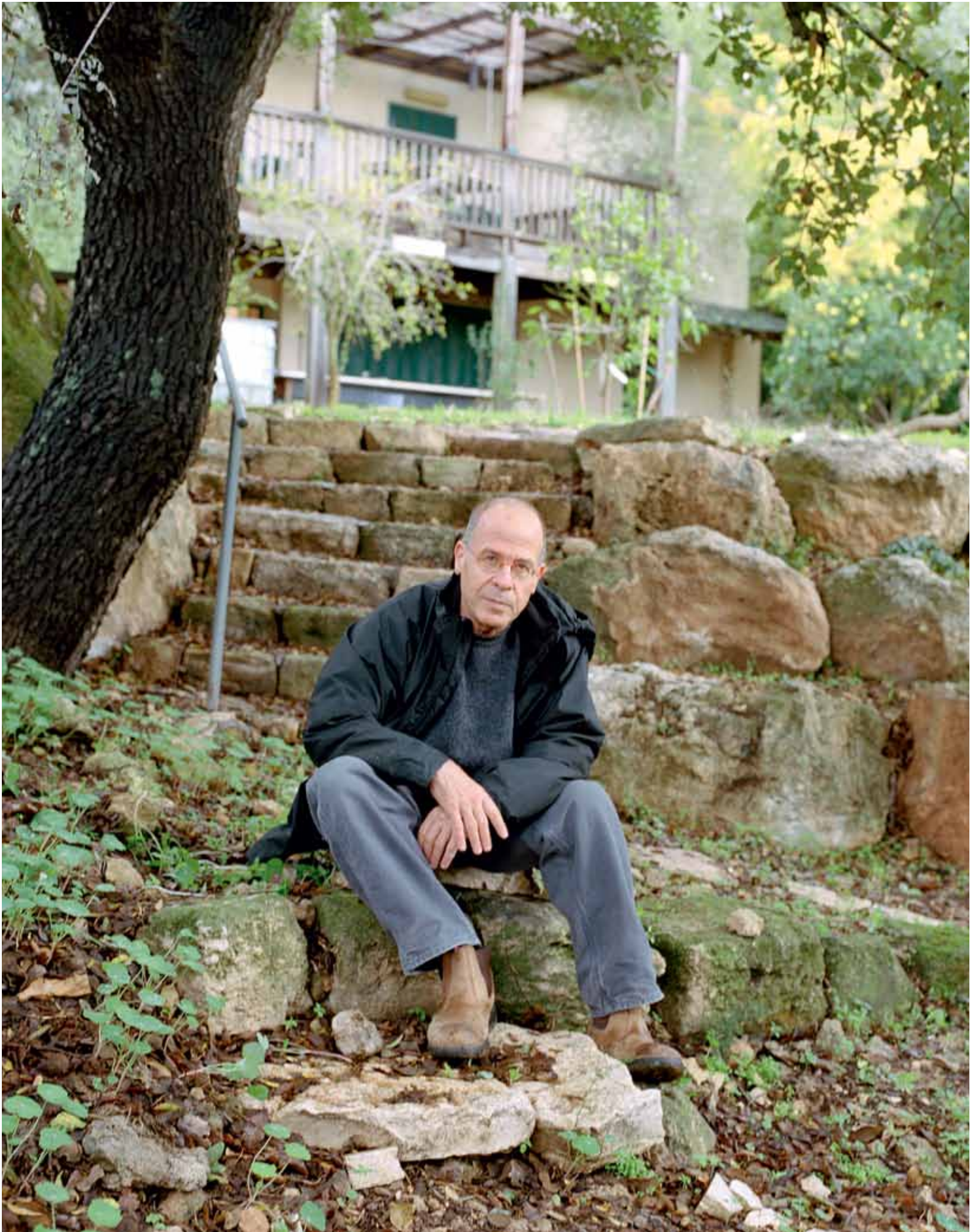
Manchmal nerven mich eben Journalisten und ihre Unwissenheit über den Nahostkonflikt. Viele kennen nicht einmal den Unterschied zwischen den Grenzen von 1948 und 1967. Dabei ist der Unterschied enorm wichtig. Die Palästinenser müssen nämlich ihren Anspruch aufgeben, in ihre Dörfer und Städte zurückzukehren, aus denen sie im Laufe unseres Unabhängigkeitskriegs von 1948 vertrieben wurden. Das müssen sie als Resultat des Kriegs akzeptieren. Und wir müssen auf das Resultat des Sechstagekriegs von 1967 verzichten, also die damals eroberten Gebiete zurückgeben. Doch Reporter ärgern mich oft nicht nur wegen ihrer Ignoranz.

Sondern?

Wenn sie mich nach der Publikation eines neuen Buches interviewen, befragen sie mich bloss über Politik. So wurde ich etwa in einer deutschen Publikation kritisiert, weil in meinem Buch «Zwei Bärinnen» kein einziger Palästinenser und kein einziger Siedler vorkommt. Da gestatte ich mir schon die Frage: Darf ich als Israeli denn keinen Liebesroman schreiben? Zumal sich der grösste Teil meines Lebens ohne Berührung mit dem Nahostkonflikt abspielt.

Das ist wohl der Augenblick, um mit Ihnen über Ihr neues Buch zu sprechen, in dem die Rache eine wichtige Rolle spielt.

Als das Buch herauskam, erhielt ich zahlreiche Telefonanrufe von Leuten, die wissen wollten, ob mit mir alles okay sei. (*Schmunzelt*) Sie fragten mich besorgt und natürlich im Scherz, ob es etwas in meinem Leben gebe, was diese Gefühle hochkommen lasse. Ich konnte sie beruhigen. Ich sitze nicht zu Hause und plane einen Mord aus Rache. Wie jeder Mensch habe aber auch ich ab und zu die Fantasie, mich zu rächen. Doch ich lebe diese Fantasie natürlich nicht aus. Die Rache ist ein



«Darf ich als Israeli denn keinen Liebesroman schreiben?»: Schriftsteller Shalev.

starkes Motiv in der menschlichen Seele. Im Nahen Osten bei den Arabern und im Mittelmeerraum existiert ja die Blutrache. Zu unserem Glück gibt es Gesetze und Moralvorstellungen, um diese zu verhindern.

In Ihren Büchern spielen Anspielungen auf biblische Geschichten eine zentrale Rolle. Sind Sie ein religiöser Mensch?

Durchaus nicht. Mich interessieren die literarischen Beschreibungen in der Bibel. Im Alten Testament gibt es ja so viele private Geschichten, die über die Menschen erzählt werden. Ich sitze auf einem hohen kulturellen Berg. So wie ein griechischer Schriftsteller das Epos «Odyssee» und die «Ilias» spürt, wenn er schreibt, oder ein römischer Schriftsteller Seneca oder Vergil, ist die Bibel für mich Teil meiner Kultur, aus der ich schöpfe. Meine Geschichten sind mit dem Land eng verbunden. Es ist zwar klein, aber es hat Tiefe – all diese alten Erinnerungen sind in ihm lebendig.

In «Zwei Bärinnen» spielt die hebräische Sprache eine wichtige Rolle. Weshalb?

Ich schreibe natürlich ein modernes Hebräisch und moderne Geschichten aus dem 20. und 21. Jahrhundert. Ich empfinde es indes als grosses Privileg, in dieser alten Sprache zu schreiben und Texte zu verstehen, die vor 2000 oder 3000 Jahren geschrieben wurden.

Es fällt auf, dass das kleine Israel viele international erfolgreiche Schriftsteller hervorgebracht hat. Woran liegt das?

Vielleicht schreiben wir gute Bücher. (*Lacht*)

Aus Ihrer Familie stammen besonders viele Erfolgsautoren.

Wir gelten in der Tat als «schreibende Familie». Zu ihr gehören meine Cousine Zeruya, ihr Bruder Aner, der auch Mathematikprofessor ist, Zeruyas Ehemann Eyal Megeed und meine Schwester Rafaella, die Literaturredaktorin. Schon mein Vater Yitzchak war Schriftsteller und Dichter, Zeruyas Vater Mordechai war Literaturkritiker.

Wie erklären Sie sich diese seltene Konzentration von Talenten?

Ein bisschen Genetik und ein bisschen Erziehung stehen wohl hinter dieser Ansammlung von Schriftstellern. Ich selber bin übrigens ein Spätzünder. Mit Schreiben begann ich erst mit vierzig, zuvor habe ich beim Fernsehen gearbeitet, zunächst in der Dokumentation, später, in den 1980er Jahren, hatte ich eine Talkshow.

Die Shalevs in Ehren – aber es gibt zahlreiche andere Israelis, die internationale Bestseller schreiben.

Wir sind Teil eines Volkes, das eine Vorliebe für Geschichten hat. Wir haben nun einmal diese Energie und Tradition – auch wenn wir nicht fromm sind –, uns mit der Sprache und unserer Geschichte auseinanderzusetzen. So wie die Engländer eine Theatertra-

dition haben, mit der wir es nicht aufnehmen können, haben wir eine Tradition der Geschichten. Zudem macht Israel neugierig, man will wissen, was hier geschieht. Israel erscheint ja ständig in den Nachrichten, und einige meiner Kollegen benutzen das, um für ihre eigenen Bücher Werbung zu machen.

An wen denken Sie?

Da kommen Sie wohl selber drauf. Aber ich versuche, das nicht zu tun, auch wenn es natürlich völlig legitim ist.

Während des Gaza-Krieges haben sich mehrere israelische Autoren zu Wort gemeldet. Einige haben um Verständnis für Israels Position geworben, zum Beispiel Amos Oz, andere äusserten sich besorgt wie etwa Nir Bar-am. Wie haben Sie den Krieg erlebt?

In den ersten Tagen stand die ganze Bevölkerung geschlossen hinter der Regierung. Man wollte den Krieg, stritt sich aber über die Ziele. Ich wollte, dass wir die Tunnels und möglichst viele Raketenrampen vernichten. Jeder hat das Recht, sich zu verteidigen, wenn der Feind unter seinem Haus einen Tunnel gräbt, um ihn anzugreifen. Andere plädierten dafür, Gaza zu erobern, Terroristen festzunehmen und mit ihnen ein für alle Mal aufzuräumen. Das hielt ich für völlig unrealistisch. Vor, während und nach dem Krieg war und bin ich der Meinung, dass wir eine politische Lösung anstreben müssen. Ich weiss, wie diese auszusehen hätte. Aber ich habe den Verdacht, dass sich dies nicht mehr machen lässt: weder in Gaza noch im Westjordanland, noch in Jerusalem.

Als 2011 der Arabische Frühling begann, machten sich viele Hoffnungen auf bessere Zeiten. Gehörten Sie damals auch zu den Optimisten?

Nein. Amerikanische Missionare haben zweimal versucht, im Nahen Osten etwas zu verkaufen, was keiner hier wollte. Zunächst blieben sie mit dem Christentum erfolglos, die Region blieb muslimisch. Jetzt wollten sie dem arabischen Raum die Demokratie beliebt machen. Aber das entspricht nicht der arabischen Art. Es ist das Recht einer Gesellschaft, nach ihren Werten und Traditionen, nach ihrem Glauben zu leben.

Israel bleibt ein Fremdkörper im Nahen Osten?

Das ist richtig. Und wenn man mir sagt, Israel müsse sich in die Region integrieren, sage ich, sehr gerne, wenn es um die Wirtschaft oder um den kulturellen Austausch geht. Ich würde mich auch über offene Grenzen freuen. Sobald aber Integration bedeutet, dass wir kein demokratischer Staat mehr sein sollen, und wenn meine Tochter umgebracht wird, weil sie sich Hand in Hand mit ihrem Freund blicken lässt, dann will ich mich nicht integrieren. Ich will nicht in einem arabischen Staat leben, sondern in einem demokratischen und säkularen. Ich habe allerdings den

Meir Shalev

Der 66-jährige Meir Shalev zählt zu den bedeutendsten Autoren Israels. Der studierte Psychologe versteht sich als Geschichten-erzähler, der beschreiben, nicht belehren will. Die Handlungen spielen oft vor dem Hintergrund des Alten Testaments, auch wenn sie in der Moderne angesiedelt sind. Obwohl er ein politisch denkender Schriftsteller ist, spielt Politik in seinen Romanen keine Rolle. Die grossen Themen wie Liebe, Tod und Rache interessieren ihn als Künstler mehr als die Frage, was für den Frieden im Nahen Osten getan werden sollte. Was nicht heisst, dass er zu aktuellen Ereignissen schweigen würde. In seiner wöchentlichen Kolumne, die im Massenblatt *Yedioth Achronot* publiziert wird, äussert er sich regelmässig zu Fragen der Zeit – pointiert, oft ironisch und stets abseits vom Mainstream. Shalev kam zum Bücherschreiben, nachdem er während Jahren als Journalist und Radio- und TV-Moderator gewirkt hatte. Er ist auch als Autor von Sach- und Kinderbüchern bekannt. (PH)

Verdacht, dass auch Israel langsam weder demokratisch noch säkular sein wird. Denn wir haben keinen säkularen Politiker, der weiss, was er will, wie unsere Gesellschaft in zwanzig Jahren aussehen wird. Wir haben keinen Politiker, der sich Gedanken macht über die Demografie, über die Prioritäten in der israelischen Gesellschaft, über das Verhältnis von Staat und Religion.

Israel ist der Diskussion über eine Verfassung stets ausgewichen.

Wir haben zwar keine Verfassung, aber ich finde sie im Staatshaushalt. Wenn ich diesen studiere, erkenne ich, was der Staat will. Den grössten Teil des Geldes investiert er in Sicherheit und in die besetzten Gebiete. Ich würde lieber etwas anderes sehen: dass die Regierung den grössten Teil des Geldes für die Erziehung ausgibt. Unser Budget für die Erziehung bewegt sich leider mehr und mehr in die religiöse Richtung. Auch die säkulare Erziehung erhält zunehmend religiöse Komponenten, was mich beunruhigt.

Sie sind in Israel nicht nur als Autor bekannt, sondern auch als politischer Kolumnist. Würde es Sie nicht reizen, für Ihre Ideen und Prioritäten in der Politik einzustehen?

Wenn ich das Zeug dazu hätte, würde es mich durchaus interessieren.

Weshalb tun Sie es nicht?

Weil ich nicht mehr an Teamwork gewohnt bin, da ich seit vielen Jahren allein in meiner Stube arbeite. Das wäre ein Manko, denn ein Politiker muss ja mit sehr vielen Menschen zusammenspannen und sich austauschen. O

«Verdammt zum Erfolg»

Vor zwanzig Jahren gründete Matthias Reinhart das Vermögenszentrum VZ. Die Firma ist heute fast eine Milliarde Franken wert. Der Financier über seinen berühmten Stammbaum, über das Stigma des Konkurses und die Grundsätze der Vermögensbildung. Von Florian Schwab und Basil Stücheli (Bilder)

Lehman-Brothers-Anleihen für die Grossmutter und Madoff-Produkte in den Portfolios gutgläubiger Private-Banking-Kunden – in der letzten Finanzkrise erhielt das Zerrbild vom Banker als Gangster («Bankster») reichlich Nahrung. Seither gibt es viele Finanzdienstleister, die sich mit den Schlagworten «Fairness» und «Unabhängigkeit» in Stellung bringen.

Bereits Ende 1992 gründeten die beiden ehemaligen McKinsey-Berater Matthias Reinhart und Max Bolanz das Vermögenszentrum VZ. Mit ihrer Firma setzten sie auf ein Modell in der Vermögensverwaltung, das sich von den ausgetretenen Pfaden der Banken absetzte: Der Kunde bezahlt beim VZ seinen Berater. Dieser ist im Gegenzug nur dem Kunden verpflichtet. Im Hintergrund wirken keine undurchsichtigen, fallweise unheilvollen Provisionsstrukturen.

Der Mitgründer starb im Jahr 2001 bei einem Unfall. Seither hat der in Winterthur aufgewachsene Matthias Reinhart, Spross der Winterthurer Reinhart-Dynastie, alleine das Sagen in der Firma. 2006 folgte der Börsengang, doch 61 Prozent der Aktien verbleiben unter Reinharts Kontrolle.

Wir treffen den VZ-Gründer am Hauptsitz an der Beethovenstrasse in Zürich. In den Räumlichkeiten des Erdgeschosses nahm das Unternehmen seinen Anfang; heute belegt es den ganzen Block. Die Räume sind modern und lichtdurchflutet. Der Verkaufsraum im Erdgeschoss ähnelt eher einem Apple-Geschäft als einem Bankempfang.

Herr Reinhart, Ihr Name steht erneut im Bilanz-Ranking der 300 reichsten Schweizer. Freuen Sie sich darüber?

Der volkswirtschaftliche Nutzen dieser Liste ist gering. Sie bedient letztlich die Sensationslust.

Was bedeutet Ihnen Reichtum und Vermögen?

Als Unternehmer erhalte ich keine Beförderung, wenn ich gut arbeite. Also nehme ich den Wert meines Unternehmens als einen von mehreren Gradmessern für meinen wirtschaftlichen Erfolg.

Wie sind Sie auf die Idee gekommen, Ihr eigenes Unternehmen zu gründen?

Bei mir schwang es schon in der Mittelschule und später beim Studium mit.

Sie haben nach der Kantonsschule in Winterthur an der Universität St. Gallen Be-



«Irgendwann muss man ins kalte Wasser springen»: Finanzunternehmer Reinhart.

triebswirtschaft studiert und sind dann zuerst bei McKinsey eingestiegen.

Ich wusste schon an der Uni, dass ich später etwas Eigenes machen will. Aber zuerst wollte ich unbedingt noch in einer internationalen Firma arbeiten und war für McKinsey in Zürich und Chicago.

Was hat Ihnen dieser Job gebracht?

Einzigartige Einblicke in viele Firmen, und zwar auf relativ hohem Niveau. Das hätte ich bei einem klassischen Weg nie gehabt. Es war wie ein zweites Studium innerhalb einer Gruppe, die gleich alt ist, innerhalb deren man ähnlich denkt. Man lernt mit hoher Intensität. Insbesondere auch in Sachen Kommunikation, was in der Schweiz eher zu kurz kommt: Wie stelle ich etwas Komplexes einfach dar?

Und Ihr Aufenthalt in den USA?

Die USA sind ein Vorbild, wenn es darum geht, nach einer Krise wieder aufzustehen. Ich habe erlebt, wie sich die Amerikaner in den frühen neunziger Jahren selbst aus der Rezession herausgezogen haben. Die Erholung beginnt im Kopf von Konsumenten und Unternehmern: Sie entscheiden, ob sie heute kaufen und investieren oder erst morgen.

Zu Ihrer Zeit hatte bei McKinsey Zürich der legendäre Quincy Hunsicker die Leitung inne. Was haben Sie von ihm gelernt?

Er war ein grosses Vorbild als blitzintelligenter Mann, der extrem gute Fragen stellt und die richtigen Schlüsse daraus zieht. Aber er war kein Unternehmertyp, der auch selber einmal Massensendungen gefaltet und verschickt hat.

Sie schon?

Wenn man wie ich von null startet, mit wenig Geld, dann macht man alles selber.

Woher stammte der finanzielle Grundstock für Ihre Unternehmensgründung?

Das Eigenkapital steuerten mein Partner und ich bei. Ich habe bei McKinsey relativ gut verdient und hatte insbesondere in den USA sehr tiefe Kosten. Zudem war in den ersten beiden Jahren noch Andreas Reinhart, der ein Verwandter von mir ist, als Investor an Bord.

Andreas Reinhart stammt wie Sie aus der berühmten Winterthurer Handelsdynastie. Wie ist heute Ihr Kontakt zu ihm?

Sehr positiv. Bereits zwei Jahre nach der Gründung konnten wir seine Beteiligung am VZ auf freundschaftlicher Basis zurückkaufen.

Unternehmerisch haben sich Ihre Lebensläufe eher in die entgegengesetzte Richtung entwickelt.

Andreas Reinhart hat sich entschieden, mit seiner Firma Volkart aus dem Rohstoffhandel auszusteigen und das Unternehmen kontrolliert zurückzufahren. Das war vermutlich kein dummer Entscheid.



«Die Fallhöhe ist riesig»: VZ-Chef Reinhart.

Der Rohstoffhandel ist sehr risikoreich. Diesen Rückbau hat er über mehrere Jahre vollzogen, so dass niemand zu Schaden kam, auch Mitarbeiter nicht. Andreas Reinhart hat eine anständige, gute Lösung gefunden.

War die Gründung des VZ komplett eigenfinanziert?

Neben unserem Eigenkapital hatten wir noch Fremdkapital in Form von Blankokrediten bei Banken aufgenommen.

Bankkredite ohne Sicherheiten, per Handschlag, auf Vertrauensbasis. Bedauern Sie, dass das heute nicht mehr möglich ist?

Einerseits war das sehr sympathisch, bedingte aber ein sehr hohes Vertrauen. In der heutigen Bankenwelt wäre es nicht mehr zu begründen.

«Die USA sind ein Vorbild, wenn es darum geht, nach einer Krise wieder aufzustehen.»

Also sind die Voraussetzungen für Unternehmensgründungen heute schwieriger?

Nein, eher im Gegenteil. Heute gibt es andere Finanzierungsmöglichkeiten. Ich bin selber in der Venture-Finanzierung engagiert, die McKinsey zusammen mit der ETH Zürich betreibt. Solche Initiativen gibt es viele.

Welches sind Ihre Ratschläge an Gründer?

Irgendwann muss man ins kalte Wasser springen. Von diesem Tag an muss man die Kasse selber füllen. Das heisst, man muss Kunden finden, die bereit sind, Geld für etwas auszugeben, das ich anbiete. Es ist wie bei den Seefahrern, die im 15. Jahrhundert von Lissabon aus nach Westen in See sta-

chen, ohne zu wissen, was sie erwartete. Irgendwann kommt der Point of no Return, weil man in unserer Gesellschaft ein Verliererimage kaum mehr loswird. Man ist also verdammt zum Erfolg. Dieser Druck, verbunden mit dem unerlässlichen Können und dem Durchhaltewillen, sind entscheidend. Und: Man darf es nicht zu spät machen, sonst fehlt der jugendliche Antrieb und die Naivität, um es durchzuziehen.

Viele Gründer scheitern.

Das gehört dazu. Auch in der Geschichte des VZ gab es immer wieder Pläne, bei denen wir gescheitert sind.

Was sind die grössten Fallen, die es zu vermeiden gilt?

Die Ansicht, dass man besser weiss als der Kunde, was dieser will. Man muss den Kunden folgen und nicht umgekehrt. Das erfordert auch die Bereitschaft, bei Fehlern rasch zu handeln, bevor die Liquidität aufgebraucht ist. Von Anfang an muss man damit rechnen, dass alles immer doppelt so lange geht und doppelt so viel kostet wie gedacht.

Sollten wir gegenüber unternehmerischem Scheitern toleranter sein?

Ja. In der Schweiz sind Inhaber einer Einzel-firma nach einem Konkurs stigmatisiert und leben im schlimmsten Fall zwanzig Jahre lang am Existenzminimum, weil Verlust-scheine erst dann verjährt sind. In Deutschland dauert das nur sechs Jahre und in den USA sogar nur zwei. Die Fallhöhe ist riesig. Besonders stossend ist dagegen, dass Inhaber einer Aktiengesellschaft, die ihre Firma betrügerisch in den Konkurs geführt haben, oft ungeschoren davonkommen.

Die meisten entscheiden sich für ein Auskommen als Angestellter, bei dem das Schicksal nicht auf Gedeih und Verderb mit der eigenen Firma verwoben ist. Was ist für den Aufbau eines Vermögens zu beachten?

Vier Grundsätze: Es dauert lange, oft das ganze Erwerbsleben, und es braucht eine Regelmässigkeit, eine Systematik und Disziplin. Das Problem beginnt meistens bereits beim ersten Punkt: Man fängt zu spät an und hat dann Lücken. Die zweite Fall-grube ist die Disziplin: Das Angesparte wird leichtfertig für ein Auto oder ein Ferienhaus verjubelt. Mit der Folge, dass man wieder auf Feld eins startet. Wer die vier Grundsätze beherzigt, der hat insbesondere in unserem System mit der zweiten und dritten Säule gute Chancen. Da gibt es auch steuerlich sehr gute Möglichkeiten, die man nutzen sollte.

Nutzen wir diese genügend?

Unter dem Strich werden die zweite und dritte Säule sehr gut genutzt – vielleicht ein bisschen spät im Leben. Der Schweizer spart, und wer ein Haus besitzt, spart überproportional, weil er diszipliniert sein muss, um die Hypothek zu amortisieren. Wir haben

ein gutes Umfeld, sowohl von den Institutionen als auch vom Verhalten her.

Viele Leute befürchten, dass sich bei Nullzinsen das Sparen nicht mehr lohnt.

In Zeiten einer leichten Deflation, wie derzeit, lohnt sich das Sparen auch bei sehr tiefen Zinsen. Bei einem Zins von null entspricht die Deflation genau dem Kaufkraftgewinn des Geldvermögens. Bei dieser realen Betrachtung wären wir jetzt zwischen 0,5 und 1 Prozent. Das grosse Plus hat zurzeit der Hausbesitzer, der sich sehr günstig refinanzieren kann.

Sind die tiefen Zinsen unproblematisch?

Das Problem entsteht bei den Pensionskassen, weil die gesetzlich garantierten Renten auf einem höheren Zinsniveau beruhen.

Sind die derzeitigen Rekordstände an den Börsen vernünftig?

Sie werden durch die Notenbankpolitik befeuert. Weil die Notenbanken beim Zins kaum noch Spielraum nach unten haben, liegen die Aktienbewertungen am oberen Rand dessen, was man mit den üblichen Bewertungskriterien begründen kann. Die Kurse könnten nur noch aufgrund wachsender Gewinnerwartungen steigen. Ob das in der heutigen Weltkonjunktur realistisch ist? In Europa ist das fraglich. Auch in den USA erleben wir keinen riesigen Boom, und in Asien sind die Aussichten eher verhalten. Wenn die Gewinne über längere Zeit nicht steigen, kann es ohne weiteres zu einer Korrektur kommen. Nur den Zeitpunkt, den kennt niemand.

Wie sehen Sie die wirtschaftliche Position der Schweiz?

Als kleine, offene Volkswirtschaft sind wir sehr davon abhängig, wie die Zusammenarbeit mit ausländischen Märkten funktioniert, hauptsächlich jene mit der EU und den USA. Da muss man jetzt viel machen. Das andere ist: Wir dürfen die Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirtschaft nicht schwächen, wie das derzeit passiert.

Was meinen Sie damit?

Eine verhängnisvolle Ansammlung verschiedener Dinge und Themen. Begonnen hat es vor ein paar Jahren als Folge der Finanzkrise. Ich denke vor allem an die Lancierung der Erbschaftssteuerinitiative mit rückwirkender Anwendung. Das stellt die Rechtssicherheit in Frage. Dann kam mit der Minder-Initiative eine für mehr Aktionärsrechte, die aber als anderes Thema positioniert wurde. Epopop als Verschärfung der Masseneinwanderungsinitiative hat die Bevölkerung verunsichert. Zudem bewirkt die Unternehmenssteuerreform III eine grosse Unsicherheit. Man hat keine Ahnung, wohin es geht. Gibt es für die natürlichen Personen eine Kapitalgewinnsteuer zum normalen Steuersatz? Das

wäre, im Vergleich mit unseren Nachbarländern, einzigartig und falsch. In der Summe ist das alles zu viel und untergräbt das Vertrauen in den Wirtschaftsstandort.

Woher kommt diese Entwicklung?

Es ist ein generelles gesellschaftliches Problem. Das Vertrauen in die Institutionen bröckelt. Die Entwicklung des Parlaments in Richtung Berufsparlament ist hier ungesund. Sie fördert nicht pragmatische und einfache Lösungen, sondern das Gegenteil: immer mehr Gesetze, deren Sinn der Bürger nicht mehr versteht. Dadurch bricht das Vertrauen weiter ein – ein Teufelskreis. Am Schluss fehlen die Figuren in Politik und Wirtschaft, die es wieder herstellen können. Da müssen wir uns alle an der Nase nehmen. Auch in meiner Generation gibt es kaum Leute, die sich exponieren und einsetzen möchten.

«Wir können nicht überall gut sein, sondern müssen unsere Schwerpunkte definieren.»

Was wäre jetzt zu tun?

Wir müssen zu unseren alten Tugenden zurückfinden: Verlässlichkeit, Rechtssicherheit, Eigentumsгарantie, einem attraktiven Steuerumfeld, einem guten Bildungs- und Forschungsstandort. Das ist derzeit alles ein bisschen in Frage gestellt. In der Folge nimmt die wirtschaftliche Dynamik und Aktivität ab. Wenn das anhält, dann sinken auf Dauer auch die Immobilienpreise und damit der Wohlstand breiter Bevölkerungsschichten.

Sprechen wir über die Zuwanderung. Ist für Ihre Firma der vielbeschworene Fachkräftemangel ein Thema?

Es ist schwer, genug Leute zu finden, weswegen wir auf interne Ausbildung setzen.

Wie kommen wir aus dem Dilemma der Personenfreizügigkeit mit der EU heraus?

Bei der Einwanderung müssen wir neue Formen suchen, die ein qualitativ hochwertiges Wachstum im Inland erlauben. Wir können nicht überall gut sein, sondern müssen als Land unsere wichtigsten Schwerpunkte definieren, also beispielsweise Pharma, Chemie, Tourismus und Finanzen. Das gälte es dann auch in der Einwanderungspolitik umzusetzen. Aber ich befürchte, dass das nicht passieren wird, weil man dann ja unterscheiden, also diskriminieren muss. Das machen aber auch andere erfolgreiche Volkswirtschaften. Ich kann ja auch nicht einfach so in die USA reisen und dort arbeiten.

Das Vermögenszentrum hat sich als erster Schweizer Finanzdienstleister entschieden, sein Geschäftsmodell komplett auf die Interessen des Kunden auszurichten. Zahlt sich das aus?

Ja. Wir stellen fest, dass der Wettbewerb funktioniert. Die Kunden machen nicht nur die Faust im Sack, sondern handeln und wechseln zu einem Finanzdienstleister, der vertrauenswürdig ist.

Trotzdem wird jetzt der Gesetzgeber aktiv und will mit der neuen Finanzplatzregulierung den Kundenschutz ausbauen.

Dadurch wird die Eigenverantwortung ausgehöhlt.

Das Finanzdepartement begründet das Vorhaben damit, dass die Schweizer Regulierung gleichwertig sein muss mit der europäischen, wenn Schweizer Firmen im umliegenden Ausland tätig sein wollen.

Wir wollen aber auch hier übererfüllen und als Musterknabe dastehen. Dabei verlangt gar niemand von uns, dass wir die Banken dazu zwingen, einen Fonds zu finanzieren, aus dem dann die Anwälte eine Prozessflut gegen die Banken in Bewegung setzen können. Solche Vorgaben führen dazu, dass die Kosten so hoch werden, dass man kleinere Kunden gar nicht mehr betreuen kann. Das Risiko wäre höher als der zu erwartende Ertrag. Da wäre doch gesunder Menschenverstand gefragt: Wie können wir es vernünftiger machen als das Ausland?

Was fasziniert Sie neben dem Unternehmertum?

Meine Familie und meine zwei Kinder.

Nach welchen Grundsätzen erziehen Sie Ihre Kinder?

Hauptsächlich versuche ich, sie zu Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit zu erziehen: dass sie sich selber eine Meinung bilden, hinterfragen, widersprechen und Freude haben an dem Spiel mit Gedanken. Jede Generation muss etwas Neues aufbauen, und diese Selbständigkeit ist dafür zentral.

Haben Sie überhaupt Zeit für Ihre Kinder?

Wir versuchen ein bodenständiges und normales Leben zu führen. Dies bedeutet auch, da zu sein, wenn die Kinder einen brauchen, und nicht jeden Abend komische Veranstaltungen zu besuchen.

Sie sind jetzt in einem Alter, in dem man viele erfolgreiche Unternehmer auf dem Golfplatz antrifft. Trifft man Sie auch dort?

Nein.

Welche Menschen beeindrucken Sie besonders?

Jeder, der unternehmerisch etwas versucht.

Heute leben Sie an der Goldküste. Wo sonst würden Sie gerne leben?

Wichtig ist mir die Nähe zu meinem Arbeitsort.

Wo verbringen Sie Weihnachten?

Dieses Jahr in Davos.

Und Neujahr?

Ebenfalls.

Matthias Reinhart ist Chef des VZ Vermögenszentrums, das er 1992 zusammen mit Max Bolanz gegründet hatte.

«Ich kam mir vor wie ein Guggeli»

Er gilt als Erfinder der euro-asiatischen Fusionsküche und gehört seit über zwanzig Jahren zur Spitze der Schweizer Gastronomie: André Jaeger über seine schönsten und seine schlimmsten Momente, die perfekte Kartoffel und Demokratie in der Küche. *Von David Schnapp und Jürg Waldmeier (Bild)*

Herr Jaeger, Sie hätten nicht Koch zu werden brauchen. Warum sind Sie es dennoch geworden?

Nach der Kochlehre hatte ich eine Hotelierkarriere angestrebt und war ab 1970 Food- and-Beverage-Manager im «Peninsula»-Hotel in Hongkong. 1975 kam ich nach Schaffhausen, weil mir die Eltern ein Ultimatum gesetzt hatten – «Entweder du übernimmst die «Fischerzunft», oder wir verkaufen». Ich war voller Illusionen und dachte, so einen kleinen Laden macht man mit links. Ich wurde eines Besseren belehrt, und aus der Not wurde eine Passion.

Sie hatten alles für eine imposante Karriere: eine Matura, eine gute Ausbildung, eine hohe Stellung im Militär, Sie führten 560 Leute in Hongkong. Standen Sie trotzdem aus Überzeugung am Herd?

Ich habe lange mit mir gerungen. Einerseits lag mir eine glitzernde Welt zu Füßen in einem Luxushotel, das heute Weltruf genießt. Auf der anderen Seite gab es den Drang zur unternehmerischen Unabhängigkeit, was wohl ein sehr schweizerischer Zug ist.

Wie motivieren Sie sich?

Ich schaue nicht zurück, sondern immer nach vorn. Meine Lebensfreude ist gross, und die Menschen um mich herum sind äusserst motivierend. Natürlich hadere ich manchmal oder bin müde. Aber wer nicht?

Sie waren einer der Ersten, der die asiatische mit der europäischen Küche zusammenbrachte. Klopfen Sie sich dafür manchmal selbst auf die Schultern?

Nein, es macht mich höchstens zufrieden, dass dieser Kochstil Schule gemacht hat und heute breit akzeptiert ist. Das ist aber kein Anlass zur Überheblichkeit.

Können Sie überhaupt chinesisch kochen?

Jein. Ich kann sehr gut chinesisch essen, und ich kann relativ viel selber kochen. Dim Sum zum Beispiel, die chinesischen Ravioli, sind sehr schwer zu machen: die Füllung, der richtige Teig, die Gewürze. Alles soll leicht und filigran sein. Da strebe ich eine grösstmögliche Perfektion an und bin deswegen unangenehm pedantisch. Meine chinesischen Lieblingsrezepte wie die langsam im Dampf geschmorte Schweineschulter mit Schwarte, Lauch, Ingwer und Sternanis beherrsche ich sehr gut. Für andere Sachen fehlen mir die Fingerfertigkeit, die Zeit, die Geduld.

Seit 1978 kochen Sie asiatisch, trotzdem sagen Sie: «Ich kann es noch nicht perfekt.» Warum so bescheiden?

Ich bin immer auf der Suche. Mich zurückzulehnen im Gedanken: «Jetzt hab ich's», passt nicht zu mir. Deshalb sind meine Gerichte auch immer wieder anders. Routine ist auch Stillstand. Die Vorlieben ändern sich, was die Leute mögen, was sie begeistert. Aber man darf das Alte nicht vergessen und muss einen goldenen Mittelweg suchen. Ich blättere ab und zu in den Ordnern, in denen meine Menüs abgelegt sind. Das ist schon interessant.

Wie haben sich die Rezepte entwickelt?

Sie haben sich zwar stetig verändert, sind aber nicht immer besser geworden. Deshalb muss man manchmal einen Schritt zurück machen zu etwas, was vielleicht einfacher ist und weniger spektakulär, aber besser.

Sie haben einen unverwechselbaren Kochstil, eine Handschrift.

Es braucht zusehends Mut und Überzeugung, sich selbst zu bleiben. Die Versuchung, in den kulinarischen Mainstream zu gehen, ist gross.

«Meine Rezepte haben sich zwar stetig verändert, sind aber nicht immer besser geworden.»

Was ist heute der kulinarische Mainstream?

Vieles geht übers Anrichten; man kreiert fotogene, bunte, schöne Gerichte, die beim Essen aber kein nachhaltiges Erlebnis bieten. Oft ist es auch nicht sehr eigenständig, sondern auf raffinierte Art nachgekocht. Das hundenapf-ähnliche Chacheli aus grauem, naturbelassenem Ton sieht man jetzt überall. Aber die Avantgardisten, die wirklich vorangehen, sind schon wieder einen Schritt weiter.

Was sind Sie für ein Typ?

Ich bin ein offener, emotionaler Mensch, der sich auf andere einlässt. Deshalb trifft es mich sehr, wenn ein talentierter Mitarbeiter, in den ich grosse Hoffnung gesetzt habe, plötzlich geht, weil ihn ein Headhunter abgeworben hat. Aber das Motto meiner Lebenspartnerin und mir ist: «Erwarte nichts, und du wirst nicht enttäuscht.»

Das klingt pessimistisch.

Nein gar nicht. Ich tue nichts, weil ich im Gegenzug dafür etwas Lob oder Anerkennung erwarte. Ich tue etwas, weil ich es tun möchte. Meine Denkweise ist buddhistisch: Was du

gibst oder aussendest, kommt zurück, deine Gedanken werden Herr über dich. Es ist das Gesetz der vier M: «Man muss Menschen mögen.»

Und was sind Sie für ein Chef?

Ich führe sehr teamorientiert, beziehe alle mit ein, wenn wir ein neues Menü schreiben.

Die Küche ist doch kein Ort der Demokratie!

Nein, nein, aber als Diktator kann man da auch nicht auftreten. Im Idealfall leitet man die Leute so an, dass sie von alleine dahin gehen, wo man sie haben möchte.

Warum gibt es so wenig Spitzenköchinnen?

Ich habe da eine etwas lapidare Antwort: Viele Frauen wollen irgendwann Kinder und können dann eine Zeitlang nicht arbeiten. Meist ist das zwischen dreissig und vierzig – die Zeit, in der man überzeugend und erfolgreich wird. Kommt hinzu, dass der Beruf sehr viel fordert. Vor allem, wenn man über lange Zeit auf hohem Niveau bleiben will. Das liegt nicht jedem und ist vielen zu anstrengend.

Der Beruf des Kochs ist überdurchschnittlich hart, 18-Stunden-Tage, Kreativitätsdruck, man wird getestet, geprüft, bewertet, die Erwartungen der Gäste sind hoch – können Sie das alles weglächeln?

Meine Yin-und-Yang-Philosophie hilft mir sehr. Und gewisse Dinge lasse ich nicht zu nah an mich ran. Man kann sein Herz nicht immer auf der Zunge tragen. Es gibt Momente, da fehlt mir die Inspiration für ein Menü, es gibt seltene Momente mentaler Müdigkeit. Dann lasse ich die Aufgabe, mache etwas anderes, und plötzlich sind die Ideen wieder da.

Was war der schwierigste Moment Ihrer Karriere?

Mein Lebenshöhepunkt war die Geburt meines Sohns 1989. Als meine damalige Frau 1991 entschied, zurück nach Hongkong zu gehen, war das der Tiefpunkt. Ich musste vieles in Frage stellen und lernen, weiterzumachen. Es dauerte zwei Jahre, bis mein Sohn als Vierjähriger alleine mit der Swissair in die Schweiz flog und mich drei Wochen im Sommer besuchte. Von da an besuchte er mich zwei, drei Mal im Jahr. Das war dann wieder ein grosses Glück.

Manche Spitzenköche tun sich schwer damit, den geschützten Raum ihrer Küche zu verlassen und mit den Gästen zu sprechen. Wie ist es bei Ihnen?

Ich habe meine Gäste sehr gern. Viele kommen mittlerweile, um mich zu sehen. Ich bin



Das Gesetz der vier M: Spitzenkoch Jaeger.

sozusagen zur Marke geworden. Der Kontakt zu den Gästen ist wertvoll, das gibt magische Momente. Wir sind ja auch kein abgehobener Tempel, sondern ein Genussort, wo man sich entspannen und lustig sein kann. In Zukunft müssen wir das noch verstärken und möglichst viel von dem, was eine lockere Atmosphäre stört, wegbringen.

Zu locker darf es trotzdem nicht werden.

Je lockerer man auftritt, desto besser muss die Arbeit sein. Und natürlich muss man die Grenzen des Anstands und des Respekts gegenüber dem Gast wahren.

Lohnt sich Spitzengastronomie finanziell?

Es wird immer schwieriger. Der Punkt ist, dass man das Personal haben muss, um Spitzenzeiten mit hoher Belegung abzudecken. Aber die Auslastung ist heute kaum noch berechenbar. Einen Tag ist man voll, dann sind wieder nur drei Tische besetzt. Da legt man eindeutig drauf.

Worauf kommt es an?

Der Standort ist sehr wichtig. Wir in Schaffhausen befinden uns im Rückraum des Geschehens. Und dann kommt es darauf an, wie hip man ist. Ist das gefragt, was du machst, wird darüber berichtet?

Oft hört man, das Essen im Restaurant sei zu teuer, obwohl wir statistisch gesehen immer weniger vom Haushaltsbudget fürs Essen ausgeben. Hat die Gastronomie ein Glaubwürdigkeitsproblem?

Sie hat ein Vermittlungsproblem. Das Handwerk hat keinen hohen Stellenwert mehr. Wenn Coop und Migros im grossen Stil industriell produzierte Mittagessen verkaufen, hat das Auswirkungen auf uns. Wir machen das Sauerkraut selber und schneiden keine Beutel auf. Es gibt aber auch einen gesellschaftlichen Wandel, die Ansprüche steigen, man will von allem etwas. Da wird das Essen zur Preisfrage.

Kein Land hat so viele Sternerestaurants im Verhältnis zur Bevölkerung wie die Schweiz. Essen wir besser als vor zwanzig Jahren?

Wir essen nicht besser, sondern anders. Es gibt immer noch sehr viele gutausgebildete Köche, wir haben sozialen Frieden, ein hohes Bruttosozialprodukt – wenn wir jammern, dann immer auf höchstem Niveau. Was augenfällig ist: Die talentierten jungen Köche, die heute auffallen, haben oft kleine Lokale, wenig Personal, und sie leben von der hohen Eigenleistung. Das scheint in der Schweiz noch zu funktionieren.

Was war das letzte Essen, das Sie begeistert hat?

Im «Kunsthof» in Uznach hat es mir ausserordentlich gut gefallen. Auch das Menü, das Peter Knogl für seine Kollegen kochte am Abend, bevor er zum «Koch des Jahres» ausgerufen wurde, war hervorragend.

Ihr letztes enttäuschendes Essen?

Das habe ich vergessen. (*Lacht*)

Taugt die französische Küche eigentlich noch als Masstab, oder ist sie überholt?

Ich sehe es pragmatisch: Egal, ob französisch, italienisch oder was auch immer – entscheidend ist die solide Basis. Es geht ums gute Essen, um Genuss, Emotionen, auch um Überraschungen und Aha-Erlebnisse. Wer nur moderne Techniken beherrscht, hat potenziell viele Fehlerquellen. Es braucht ein Fundament. Und das findet man in der französischen Küche, beispielsweise bei Escoffier. Wenn man andererseits die Basis der molekularen Küche nicht beherrscht, geht es auch nicht mehr, da macht man sich schnell lächerlich. Für mich ist das die spannende Frage: Was behält man, wo geht man weiter?

«Ich werde fuchsteufelswild, wenn jemand etwas lieblos zubereitet, und seien es bloss Gschwellti.»

laren Küche nicht beherrscht, geht es auch nicht mehr, da macht man sich schnell lächerlich. Für mich ist das die spannende Frage: Was behält man, wo geht man weiter?

Welche Geschmackswelt behagt Ihnen?

Etwas vom Wichtigsten ist für mich die Harmonie. Dann braucht es einen definierbaren Geschmack, kein Durcheinander. Der Geschmack kann kräftig sein oder dezent, aber er muss klar sein. Meine Gerichte müssen ausserdem leicht und bekömmlich sein und ein Produkt im Zentrum haben.

Wenn man heute in ein Restaurant geht, kann es sein, dass man einem am Nebentisch mit dem Servicemitarbeiter geführten Anamnese-Gespräch zuzuhören hat: Es wird lang und breit über Allergien und Unverträglichkeiten diskutiert. Muss das sein?

Man sollte das im Restaurant nicht so in den Vordergrund stellen. Wenn ein Gast kein Gluten oder keine Laktose verträgt, wird er das schon sagen. Wir nehmen das ernst. Es ist eine Tatsache, dass wegen der einseitigen Ernährung mit Convenience-Lebensmitteln Unverträglichkeiten zunehmen. Aber es gibt Gäste, bei denen ich nicht verstehe, warum die ins Restaurant wollen – nur, um dort zu erzählen, was sie alles nicht essen.

Was, wenn jemand bei Ihnen vegan essen will?

Das geht, dafür haben wir alles da. Aber es kann einen schon vor Probleme stellen.

Muss man alles tun für den Gast?

Nein, natürlich nicht. Aber wir haben keine Probleme mit zu kapriziösen Gästen. Wenn das überhandnähme, würde ich mich schon wehren.

Wie halten Sie es selber mit der Ernährung?

Ich esse wenig Zucker und weisses Mehl. Brot backe ich lieber mit Urdinkel-Mehl, das ist etwas Gutes und wirkt sich positiv auf mein Wohlbefinden aus.

Wenn Sie über Nahrungsmittel, selbst über ein Glas Wasser, reden, hört man grossen Respekt heraus, der fast schon ins Esoterische geht. Was steckt dahinter?

Das ist eine Grundhaltung, die sich im Verlauf der Zeit verfestigt hat: der Respekt vor allem, was uns umgibt. Das verlange ich auch von meinen Köchen, wenn sie das Mitarbeiteressen zubereiten. Ich werde fuchsteufelswild, wenn jemand etwas lieblos zubereitet, und seien es Gschwellti. Dafür braucht es eine mehligke Kartoffel, und man muss sich die Mühe nehmen, sie schön weich zu kochen.

Sie sind in einem Alter, in dem Sie ans Aufhören denken. Was kommt als Nächstes?

Wir hatten ein ambitioniertes Projekt mit Gastronomie, Hotellerie und einer Kochschule, das verschiedene alte Liegenschaften um die «Fischerzunft» miteinbezogen hätte, aber die Stadt wollte das nicht. Zurzeit sind wir wegen eines Umbaus mit der Denkmalpflege in Verhandlungen. Aber man kann nicht alles haben. Wir denken auch über ein neues Konzept für ein zeitgemässes Restaurant nach, das vielleicht etwas zugänglicher wird.

Haben Sie einen Nachfolger?

Im Moment habe ich niemanden, der mit dem bestehenden Konzept weitermachen könnte. Eine Nachfolge hängt ja auch von der zukünftigen Ausrichtung des Hauses ab.

Werfen Sie sich vor, dass es Ihnen nicht gelungen ist, jemanden aufzubauen, der in Ihre Fussstapfen treten könnte?

Ich habe es versucht, und es ist mir nicht gelungen. Aber das werfe ich mir nicht vor, es sollte einfach nicht sein.

Ihr Sohn?

Der hat Architektur studiert und wohnt in London – ein faszinierender junger Mann, der fürs Leben gern isst, aber nicht kochen will. (*Lacht*)

Wollten Sie nie einfach aufhören?

Der Zeitpunkt kommt vielleicht noch. Ich hatte eine Herz- und eine Hüftoperation, das waren Schüsse vor den Bug.

Eine Herzoperation geht einem ja buchstäblich nahe.

Ja, es war für mich als Koch schwer zu verkraften, dass man mir den Brustkorb aufmachen musste. Ich kam mir vor wie ein Guggeli. Dass man da liegt, klinisch tot ist, dass man aufgemacht und wieder zugenäht wird...

Gibt es ein Gericht, mit dem Sie in Erinnerung bleiben möchten?

Sie sind nicht der Erste, der das fragt, und ich kann es wirklich nicht sagen. Ein Gericht, das ich mag, ist sicher die mehligke Kartoffel mit einem Hauch Beurre noisette und *black beans*. Das klingt einfach, ist aber schwer, perfekt hinzukriegen.

André Jaeger, 67, gilt als Erfinder der euro-asiatischen Küche. Der Inhaber der «Fischerzunft» in Schaffhausen bekam 1995 von Christian Millau persönlich 19 Punkte im «Gault Millau», er hat ausserdem einen Michelin-Stern. 1970 bis 1975 war er Food and Beverage Manager im Hotel «Peninsula» in Hongkong. Von ihm sind mehrere Bücher erschienen, zuletzt «Fischerzunft» (AT-Verlag, 2010).



JUGENDSTIL IN DAVOS

Esplanade Belle Epoque. Die schönsten Wohnungen von Davos: Historische Pracht trifft auf elegante Moderne – zeitgenössisches Design im Glanz der Belle Epoque. 2.5 – 4.5 Zimmer-Eigentumswohnungen an Südlage mit fantastischer Aussicht.

Kontakt:

Irmgard Planzer, 044 396 99 79 / 079 362 21 21

www.esplanade-belle-epoque.ch

meiliunternehmungen

Seestrasse 99a · 8702 Zollikon

Wir setzen Akzente.

ESPLANADE
Belle Epoque

«Putin wirkte etwas schüchtern»

Der Ukrainer Andrei Danilko gehört mit seiner Kunstfigur Verka Serduchka zu den erfolgreichsten Entertainern Osteuropas. Bei einem Gespräch in Kiew erzählt er von seinem Treffen mit Wladimir Putin, vom Protest auf dem Maidan-Platz und weshalb er Freddy Mercurys Rolls-Royce kaufte. *Von Rico Bandle*

2007 erreichten Sie am Eurovision Song Contest für die Ukraine den zweiten Rang. Wissen Sie noch, wie viele Punkte Russland Ihnen gegeben hat?

Das werde ich nie vergessen: acht Punkte. Und die Person, die die Punkte Russlands am Bildschirm verkündete, sagte: «Diese acht Punkte sind für die Ukraine, nicht für Verka Serduchka.» In Helsinki [wo das Finale stattfand, Anm. d. Red] hatte ich noch nicht begriffen, was das bedeuten sollte. Erst später wurde mir bewusst: Die Russen hatten einen absurden Krieg gegen mich begonnen.

Sie waren in Russland ein Star, hatten dort über eine Million CDs verkauft. Die Russen warfen Ihnen dann vor, der Nonsens-Refrain in Ihrem Eurovision-Lied, «Lasha tumbai», höre sich an wie «Russia goodbye». Wie kam es dazu?

Russland war damals mit der Band Serebro angetreten, was Silber heisst. Und nun holte ich die Silbermedaille, die Russen wurden nur Dritte. Deshalb waren sie so wütend auf mich. Dass ich «Russia goodbye» gesungen und mich über Russland lustig gemacht haben soll, ist völliger Blödsinn. Die russische Fernsehanstalt, die viel Geld in Serebro investiert hatte, machte ihren ganzen Einfluss geltend und sorgte dafür, dass mich in Russland niemand mehr engagierte. Ich erhielt praktisch ein Auftrittsverbot. Auch die beliebte Fernsehshow, in der ich mitspielte, wurde abgesetzt. Gleich nach dem Eurovisions-Wettbewerb hatte ich in Wien einen Auftritt bei einem Anlass der Ehefrau des früheren Moskauer Bürgermeisters. Das sorgte in Russland für einen Eklat, die Frau stand aber zu mir.

War das so etwas wie ein Vorbote des gegenwärtigen Russland-Ukraine-Konflikts?

Ich glaube nicht. Die Russen waren einfach nur neidisch. Verka Serduchka ist eine lustige Figur, es geht ihr einzig darum, den Leuten Freude zu bereiten. Die russischen Verantwortlichen dachten, in Westeuropa würde man meinen Humor nicht verstehen, Serduchka sei ein Phänomen der post-sowjetischen Länder. Ich aber sagte: «Die werden mich verstehen.» Und so war es auch. Ich erhielt von westlichen Ländern ebenso viele Punkte wie von östlichen. Und jetzt spiele ich in Deutschland, den USA oder Australien in ausverkauften Hal-

len. Die Russen haben mich schlicht unterschätzt.

Sie hatten Wladimir Putin zuvor einmal getroffen. Wie haben Sie ihn erlebt?

Das war 2004, also noch vor der orangen Revolution, bei einem Gipfeltreffen zwischen Russland und der Ukraine. Nach dem offiziellen Teil sang ich als Verka Serduchka vor den beiden Präsidenten Wladimir Putin und Leonid Kutschma. Die Verantwortlichen hatten etwas Angst vor dem Auftritt, Serduchka musste sich zurückhalten, die Show eher langweilig halten. Trotzdem hatten die Leute Spass, es wurde getanzt. Da kam Putin zu mir und sagte: «Andrei, das ist grossartig, möchtest du am Abend nochmals spielen, an einem weniger formellen Anlass, ohne Kravatte?» Was will man da antworten?

Sie haben zugesagt.

Selbstverständlich. Es wurde dann viel Wein getrunken an dem Abend; kaum nahm man einen Schluck, füllte ein Kellner schon nach. Auch ich hatte schon zu viel getrunken – Serduchka trinkt gerne. Ich trug auf der Bühne einen edlen Pelzmantel, und völlig unbedacht rief ich Putin mit dem Finger auf, zu mir zu kommen. Plötzlich waren alle still, da wurde mir wieder bewusst, dass ich es mit einem der mächtigsten Männer der Welt zu tun hatte. Alle lauschten, was nun passieren würde, es war so leise, dass man jede Fliege hätte hören können. Putin machte dann ein

«Als Bühnenprofi weiss ich genau, wie einfach die Massen zu manipulieren sind.»

Handzeichen, das jeder sofort verstand: «Ich komme nicht zu dir, du kommst zu mir.» Ich ging also auf Putin zu, noch immer herrschte eine Totenstille, als wollten alle sehen, wie nun der russische Präsident den als Frau verkleideten Mann exekutiert. Doch er sagte zu mir: «Meine Frau war an deinem Konzert in Sotschi. Wenn du dich umgezogen hast, setz dich doch noch ein bisschen an unseren Tisch.» Ich mochte ihn, er wirkte ein bisschen schüchtern. Wir sind beide im Sternzeichen Waage geboren, ich habe am 2. Oktober Geburtstag, Putin am 7. Ich glaube, deshalb kann ich sein Verhalten ziemlich gut nachvollziehen.

Sind Sie nachher tatsächlich zu ihm an den Tisch gesessen?

Nein. Es liegen Welten zwischen uns. Ich kann mir vorstellen, dass auch er froh war, dass ich nicht mehr gekommen bin. Ich sass stattdessen mit Bandkollegen unter einem Coca-Cola-Sonnenschirm, dort passe ich besser hin. Aber Putin hat uns seinen Privatjet zur Verfügung gestellt, um zurück nach Kiew zu fliegen. Ich fühlte mich wie Gerda im Märchen «Die Schneekönigin»...

Dass Putin darauf bestanden hatte, dass Sie in Männerkleidern zu ihm an den Tisch kommen, hatte das weltanschauliche Gründe?

Ich glaube nicht. Mir ist es ganz recht, wenn die Leute lieber mit der Privatperson Andrei sprechen wollen als mit der Kunstfigur Serduchka. Das Gespräch wird dann ganz anders. Ich möchte nochmals betonen: Zu jenem Zeitpunkt hatte ich einen sehr guten Eindruck sowohl von Putin als auch von Kutschma. Russlands Vorgehen heute unterstütze ich aber keineswegs, die Ukraine sollte eine Einheit bleiben.

Der Konflikt zwischen Russland und der Ukraine ist mit den Protesten auf dem Maidan-Platz letzten Winter eskaliert. Wie haben Sie die Ereignisse erlebt? Haben Sie auch protestiert?

Ich habe in der Nähe des Maidan-Platzes eine Wohnung, die Barrikaden endeten gleich vor meinem Fenster. Ich glaube aber nicht an Revolutionen. Als Bühnenprofi weiss ich genau, wie einfach die Massen zu manipulieren sind, wie man es anstellt, dass alle in eine Richtung laufen. Wenn aufgrund von Revolutionen Leute sterben, wenn sich die Lebensqualität verschlechtert, verstehe ich nicht mehr, was das soll. Ein junger Mitarbeiter von mir ging jeweils auch auf den Platz. Ich sagte ihm: «Geh nur.» Er war fest davon überzeugt, etwas Gutes und Wichtiges zu tun. Als er zurückkam, fragte ich ihn: «Was hast du genau gemacht auf dem Maidan?» Er sagte: «Nichts. Ich habe dort gegessen, fotografiert und Telefonnummern mit Frauen ausgetauscht.»

Es war aber schon auch eine ernste Angelegenheit, über hundert Menschen starben auf dem Platz.

Das stimmt. Aber was man im Fernsehen sah, war oft nur inszeniert. Es war zum Beispiel eine üble Show, wie sich die Politikerin Julia Timoschenko im Rollstuhl präsentierte. Die Zerstörung der Lenin-Statue hatten Fernsehleute angezettelt, um gute Bilder zu



«Eine einfache Frau vom Land»: Popstar Danilko alias Verka Serduschka.

haben. Es ist ein völliger Unsinn, die Lenin-Statue zu stürzen, sie ist doch Teil unserer Geschichte. Der Aufstand hatte zur Folge, dass die Ukraine mit der Krim einen Teil ihres Territoriums verlor und Leute starben. Was ist der Sinn dahinter? Ich erkenne keinen. Da wird etwas gespielt, was ich nicht mehr durchschauen kann.

Was ist die Rolle der Künstler in diesem Konflikt?

Wir Künstler werden missbraucht für Propaganda. Oft wird einfach eine Zeile aus einem Songtext genommen und von der einen oder anderen Seite vereinnahmt. Dabei ist unsere Funktion doch, Freude zu bereiten. Wenn wir eine politische Botschaft haben, dann nur: Frieden. Politiker wie Putin, Merkel oder Obama sind verantwortlich für das, was hier abgeht. Sie muss man mit den üblen Folgen konfrontieren, nicht die Künstler.

Hat sich Ihr Leben als Künstler verändert seit den Protesten auf dem Maidan?

Hier ist nicht mehr der richtige Ort für unsere fröhliche Show. Deshalb haben wir sämtliche öffentlichen Konzerte in Russland und der Ukraine abgesagt. In der Advents- und Neujahrszeit war Serduchka immer besonders populär und in vielen TV-Sendungen zu Gast. Dieses Jahr verzichten wir darauf. Die Band besteht aus 27 Musikern, wir spielen hier nur noch an geschlossenen Veranstaltungen, ausserdem touren wir durch Weissrussland, Deutschland oder die USA.

Sie singen halb russisch, halb ukrainisch. Woher kommt das?

Ich bin in Poltawa aufgewachsen, im Osten der Ukraine. Im Ortszentrum gibt es eine Ehrentafel, wo die berühmten Leute aus Poltawa aufgeführt sind. Vier Namen stehen da: der Dichter Nikolai Gogol, ein Sportler vom Beginn des 20. Jahrhunderts, eine verstorbene Dichterin – und Verka Serduchka. (*Lacht*) Also alles Tote und ich. Serduchka spricht den Poltawa-Dialekt, der ist sehr eigen, den kann auch niemand nachmachen. Da sich der Grossteil des Publikums von Serduchka in den ehemaligen Sowjetrepubliken findet, spricht sie oft russisch mit einem ukrainischen Akzent.

Es heisst, Sie seien in grösster Armut aufgewachsen.

Wir waren so arm, das kann man sich gar nicht vorstellen. In den früheren Sowjetrepubliken hatten viele Jugendliche einen Brieffreund. Meiner hiess Peter und kam aus der DDR. Einmal schickte er mir ein Foto seines Zuhauses: ein schönes, grosses Haus. Er fragte mich, ob ich ihm auch ein Foto schicke. Hätte ich ein Bild unseres Hauses geschickt, er hätte gedacht, hier herrsche noch immer Krieg. Also fotografierte ich im Stadtzentrum das Museum



«Die Russen haben mich unterschätzt»: Danilko.

und schrieb, hier wohnte ich. Ich habe Peter nie gesehen, vielleicht liest er ja dieses Interview, er soll sich doch bei mir melden.

Wie kamen Sie auf die Kunstfigur Verka Serduchka?

Serduchka war eine von vielen Figuren in einem Comedy-Programm. Sie erwies sich als die populärste. Als ich vor über zwanzig Jahren mit ihr begann, sprach noch niemand von einem «Transvestiten» oder brachte die Figur mit der Schwulenszene in Verbindung. Es war einfach ein lustiger Charakter. Heute ist das völlig anders. Wenn ich nochmals von vorn beginnen könnte, würde ich keine Frauenfigur mehr wählen. Wenn ich angefeindet werde, dann immer, weil ich eine Frau spiele.

Vor Ihrem Eurovisions-Auftritt gab es in Kiew Demonstrationen gegen Sie, konservative Aktivisten verbrannten gar Serduchka-Puppen. Was löst so etwas aus?

Das war ganz schlimm. Da war so viel Hass. Es ging mir sehr schlecht, ich habe zwölf Kilo abgenommen. Als ich mit dem zweiten Platz aus Helsinki zurückkam, wurde ich dafür mit einer Begeisterung empfangen, wie Juri Gagarin bei seiner Rückkehr aus dem All. Es war grossartig.

Umgekehrt wird Verka Serduchka weltweit von Schwulen als Ikone gefeiert. Stört Sie das?

Nein, überhaupt nicht. Serduchka ist für alle da. Die Figur ist ja nicht ein Sexsymbol, sondern eine einfache Frau vom Land, die immer mit ihrer Mutter unterwegs ist. Auch Kinder haben Freude an ihr. Ob schwul, jüdisch oder was auch immer, das spielt doch alles gar keine Rolle. Wenn jemand Stimmung gegen eine Randgruppe macht, dann

tut er dies nur, weil er von den wahren Problemen ablenken möchte.

Sie haben einen Auftritt in der Hollywoodkomödie «Spy», die demnächst in die Kinos kommt. Wie kam es dazu?

Regisseur Paul Feig hat meinen Eurovision-Auftritt auf Youtube gesehen. Er wollte Verka Serduchka unbedingt in einem seiner nächsten Filme drinhaben. Als 20th Century Fox uns anfragte, wusste ich nicht, wer Paul Feig ist – trotzdem habe ich zugesagt. Später habe ich erfahren, dass er sich dermassen über die Zusage gefreut hat, dass er das ganze Drehbuch nochmals für uns umschrieb. Die Dreharbeiten fanden in Budapest statt. Eine grosse Ehre für mich war vor allem, den Kameramann Robert Yeoman kennenzulernen, er ist auch der Kameramann meines Lieblingsregisseurs Wes Anderson.

Im Film spielen Stars wie Jude Law, Melissa McCarthy, Jason Statham oder 50 Cent mit. Wie war die Zusammenarbeit mit ihnen?

Wir dachten, Hollywood sei ein anderer Planet, unerreichbar – aber die Stars begegneten uns mit genau demselben Respekt. Als Jason Statham mich als Verka Serduchka sah, trat er voller Ehrfurcht auf mich zu. Serduchka war auch für diese weltbekannten Schauspieler etwas sehr Spezielles.

«Wenn ich angefeindet werde, dann immer, weil ich eine Frau spiele.»

Vor zwei Jahren ersteigerten Sie bei einer Auktion den silbernen Rolls-Royce des verstorbenen Queen-Sängers Freddie Mercury. Fahren Sie mit dem Autor herum?

Nein. Ich war im Spital, als ich das Auto ersteigerte, ich bot per Telefon mit. Man hat mir dies hier in der Ukraine übelgenommen, mir wurde vorgeworfen, mich wie ein Superreicher zu benehmen. Das ist aber völlig falsch. Ich bin ein grosser Fan Freddie Mercurys und ersteigerte das Auto, um es dem Mercury-Museum in Montreux zur Verfügung zu stellen. Da sich die Eröffnung des Museums verzögert, steht das Auto noch immer in einer Garage in England. Dass ich den Rolls-Royce weit über dem Schätzpreis ersteigerte, hat vielleicht mit meiner Herkunft zu tun. Als Kind wagte ich es nicht einmal, von einem alten Fahrrad zu träumen, jetzt kann ich einfach einen Rolls-Royce ersteigern – ich kann es manchmal selbst kaum glauben.

Andrei Danilko, 41, gehört zu den erfolgreichsten Sängern der Ukraine. Seit er als Verka Serduchka 2007 am Eurovision Song Contest mit dem Trash-Lied «Dancing Lasha Tumbai» den zweiten Rang erreichte, füllt er in Westeuropa, Australien und den USA die grossen Hallen. In Russland hatte er eine erfolgreiche TV-Sendung, die nach seinem Eurovision-Auftritt abgesetzt wurde.



VIP-Genussreise Bordeaux /Atlantik Leben wie Gott in Frankreich!

Fliegen Sie mit dem Privatjet nach Bordeaux, und besuchen Sie das weltberühmte Château Lafite-Rothschild und Châteaux in den Appellationen Saint-Estèphe und Pessac-Léognan sowie eine Austernzucht an der Atlantikküste. Exklusive Führungen, Degustationen und gastronomische Genüsse inklusive.

Als VIP stehen Ihnen die Tore zu den sonst verschlossenen Top-Châteaux offen. Die Höhepunkte sind das Soirée-Konzert in der imposanten Wein-Kathedrale von Lafite-Rothschild sowie «Table Privée»-Essen in einem Château von Saint-Estèphe und Pessac-Léognan. Sie logieren standesgemäss im Fünfsternehotel, und mit Musse unternehmen Sie einen Bootsausflug zu den Sanddünen mit einem Mittagessen im idyllischen Restaurant «Trouvaille». Im Privatjet reisen Sie stilvoll und im kleinen Rahmen – ein Erlebnis der absoluten Extraklasse!

Programm:

1. Reisetag (1. Juli 2015)

- 8.15 Abflug im Privatjet in Zürich
- 9.30 Ankunft in Bordeaux
- 10.15 Besichtigung einer Eichenfassproduktion
- 12.00 «Table Privée» im Château der Appellation Pessac-Léognan (inkl. Führung und Degustation)
- 15.00 Erfrischung im Fünfsternehotel «Burdigala», Bordeaux

- 16.00 Erlebnisfahrt auf der Château-Route Médoc
- 17.30 «Table Privée» in einem Château der Appellation Saint-Estèphe (inkl. Führung und Degustation)
- 20.30 Transfer zum Château Lafite-Rothschild, Appellation Pauillac
- 21.00 Soirée-Konzert
- 22.45 Apéro im Weinkeller von Lafite-Rothschild
- 0.30 Ankunft im Hotel, Bordeaux

2. Reisetag (2. Juli 2015)

- 9.00 Fahrt an die Atlantikküste
- 10.15 Besuch einer Austernzucht mit Verkostung und Apéro am Meer
- 12.00 Mittagessen im Restaurant «Trouvaille» mit Blick auf die Sanddünen
- 14.45 Ausflug mit Taxiboot zu den Sanddünen
- 16.45 Transfer nach Bordeaux
- 17.45 Rückflug ab Bordeaux
- 19.00 Ankunft am Privatjet-Terminal in Zürich

Weltwoche-Spezialangebot

Bordeaux/Atlantik – Privatjet-Genussreise – nur in diesem Angebot!

Reisedatum:

Mittwoch, 1. bis Donnerstag, 2. Juli 2015

Leistungen:

- Park'n'Fly-Service in Zürich
- Privatjet-Flug Zürich-Bordeaux-Zürich
- 2 «Table Privée»-Essen
- Bootsfahrt und Mittagessen im «Trouvaille»
- Austern-Degustation inkl. Apéro
- Übernachtung im Fünfsternehotel «Burdigala» inkl. Frühstück
- Lokaler Transport

Spezialpreise:

Fr. 4780.– pro Person (Vorbehalt Verfügbarkeit; Einzelzimmerzuschlag Fr. 150.–)

Limitierte Teilnehmerzahl:

Max. 12 Gäste. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

Anmeldung:

Informationen und das detaillierte Reiseprogramm finden Sie unter: www.weltwoche.ch/Platinclub

Veranstalter:

Executive CH GmbH, Privatjet- und Jacht-Reisen,
5430 Wettingen, Telefon 056 427 15 68
www.executive-private.ch
E-Mail info@executive-private.ch

www.weltwoche.ch/platinclub





«Ich mag diese Frage»: Model Jagger.

MvH trifft

Georgia May Jagger

Von Mark van Huisseling — Die erfolgreiche Tochter eines erfolgreichen Vaters und einer schönen Mutter spricht über ihr Jahr.

Die Zeit ist begrenzt, drum kurze Fragen, kurze Antworten, einverstanden?» – «Okay.» – «Auf einer Skala von eins bis zehn – zehn gleich perfekt, eins gleich *annus horribilis* –, wie war Ihr Jahr 2014?» – «Ungefähr eine Fünf, würd ich sagen.» – «Aha. Wieso?» – «Es ging, irgendwie, sehr schnell vorbei. Ich war sehr beschäftigt, es war ein arbeitsreiches Jahr. Aber es war zum Teil auch gut.» – «Welches war das beste Buch, das Sie dieses Jahr gelesen haben, falls Sie lesen?» – ««Falls Sie lesen», haha. Ich lese gerade Anjelica Hustons Autobiografie, ich bin recht begeistert davon; sie und meine Mutter waren Freundinnen. Sie hat es selber geschrieben, es ist nicht wie alle diese Autobiografien, die rauskommen und von jemand anderem geschrieben wurden ... Ich bin aber noch nicht fertig damit.» – «Das Jahr ist auch noch nicht zu Ende.» – «Richtig. Und ich habe «Mutant Message» gelesen, das war ziemlich gut [auf Deutsch «Traumfänger», angeblicher Tatsa-

chenbericht über die Begegnung der Autorin mit einem Aborigine-Stamm in Australien und über die auf diese Weise gemachten spirituellen Erfahrungen, später widerrufen und als erfunden bezeichnet; Wikipedia].»

Georgia May Jagger ist ein englisches Model, liest man, sowie die Tochter von Jerry Hall, einem ehemaligen Model, und Mick Jagger von den Rolling Stones. Sie macht, unter anderem, Reklame für Thomas Sabo, eine Schmuck- und Uhrenmarke aus Süddeutschland; dieses Gespräch, das im «Claridges» in London stattfand, kam durch Vermittlung des Unternehmens zustande (ich war Gast von Thomas Sabo). Sie erschien mir auskunftsfreudig und interessiert, nicht «unglaublich zickig», wie in einem *Blick*-Artikel beschrieben. Allerdings ist sie, in meinen Augen, kein Model, sondern ein *celebrity testimonial*. Sie ist zu klein, 1,70 Meter offiziell, ich schätze sie auf 1,67 *tops*, und zu schwer für diese Grösse. Ferner ist sie entweder

ausserordentlich bildwirksam, also geeignet, fotografiert zu werden – oder dann sind die Bilder von ihr noch stärker bearbeitet als üblich in der Branche.

«Gab es dieses Jahr Filme oder Fernsehserien, die herausragten?» – «Ähm, ich sah mir gern dieses Zombie-Ding an, «The Walking Dead» ... Ich reise viel, darum schaue ich sehr viele Filme und TV-Serien, manche sind gut, manche schlecht. Ich versuche nachzudenken, was ich für gute Filme gesehen habe – «Gravity» in 3-D, das machte mir ein wenig Kopfschmerzen, aber ich hab den Film ziemlich genossen, richtig cool.» – «Das beste Album des Jahres?» – «Well, das einzige Album dieses Jahres, das mir gefällt, ist «Beyoncé» [von Beyoncé; es erschien am 13. Dezember 2013]. Aber wissen Sie, ich verfolgte das Popzeugs, als ich jünger war, und Beyoncé erinnert mich an die Zeit. Ich mag alle möglichen Arten von Musik, am liebsten mag ich Blues.»

«Was ist das Wichtigste, was Sie von Ihrer Mutter gelernt haben?» – «Ich denke, sie hat einen sehr positiven Blick auf alles, sie sieht ihr Glas immer halbvoll. Und sie hat diesen Südstaatencharme [sie kommt aus Gonzales, Texas]; ich meine, ich bin Engländerin, wir tendieren dazu, eher ein wenig pessimistisch und negativ zu sein, wegen des Wetters oder weshalb auch immer. Sie bringt mich dazu, das Gute zu sehen und daran zu glauben.» – «Was würde Ihre Mutter über Sie sagen?» – «Oh, sie ist die schwärmerische Mutter, die nur das Beste über mich sagt; wie stolz sie sei und so.» – «Und was ist das Wichtigste, was Sie von Ihrem Vater gelernt haben?» – «Dad hat uns immer, als wir Kinder waren [sie hat eine Schwester und zwei Brüder] und mit ihm reisten, viel über Städte, in denen wir waren, gelehrt und über fremde Kulturen. Und obwohl wir viel unterwegs waren, hat er immer Besuche in Museen und Galerien reingedrückt, Denkmäler, historische Stätten ... «Nehmt alles auf und hört nie auf zu lernen», sagte er immer.»

«Was ist wichtiger in Ihrem Leben, das Internet oder der Mond?» – «Definitiv der Mond; ich mag diese Frage.» – «Wie geht der beste Anmachspruch, den Sie je gehört haben?» – «Diese Sprüche sind nie gut, ich werde aber eigentlich auch nicht angemacht. Als ich in New York lebte, wurde mir ab und zu nachgepiffen auf der Strasse; und wenn ich meinte, jetzt kommt einer, um mich anzumachen, machte er mir ein Kompliment für meine Turnschuhe.» – «Was ist Ihr Plan, Ihr vielleicht grosser Plan, für 2015?» – «Es gibt keinen grossen Plan. Ich mach weiter das, was ich mache. Und möchte mehr selber fotografieren, Porträts und Landschaften.»

Ihr liebstes Restaurant: «Wahrscheinlich «Ffiona's», an der Kensington Church Street; echte englische Hausfrauenküche, kein schicker Japaner.»
«Ffiona's Restaurant», 51 Kensington Church Street, London, Tel. +44 207 937 4152

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25				26						
27						28					29	30		
31			32		33			34						
		35				36				37				
38										39				
		40						41						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Wachsamkeits-Antenne

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Stichwort zum US-Bundesstaat: Brad Pitt. 6 Man stelle einen Buchstaben davor, und schon ist es besser. 10 Mineral: Wir verweisen auf Titan-eisen als sprachliche Alternative. 12 Auf ihr, ganz zuoberst, reisen Millionen Menschen. 15 Was für manche Deutschschweizer nichtssagend, ist für Romands schlimm. 17 Keine Vogelkunde, doch: Weiss er es, weiss man es selber meist nicht. 18 Abchecken ist wohl zeitgemässer. 19 Manchmal ist sie ein geringeres Problem als die Stra-fenden. 20 Mit ihm geht's besser auf zu gemeinsamen Taten. 23 Kolumbus nannte die Insel Concepción. 26 Die wilde Katze aus Afrika wird so fast schon herzig. 27 Die CH-Partei gibt sich volksnah, dazu reduziert auch reformiert. 28 Das Quartal wird, wenn man nur ein bisschen studiert, dazu. 31 Sie haben eine helle Hautfarbe. 34 Gewissermassen die schmerzhafteste Steigerung von 19 waagrecht. 35 Fälle, die weniger FBI-Agenten und vielmehr Touristen interessieren. 37 Madame du, Berliner Original, trug den Titel in ihrem Namen. 38 Sexuelles Symbol fürs gesundheitliche Wohl, inklusive geschmackvollem Genuss. 39 Arthur Schnitzler und dieses Fräulein – eine überaus konfliktreiche Geschichte. 40 Wo 9 senkrecht, ist folgerichtig sie bei uns. 41 Im Westen Ostsee, im Osten Russland: In jenem Land wird dort regiert.

Senkrecht — 1 Helge aus Deutschland, und er aus der Ukraine. 2 Der Kieselschiefer ist fast unvorstellbar alt. 3 Kein urzeitlicher Kampfprud, sondern schlicht Begeisterung. 4 Wird da verziehen, wo sie besteht?, fragte schon Shakespeare. 5 Im Silicon Valley wird Palo damit städtisch. 6 Wirkt irgendwie eng, der Ort dort im Glarner Mülibachtal. 7 Einst war sie betörend, heute ist sie eher störend mit ihrer penetranten Heulerei. 8 Unser Promi hat etwas von einem Vogel. 9 Nichts, und schon ist beim Roulette Schluss. 11 Gemüts- und Geistesart der oft klischeehaften Art. 13 Sie lässt uns notfalls genau darauf zurückgreifen. 14 Die Schlacht von dort (II. Weltkrieg) ist gleichfalls eine Stadt in Eritrea. 16 Zustellen, aber nicht die Post. 21 Reicht knapp als Gedächtnisstütze. 22 Die ...linie im übertragenen Sinn fängt im Kopf an, nicht beim 23 Natürlich, es gibt alternativ auch diese Lösung. 24 Was Paris für das Département Paris, ist jene Stadt für das Département Vosges. 25 Die Ankündigung ist eine Mitteilung und mehr. 29 Noch, sagt der Brite, und der Deutsche wird dabei ruhig. 30 Jene Minderheit erinnert an den Völkermord vor zwanzig Jahren. 32 Weltweit beliebte Körner, zur Abwechslung bunt gemischt. 33 Namensvetter: ungarische Stadt und Nebenfluss der Elbe. 36 Buchstäblich fast alle trinkfreudigen Briten trinken es gerne.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 397

	M	A	S	S	K	R	U	G		T	A	S	S	
D	I	N		U	N	E	R	L	A	U	B	T		W
E	D	E	L	T	A	N	N	E		B	O	E	S	E
P	I	C		A	B	T	E	I	L	U	N	G	E	N
O		K	A	N	E	A		T			N	E	I	N
T	R	E	U	E		B	L	E	S	S	E		N	
S	I	N	S		N	E	U	R	O		M	A	I	S
	V		W	O	L	F		I	T	E	M		P	
B	I	B	E	L	I	T	Y	R	A	N	N	E	I	
A	E	R	G	E	R	N	I	S		S	T	I	R	N
A	R	I		U		G	O	T	T		O	N	N	
L	A	E	R	M	I	G		P		E	R	N	I	E

Waagrecht — 1 MASSKRUG 8 TASS (-e) 11 DIN 12 UNERLAUBT 14 EDELTANNE (erreicht unter Tannen höchste Wuchshöhe und höchstes Alter) 15 BOESE 17 PIC (eigntl. R. Hirzel, von seiner Schwester in Anlehnung an Picasso Pic genannt) 18 ABTEILUNGEN 19 KANEA 21 NEIN 22 TREUE 24 BLESSE (spezieller Fleck, oft auf Nasenrücken gewisser Tiere) 27 SINS 28 NEURO(-tisch) 29 MAIS (bot.: Familie d. Süßgräser) 32 WOOLF 34 ITEM 36 BIBELI 38 TYRANNEI 41 AERGERNIS 42 STIRN 43 ARI (IRA) 44 GOTT 45 ONN 46 LAERMIG 47 ERNIE (und Bert: Figuren aus der Sesamstrasse)

Senkrecht — 1 MIDI 2 ANECKEN 3 SUTANE (Obergewand gewisser Geistlicher, meist Soutane geschrieben) 4 KNABE 5 RENTABEL 6 URNE 7 GLEITER (Segelflugzeug m. geringem Höhenverlust) 8 TUBU (wörtl.: Felsenmenschen) 9 ABONNEMENT 10 STEGE 11 DEPOTS 13 WENN 16 SEINI (rumän. Name für Leuchtenburg) 20 AUSWEG 23 RIVIERA 25 LUFTIG 26 SOIR (franz. f. Abend) 28 NOIR (franz. f. schwarz) 30 AMNION (-tiere) 31 SPINNE 33 OLEUM (lat. f. Öl, rauchende Schwefelsäure) 35 TASTE 36 BAAL (im Christentum ein Dämon, im syrischen Raum einst Wettergott) 37 BRIE 39 YSOP (wörtl.: heiliges Kraut) 40 ERNI (Kunstmaler)

Lösungswort — STAATSWESEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Classique Hora Mundi 5717

Die Classique Hora Mundi lädt auf ihrem fein von Hand guillochierten und lackierten Zifferblatt zu einer Reise durch die Kontinente und Ozeane ein. Sie ist die erste mechanische Uhr mit augenblicklichem Zeitonenwechsel. Dank eines patentierten Systems wechseln die Anzeigen von Datum und Uhrzeit beim Betätigen des Drückers zwischen zwei vorgewählten Zeitzonen vor und zurück. Wir schreiben die Geschichte fort...





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber, Im Städtle

Zug

Lohri, Neugasse 9

Zürich

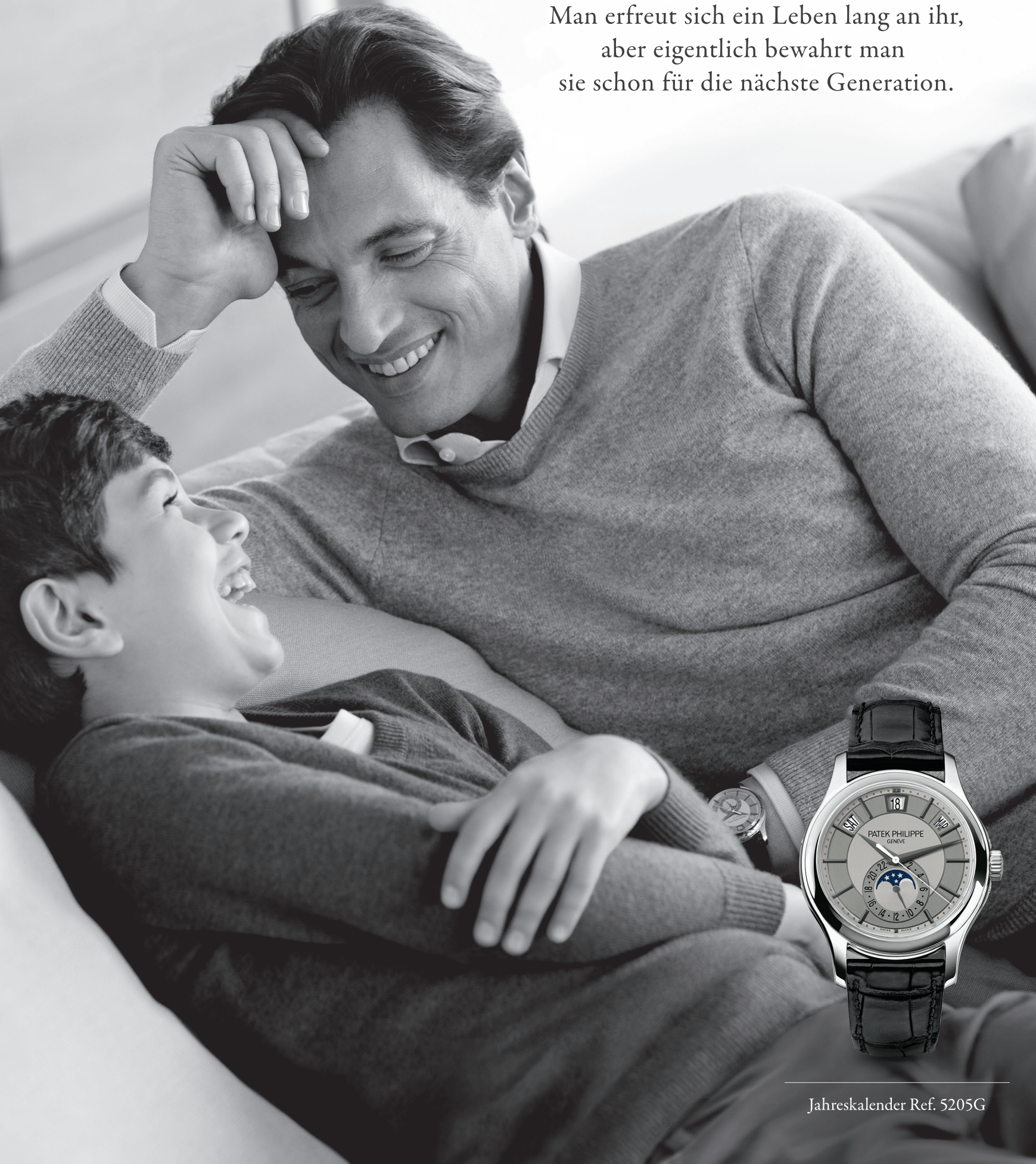
Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G